





Emil Zola



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

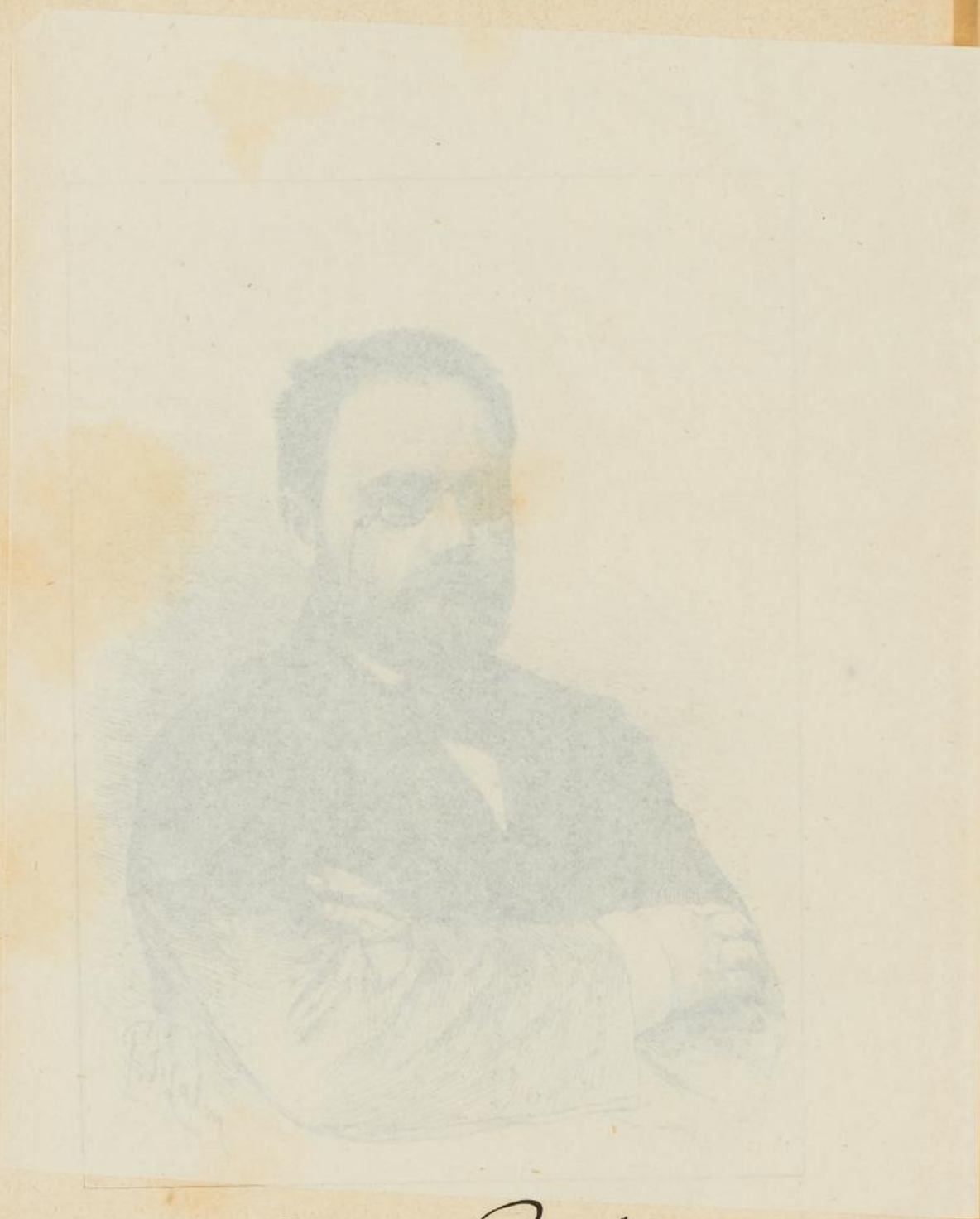
XIII. Band. — April 1880. — 37. Heft.

(Die erste Jahrgang des Monatschrifts 1868.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Emil Zola



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XIII. Band. — April 1880. — 37. Heft.

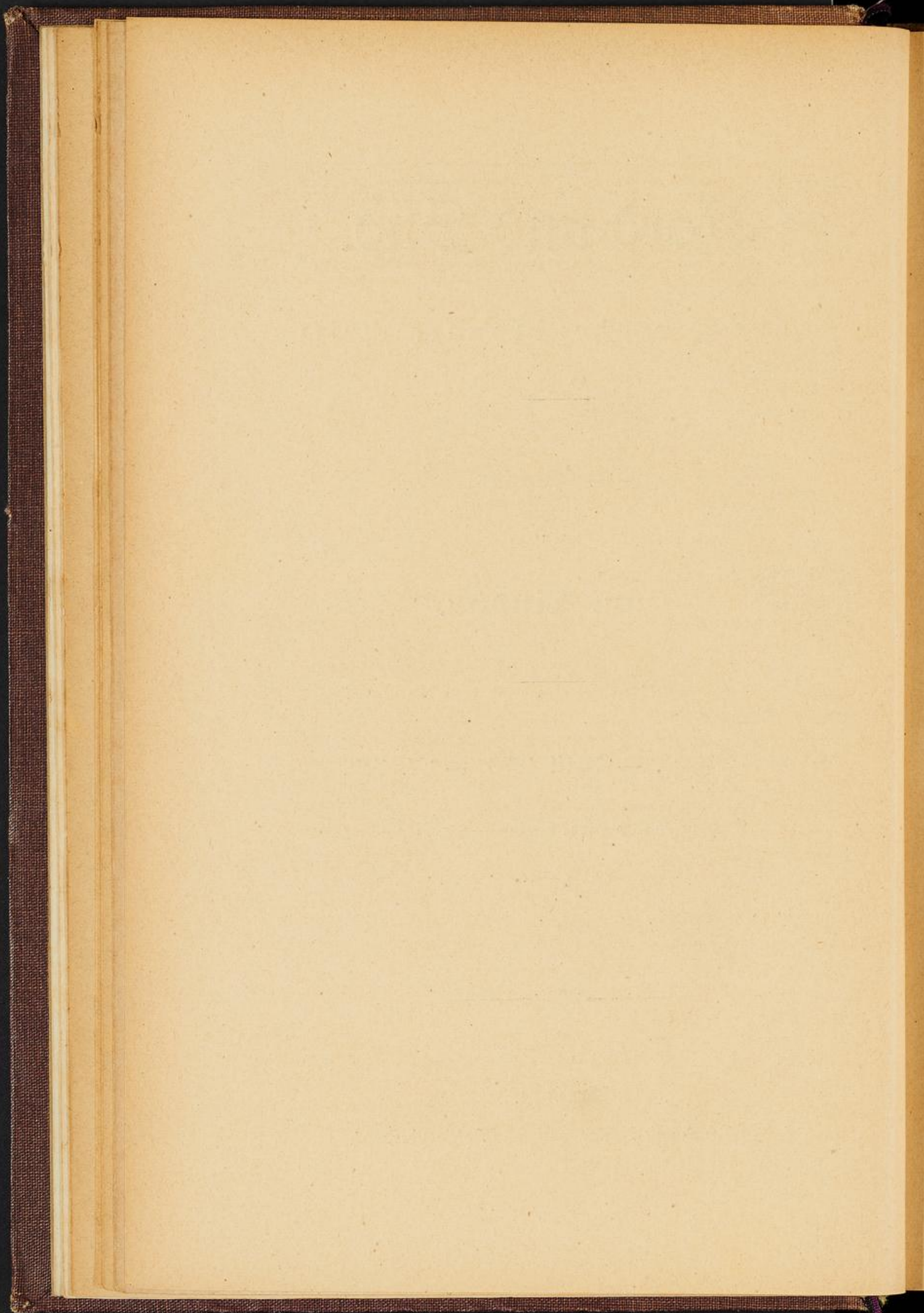
(Mit einem Portrait in Radirung: Emile Zola.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.









## T o n i.

Novelle

von

Alfred Meißner.

— Bregenz. —

**A**ch, die jungen Leute, die jungen Leute!" rief der Rath Mangold, indem er mit dem Ausdrucke tiefsten Mißmuths den eben erhaltenen Brief wieder in's Couvert steckte. „Ich sage Ihnen: lieber sechs Töchter, als einen Sohn! lieber sechs Töchter!"

„Was? Ihr Sohn macht Ihnen Sorge?" fragte der Doctor. „Der Student? Der vortreffliche junge Mann, der neulich hier war und so rasch unser aller Herz gewann?"

„Er hat wirklich die besten Anlagen —" entgegnete der Vater, indem er aufstand. „Zuweilen wünsche ich mir allerdings, er wäre minder brav, ordentlich, gewissenhaft — dann —" er verschluckte das Weitere, steckte den Brief in die Brusttasche und machte sich davon.

„Was ist unserm Herrn Rath?" fragte der Major. „Er macht ein sonderbares Gesicht? —"

„Er hat mir theilweise sein Herz eröffnet", sagte der Professor. „Sein Sohn macht ihm Sorgen. Er hat da eine Bekanntschaft gemacht — ein Mädchen aus der Arbeiterklasse, dem er täglich begegnete, wenn es aus der Fabrik kam — und nun — kurz, er spricht vom Heirathen — es ist allerdings für einen Vater, um sich die Haare auszuraufen!"

„Narrenspossen!" rief der alte Major. „Nicht ein einziges graues Haar ließe ich mir darüber wachsen!"

„Sie haben gut reden", sagte der Baron. „Die Sache ist nicht so unwichtig, als Sie sich denken. Ich habe vor Jahren in meiner Familie Aehnliches durchgemacht. Ein heranwachsender junger Mann bedarf eigentlich mehr der Aufsicht, als ein junges Mädchen. Die steht in der Familie da. So ein junger Mensch — allein in einer großen Stadt — doch ich sage,



es sollte gar keine Universitäten in großen Städten geben, die Verführung dort ist gar zu groß. Die Engländer haben Recht. In ihren Colleges, gehörig überwacht, da können tüchtige junge Leute heranwachsen“.

„Und doch können wirkliche Universitäten nur in großen Städten sein!“ rief der Professor. „Aus hundert Gründen, die ich Ihnen an den Fingern her zählen wollte. Aber die Sache liegt anderswo. Mit dem jungen Mangold muß nicht alles in Ordnung sein. Ein junger Mensch, der ernsthafte Liebe zu den Wissenschaften hat, ist gegen alle Verführungen geschützt! Die Arbeit, die Wissenschaft, das Studium — Sehr wahr sagt ein griechischer Dichter, daß vor dem Vogel der Minerva die Tauben der Venus die Flucht ergreifen . . .“

„Das ist zum Lachen!“ rief der Major. „Sie können um einen jungen Mann eine ganze Mauer von Büchern bauen, das wird ihn nicht abhalten, den Mädchen nachzugehen. Da weiß ich was Besseres: militärische Erziehung. — Im Sommer um Fünf, im Winter um Sechs aus dem Bett heraus — ein paar Stunden täglich Exerciren — Feldübungen, als junger Officier Abrihtung der Soldaten — dabei wird man müde wie ein Jagdhund und denkt an nichts, als recht bald zu Tisch und Abends wieder recht bald ins Bett zu kommen. Da vergehen dem jungen Manne die Allotria . . .“

„Es ist lange her, Major, daß Sie jung waren“, entgegnete der Baron. „Es täuscht Sie Ihr Gedächtniß. Ich erinnere mich, daß Sie mir voriges Jahr ein paar Geschichten aus Ihren jungen Jahren erzählt haben“ . . . . .

„Ich denke“, mischte sich jetzt der Doctor hinein, „es ist nicht das Studium und nicht die körperliche Ermüdung, die junge Leute schützt. Der eigentliche Schutz vor Verirrungen ist eine edle Liebe. Das junge Herz muß durchaus seinen Roman haben, das ist nun einmal so. Ich sage mit Rousseau: wenn ein junger Mensch kein Wüßling werden soll, muß er lieben“.

„Einverstanden“, meinte ich, „aber es fragt sich nur: welche Wahl soll man ihm wünschen? Wir reden doch von einem jungen Manne zwischen Achtzehn und Zweiundzwanzig oder darüber. Er ist reif, aber noch lange nicht reif zum Heirathen. Zur Geschlechtsgemeinschaft und zur Familie darf es nicht kommen. Wer soll seine Geliebte sein?“

„Ei was — wenn es nicht ohne Geliebte geht — ein Philinchen“.

„Oder noch besser, eine kluge Weltbame!“ meinte der alte Major. „Die führt ihn sacht an den Klippen vorbei“.

„Sie setzen mich in Erstaunen!“ sagte der Doctor. „Die Jugend bedarf des Idealismus. Erste Liebe, erste Jugend sollten rein und klar sein. Mit Zweideutigkeit und Lüge ein Leben beginnen? Das wäre schändlich. Gönnen wir dem jungen Menschen die Liebe eines braven Mädchens und lassen wir es darauf ankommen, was daraus wird“.

„Da sind Sie eine egoistische Natur“, sagte ich. „Die erste Liebe eines jungen Mannes ist dem Untergange geweiht. Edler Stoff ist zu gut



für Experimente. Sucht man für den Anfänger im Zeichnen das schönste Blatt Belin aus? Sie meinen es dabei auch Ihrem Sohn nicht gut, und haben doch nur das Wohl desselben im Auge. Wo der Idealismus sich hineinmischte, wird die Sache immer ernst. Denken Sie doch auch an das Mädchen, das Sie ihm als Geliebte bestimmen. Wird es nicht geopfert sein?"

"Sie möchten Recht haben, erwiderte der Doctor. "Diese Fragen sind so schwierig — man weiß wirklich nicht, auf welche Seite man sich schlagen soll . . ."

So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her und nahm eine Wendung an, deren Mittheilung nicht für alle Leser paßt. Der Gegenstand wurde abgebrochen, ohne daß die Frage zu einer Lösung gekommen wäre.

Den zweiten Sommer schon hatten wir uns, — größtentheils dieselbe Gesellschaft — auf ein paar Wochen an einem kleinen, wenig bekannten, aber wunderschönen See des österreichischen Alpenlandes zusammengefunden. Wir bewohnten zusammen dasselbe geräumige Gasthaus, wo wir einfache, aber gesunde Verpflegung gefunden hatten. Die Energischeren unter uns zogen morgens aus, heute in dieses, morgen in jenes entfernte Thal, bestiegen heute diesen, morgen jenen „Rogel“. Abends brachten sie den Damen große Sträuße von Alpenblumen mit, die während des Abendessens von Gelehrten, die wir unter uns hatten, botanisch bestimmt wurden, wogegen diese, welche untertags mit der Zeichenmappe ausgezogen waren, Abrisse der oder jener Mühle, der oder jener Schlucht vorlegten. Noch andere unter uns beschränkten sich auf kleine Ausflüge und pflegten in den Schatten irgend ein Buch mitzunehmen. So verging ein Tag um den andern. Nur in den allzuheißen Nachmittagsstunden blieb die Herren-Gesellschaft regelmäßig bei Kaffee und Cigarre beisammen. An Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht. Von Politik zu reden, wurde vermieden, aber die Debatte über allerlei Lebensresultate ruhte nie: wir litten allesammt nicht an allzugroßer Jugendlichkeit.

Nur Einer aus unserer Gesellschaft hatte sich diesmal am Gespräche nicht betheiliget. Er war der Jüngste unter uns, ein Mann in den Dreißigen, den ich hier, wo ich seinen wirklichen Namen nicht nennen darf, als Armin Hammer einführen will. Er war ein Mann, zu dem man sich unwillkürlich hingezogen fühlte, für den man sich interessiren mußte. Sein schöner, dunkler Kopf, sein freundliches Wort, sein gefälliges Wesen hatte ihn in unserem Kreise rasch beliebt gemacht. Er war Jurist, hatte mehrere Jahre eine Docentenstelle an der Universität inne gehabt, hatte aber jetzt Urlaub genommen. Er schien nicht der besten Gesundheit zu genießen und gehörte zu Jenen, die nie einen „Rogel“ bestiegen. Dafür saß er um so länger, eine Schreibrastel in der Hand, auf irgend einer einsamen Bank am Saume des Waldes.

Ich war ihm näher gerückt, hatte sein Vertrauen gewonnen. Er zeigte mir ein paar größere Gedichte, in welchen sich ein edles Gemüth, ein reicher Geist aussprachen. Sie überraschten mich wirklich. Eines derselben,



„Requiem“ benannt, hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer wieder Verse daraus citirte. Da erfuhr ich nun, daß er auch eine Anzahl Dramen daheim in seiner Schublade habe. Aber, fügte er rasch hinzu, das sei ein Privatluxus, den er sich gestatte, er gedente nicht, mit denselben hervorzutreten.

Ich äußerte meine Verwunderung. Man wolle die Musik, die man niedergeschrieben, doch auch zu hören bekommen und ihre Wirkung sehen.

„Ich begnüge mich damit, sie mir selbst vorzuspielen“, war die Antwort. „Ich hatte wohl einst andere Absichten, aber ich habe sie aufgegeben. Denken Sie sich doch Jemanden, der sehulichst wünschte, einem geräuschvollen Schauspiel zu beiwohnen. Er macht sich auf den Weg, aber auf dem Flecke angelangt, wird er ein Gedränge gewahr, das ihn erschreckt. Es ist ein toller Andrang, wo Einer den Andern stößt und vorwärts schiebt; nur der kommt vorwärts, der tüchtig die Ellenbogen gebraucht. Der eine flucht, der andere feußt, einem Dritten werden Injurien an den Kopf geworfen. Mein Jemand kehrt um und denkt bei sich: ich wäre auch gern dabei, aber Stoßen und Gestoßenwerden ist nicht meine Sache, es ist auch nicht meine Sache, in die hintersten Bänke zu kommen. Unter solchen Bedingungen verzichte ich lieber, bringe den Abend daheim zu und führe mir selbst mein Schauspiel auf. So ist meine Lage. Ich sehe, daß auf die Vorderplätze nur der gelangt, der sich tüchtiger Ellbogen erfreut — ich bleibe daheim . . .“

Ich konnte ihm Alles in Allem nicht so Unrecht geben. Es giebt Naturen, die sich im Kampfe aufreiben; er mochte fühlen, daß er zu diesen gehöre.

Mein junger Freund hatte einen sehr alten Mann bei sich, den man zuerst nach seiner einfachen Kleidung, seinem mehr als bescheidenen Auftreten und den tiefen Bücklingen, die er machte, für seinen Diener hielt. Er war es aber nicht, Armin behandelte ihn mit großer Rücksicht. Wir hörten ihn später den Mann als „seinen alten Freund“ bezeichnen. Er war auch kein Verwandter. Man merkte, daß irgend eine Beziehung zwischen dem geistig hochbegabten jungen Gelehrten und der traurigen, halbzerstörten Menschenruine bestehe, aber welcher Gattung sie sei, blieb unaufgeklärt.

Ich hatte mich, als unsere Debatte abgebrochen wurde, meinem Freunde genähert; es war die Stunde da, um die wir unseren gemeinsamen Spaziergang zu machen pflegten. Eine halbe Stunde später saßen wir auf unserem Lieblingsplätzchen, dem Altan eines kleinen Landwirthshauses. Ein Teller mit Obst und eine große Flasche rothen Tyrolers stand vor uns. Die Sonne näherte sich dem mächtigen Gebirgsjoch und färbte die tannenbewachsenen Felsterrassen mit rothbraunem Schimmer. Manche der ausgangslösen Thaleinschnitte lagen schon im Schatten. Wir waren ganz allein, aus dem weiten Thalkessel vor uns drang kein Ton herauf.

Ich war wieder auf den jungen Mangold zu sprechen gekommen; Hammer, der stumm dageessen, den Blick vor sich hestend, fuhr empor.



„Wir begegnen uns in unseren Gedanken“, sagte er. „Das heutige Gespräch hat mich ganz ernst gemacht. Es hat tausend Erinnerungen und Nebenvorstellungen in mir geweckt. Die Vergangenheit hat mich angesehen wie ein Gespenst. Ja wohl ist die erste Liebe einer der wichtigsten Momente unserer geistigen Entwicklung. Wie entscheidend über die Richtung, die wir einschlagen! Wie nachwirkend für's Leben! Doch was ist sie im Grunde? Ein ganzer Lenz von Blumen in einen Strom geworfen, der sie erbarmungslos verschlingt. Je köstlicher sie sind, desto mehr Schade um sie. Sie sind ja dem Tode verfallen. Wenn Sie mich so sehen, wie ich bin, da ich freudelos durch eine verödete Welt hinwandle, die erste Wahl, die ich traf, ist schuld daran. Manche Wege stehen dem jungen Menschen offen — auf jedem drohen eigenthümliche Gefahren —“

Endlich, wie von einer inneren Gewalt getrieben, sagte er, indem ein wehmüthiger Ernst seine Züge überstrahlte:

„Wollen Sie meine Geschichte — die Geschichte meiner Wahl hören?“

„Es steht bei Ihnen —“

„Mittheilung ist oft Wohlthat. Es wird mich erleichtern, mein Herz zu öffnen. Vielleicht höre ich auch ein Urtheil, das mich entlastet. Ich erzähle Ihnen die Ereignisse, die zwölf und mehr Jahre zurückliegen. Hören Sie zu?“

Ich nickte, und Hammer begann.

\* \* \*

Ich bin ein Deutschböhme und stamme aus einer Fabrikanten-Familie. Mein Großvater hat einen in der Geschichte der böhmischen Glasindustrie wohlbekannten Namen, ein Onkel von mir lebt heute als reicher Mann in Batavia. Nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters zog meine Mutter mit mir in das alte, ruhmwürdige, romantische Prag. Wir besaßen ein Haus auf der oberen Neustadt, mit einem schönen Garten daran. Nichts fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und glücklich machen konnte. Ich hatte gute Lehrer, liebe Gespielen, ich war ein vielversprechender Knabe, ein Glückskind. Meine Mutter war die Güte selbst. Nie versuchte sie den Eigensinn des Knaben durch Strenge zu brechen, immer nur ihn durch Liebe zu leiten.

Sehr frühe war in mir ein ausgeprägter Sinn für die Kunst und alles Schöne erwacht. Ich las mit Leidenschaft, jeder Augenblick war mir kostbar. Bilder sprachen zu meiner Seele, ich vermochte nicht leicht Rührendes ohne Thränen zu lesen. Musik regte mein ganzes inneres Leben auf. Doch hinderte mich eine leidenschaftliche Unruhe, die mich planlos heute dies, morgen jenes treiben ließ, auf irgend einem Gebiete selbständige Fortschritte zu machen.

Ich übergehe den Aufenthalt am Obergymnasium, die romantische



Periode der Flegeljahre, die Zeit, da der Kopf tausenderlei Gedanken über Lectüre, Umgang, Gesellschaft nachhing, während sich die Aufmerksamkeit auf die mit algebräischen Buchstaben beschriebene Tafel richten sollte; die Zeit, da die Reitschule schließlich zu manchem Malheur zwischen Hecken und Gräben führte, die Tanzstunde die ersten schuldblosen Mädchenbekanntschaften vermittelte. Noch immer hatte mir das Leben nichts Absonderliches gebracht. Ist's nicht bloß einfach natürlich, daß sich in der Seele des jungen Menschen ein Gedankengewimmel regt, hier Lichter aufgehen, dort Schatten einfallen, Bezaunderung durch Poesie, Entzauberung durchs Leben miteinander abwechseln? Der Kopf wagt sich an philosophische Fragen, die Phantasie baut Lustschlösser, deren Thurmspitzen bis an den Himmel gehen, die Debatte des nächsten Tages, ein überlegenes Wort, gehört, oder in einem Buche gefunden, wirft sie alle über den Haufen. Dann Zweifel, Zerfall, Pessimismus: die Welt liegt im Argen! Es hat nichts zu bedeuten, die junge Seele kommt schon wieder ins Gleichgewicht . . . Und weiter geht es, weiter durch Sommer und Winter, Sonnenschein und Dunkel, bis ein Ruck sich fühlbar macht. Was ist's? Eine Kleinigkeit. Die Parze, die am Rocken des Lebens jedes Einzelnen spinnst, hat etwas neues Berg hineingemischt . . . .

Und von da an wird das ganze Leben ein anderes.

Ich war zwanzig Jahre geworden und studirte Jura. Inmitten eines fremden slavischen Elements pflegten wir recht und treu deutsches akademisches Leben. Ach, der glücklichen Zeit, wo das fröhliche Herz meint, dem Studenten gehöre die Welt! Wir hatten Freude an unseren Liedern und an unseren Schlägern, pflogen unverbrüchliche Treue, hielten Begeisterung für deutsches Wesen hoch. Wenn etwas derber und roher Spaß mit unterlief, es hatte nichts zu sagen. Wir waren treue, biedere junge Leute, gesund an Leib und Seele und das dreifarbigte Band hielt uns fest zusammen.

Dem weiblichen Geschlechte war ich bisher so gut als fern geblieben, da schlug eine Phantasieliebe mir in's Herz hinein. Seit ich im Theater Fräulein Sophie Wallberg gesehen, hielt ich mich für sterblich in sie verliebt. Ich wollte aber auch Dichter sein. Das erschien mir als das Höchste. Ich fing mit Leidenschaft an, Trauerspiele zu schreiben. Sophie Wallberg war eine sehr reise majestätische Jungfrau, welche mit Vorliebe in Gastrollen wie Judith, Medea, Phädra, Brunhild, gelegentlich auch als Lady Milford, auftrat. Ihr Kopf, die Büste nach der Antike geformt, die Augen, die jetzt glühende Leidenschaft, jetzt hohe Schwärmerei ausstrahlten, hatten es mir angethan. Ich ging stundenlang vor dem Gasthose, in dem sie wohnte, auf und nieder und sandte ihr — natürlich anonym — ein Duzend feuriger, himmelhoch gehender Sonette zu. Ich wollte nur solche Stücke schreiben, in denen sie eine Rolle fände, antike, hochpathetische. Als sie abreiste, war ich unglücklich, aber sie stand vor meiner Phantasie als meine tragische Muse. In meinem großen Drama „Aethusa“ hatte ich, wie ich meinte, die Hauptfigur ganz nach ihren Zügen geschaffen.



Längst war meine Ungeduld groß, nebst der Stadt, aus der ich bisher nicht gekommen, noch ein weiteres Stück der Welt kennen zu lernen. Meine Mutter erlaubte mir, ihre jüngere Schwester zu besuchen, die über Sommer in einem der großen böhmischen Badeorte lebte. Das waren meine ersten außer dem Hause verlebten Ferien. Die Stadt in der anmuthigen Thalsenkung zwischen dem grünen Erz- und Mittelgebirge gefiel mir ungemein, In der Nähe waren historische Stätten, entscheidungsvolle Schlachtfelder, merkwürdige, durch abenteuerliche Persönlichkeiten berühmt gewordene Schlösser; romantische Ritterburgen lagen inmitten großer Waldungen, sagenreiche Wallfahrtsorte standen auf den Höhen — sie waren die Zielpunkte meiner weiteren Ausflüge. Blieb man im Orte selbst, so bot der herrliche Park mit seinen Jahrhunderte alten Alleen, seinen mächtigen Baumgruppen, die sich in stillen Teichen spiegelten, Gelegenheit genug zu träumerischen Spaziergängen. Man konnte im Grünen sitzen und lesen, konnte gelegentlich die Schwäne füttern, konnte die Rehe rudelweis aus dem thaugrünen Dickicht treten sehen. Riefen dann die Klänge des Brunnenorchesters zum Versammlungsort, so war man rasch wieder im buntesten Menschengewühle, in welchem es an glänzenden Frauenerscheinungen und allerlei die Aufmerksamkeit herausfordernden Persönlichkeiten nicht fehlte. Die „Saison“ war eben auf ihrem Höhepunkt angelangt; ich bewegte mich in einem neuen, mich höchlich anmuthenden Kreise. . . .

Ich dünkte mich meinstheils nichts anderes, als ein Mann. Meine Tante, eine jugendliche Wittve und nicht frei von harmloser Koketterie, schien meine hoch aufgeschossene Gestalt nicht ohne Vergnügen zu bemerken; an ihrer Seite herwandernd, ihren Shawl über dem Arm, sah ich einem jugendlichen Verehrer gleich, und das war ihr lieb; sie war klein und nicht eben hübsch, hatte nie Verehrer gehabt. Im Uebrigen war sie der Ansicht, daß es mir an Weltgeläufigkeit und am rechten Benehmen mit Damen noch gar sehr fehle. Sie wünschte, daß ich mich abschleife, und wollte mir dazu behilflich sein.

Im ersten Stockwerk unseres Hauses wohnte Graf Greifenklau (Erlaucht) mit seiner Gemahlin. Er war ein schlanker, hagerer, sehr aufrecht gehender Herr mit glänzend schwarzem Backenbart, lachendem Munde, herrlichen Zähnen, immer jugendlich gekleidet. Dennoch hatte man das Gefühl, daß dieser junge Mann schon alt sei. Das war er in der That, er hatte bereits unter Metternich als Diplomat an italienischen Fürstenhöfen gedient. Seine Gemahlin war eine hohe Frau von gewaltigen Formen, mit großen leuchtenden Augen, für welche das berühmte homerische Beiwort in Anwendung gebracht werden konnte. Eine Frau, die, wenn das Werk der Toilette an ihr beendigt war, wie die königliche Juno im Pfauengespann daherkam. Nie noch hatte ich eine solche Fülle goldblonden Haares über einen üppigeren Nacken herabfließen sehen. Im Scheine ihrer Gegenwart erblaßte die Jugendlichkeit ihres Gemahls wie eine von der Sonne beschienene Theatermalerei.

Die stolze Schöne war schon mehrmals an mir vorübergerauscht; ich



hatte jedesmal schon die Augen niedergeschlagen. Aber wie wird mir, als ich einmal knapp an ihr vorüberkomme — ich erkenne in ihr Sophie Wallberg, die von mir so viel bewunderte! Aber wer erkennt auch sofort Judith, Medea, mit moderner Toilette angethan? Ich erkundige mich — alles ist richtig. Sie ist erst seit einem halben Jahre Gräfin Greifenklau. Und nun muß ich ihr näherrücken um jeden Preis! Ich lasse nicht nach, bis meine Tante Annährungsversuche macht. Diese finden das freundlichste Entgegenkommen.

Eines Tages sollte eine Landpartie nach Kranberg, einem malerisch gelegenen Bergstädtchen der Umgegend, unternommen werden. Eine zahlreiche Gesellschaft grupperte sich um das gräßliche Paar, Medea insbesondere war von Anbetern umlagert. Mir Armen, schien nur Fidele bleiben zu sollen — das war der wunderliche Name der Gesellschafterin, der ehemaligen Jose der Gräfin. Fidele war ein lustiges aufgewecktes Mädchen, mit mir etwa in gleichem Alter, dem das hochrothe Haar vortrefflich stand. Ein allerliebtestes Kind, aber ich achtete ihrer kaum. Meine Blicke weilten auf der tragischen Heroine von ehemals, der ich mehr Verehrung zollte, als einer Königin.

Am Fuße des Berges, von dessen Gipfel die Trümmer zweier alten Burgen herabschauen, hatten wir den Wagen verlassen, um zu Fuß im Schatten der breitkronigen Thorne hinaanzusteigen. Die Gräfin, deren wohlwollender Blick einen Moment lang auf mir geweilt, wandte sich an mich.

„Ich höre mit Vergnügen“, sagte sie, „daß Sie sich dichterisch versuchen. Werden Sie mir davon etwas mittheilen?“

Ich erwiderte, vor Freude über solche Annäherung ganz aufglühend, daß ich es mir zur hohen Ehre schätzen würde, mein Trauerspiel „Arcthusa“ vorlegen zu dürfen.

„Arcthusa!“ rief sie. „Ach, der Name schon ist so poetisch und verspricht das Schönste! Arcthusa. Wohl eine griechische Königin?“

„Doch nicht, der Stoff gehört der Mythologie an.“

„Gleichviel. Schon der Name wird Ihnen Glück bringen. Ach, wie verstehe ich den Zug, der ein junges Gemüth zum Drama fortreißt. Das Theater ist ja das höchste, das potenzierte Leben. Wie glücklich war ich, als ich ganz der Kunst leben durfte! Die Lampen zu unseren Füßen — vor uns ein Publikum, das an unseren Lippen hängt — nein es geht nichts darüber! Der abscheuliche Mann dort“ — sie wies mit dem Sonnenschirm auf den Grafen — „wird nie begreifen, welches Opfer ich ihm gebracht“.

„Wir“, meinte ich „müßten das Opfer am meisten beklagen. Wer so durch Erscheinung und Naturell zur Darstellung von Heroinen berufen, sollte den Brettern nie entsagen“.

„Mindestens später als ich es gethan“ — setzte sie in sinnender Träumerei hinzu.

Fidele, die uns gefolgt war, schien uns beide zu verspotten. Ich schaute zufällig zurück und überraschte sie, als sie eine unendlich komische Frage schnitt.



„Gnädige Gräfin“, sagte ich, „es bleibt Ihnen der Genuß an den Leistungen Anderer“.

„Ein ärmlicher Trost!“ war die Antwort. „Selbst muß man wirken, selbst den Kranz für seine Leistungen ernten. Auf die Gefahr hin, Ihnen als eine schreckliche Egoistin zu erscheinen, gestehe ich: ich mag Andere gar nicht ansehen, vollends in Rollen, die ich einst gespielt. Kaum jemals besuche ich das Schauspiel — höchstens die Oper —“

„Es wird Ihnen eben schwer Jemand zu Danke spielen — keine andere Künstlerin Ihre Absichten treffen“.

In der Mitte dieses Geplauders, — wir hatten ein von einzelnen großen Bäumen bestandenes Hochplateau erreicht — schlug ein lautes Hundegbell und gleichzeitig der Aufschrei einer hellen Mädchenstimme an unser Ohr. Ich meinte, es müsse ein Unglück geschehen sein.

Es war minder groß, als ich gefürchtet. Als wir um eine Wendung des von Heckenbüsch umsäumten Pfades gekommen, sahen wir es mit einem Blicke. Neptun, der große schwarze Neufundländer der Gräfin, war über ein zahmes Reh hergefallen, und stand nun mit bluttriefender Schnauze da. Das Thier, noch ganz jung, mit dem graziösesten Köpfschen, lag zuckend am Boden, das Blut troff aus der Halswunde und färbte das Gras. Ein Mädchen — halb noch ein Kind — war rasch herbeigelaufen, ein Stöckchen in der Hand, furchtlos vor dem Thäter — zwischen zwei Empfindungen getheilt: den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.

Noch sehe ich den Platz vor mir. Ein Raum, von einem Rasenabhang umgrenzt, war von großen Buchen auf's Lieblichste beschattet. Ein Ziehbrunnen, von Farrenkraut und Kresse ungewuchert, war in der Mitte, dort lag ein alter Kübel umgestürzt, dort war das Unglück geschehen.

Das Mädchen selbst war ein Wunder von Lieblichkeit. Es zählte kaum sechszehn Jahre. Die großen braunen Augen standen voll Thränen, das Gesicht mit den kindlichen Zügen war noch vom Ausdruck des erlebten Schreckens starr. Die Kleine war in der Tracht der Gegend, ärmlich, aber reinlich, gekleidet, in einem dunklen Nieder, einem roth und schwarz gestreiften Röckchen. Das blonde Haar hing in langen Strähnen herab über die noch mageren Schultern. Unfern — auf dem Grase neben einem großen Steine — lag ein Klöppelkissen — sie hatte im Schatten der Bäume bei ihrer Arbeit gefessen, als sich das Unglück zutrug.

Die Gesellschaft war stehen geblieben und betrachtete den Todeskampf des Thieres, während das Mädchen vergebliche Versuche machte, das vor-schießende Blut zu dämmen. Das Thier richtete mehrmals das Köpfschen mit den zierlichen schwarzen Hörnchen empor, sanft und traurig blickten die schönen braunen Augen die Herrin an. Immer wieder wollte es sich auf die zarten Füßchen stellen, wieder brach es zusammen.

Wedelnd, daß man ihm den Irrthum verzeihe und ihm die Strafe



erlasse, kam Neptun an die Gräfin heran, fletschte aber gleichgiltig die Zähne dabei.

„Hui, was für ein böser Hund!“ rief das Mädchen, aus ihren Thränen heraus finster auf die Dame blickend. „Er ist wie ein Wolf über mein armes Hansel hergefallen . . . .“

Der Graf hatte sofort in die Tasche gegriffen. „Kind, Kind“, sagte er, „Nehe aufziehen ist recht hübsch — aber — Thierchen sind immer in Gefahr — früher oder später kommt ein Fleischerhund drüber! Diesmal war's ein Neufundländer. Wohl selbst gefunden im Walde — im Winter dem Hause nahe gekommen — mit Brot und Milch aufgezogen — das Thierchen sehr liebgewonnen? Bedauere den Schaden, den Neptun angerichtet. Wie ihn taxiren? Wie vergüten? Wirklicher Werth sehr gering, aber pretium affectionis sehr groß! Nun, laß mit diesem Thaler den schändlichen Mord gesühnt sein — morgen trägst Du Dein Reh in die Stadt zum Wildpret-händler und erhältst auch etwas!“

„Behalten Sie Ihr Geld!“ entgegnete die Kleine zornig. „Mir ersetzen Sie damit das Thierchen nicht. „O, das brave, liebe, treue Ding!“ rief sie, das Rehlein noch leidenschaftlich lieblosend, indeß helle Thränen aus ihren Augen brachen.

Da hob das Thier noch einmal das zierliche Köpfschen — noch einmal läutete die kleine Schelle, die es am Halse trug, ein winziges Todtenglöcklein, dann streckte es sich; sein kleines Leben war entflohen. Das braune, seideweiche Fell war mit Blut übergossen.

„Da Mädchen, nimm!“ wiederholte der Graf.

Aber das Mädchen fuhr empor.

„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!“ sagte es und finster vor sich hersehend, eilte es einem unfern gelegenen Häuschen zu.

„Geld kann nicht Alles wieder gut machen!“ wiederholte die Gräfin. „Das hätte die größte Künstlerin nicht besser sagen können. Gehen wir, sonst kommen noch Vorwürfe von anderer Seite!“

„Dummer Stolz armer Leute!“ sagte der Graf und steckte sein Geldstück wieder ein.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

Ich aber zog in aller Stille ein Beutelchen, das ich bei mir trug, hervor, und legte es unbemerkt mit seinem allerdings nur mäßigen Inhalt neben das todte Thier. Ich wußte doch, daß das Mädchen es demnächst abholen werde . . . . .

An diesem Nachmittage wurde noch allerlei unternommen und sehr viel von Kunst gesprochen.

Aber Alles ging an mir vorüber. Mittendurch erschien vor mir immer wieder das Bild des stolzen, zornigen, weinenden Mädchens. Die kleine Idylle vom Waldkind mit dem Reh, die mir entgegengetreten, war echt und



wahr. Was die großen Gefühle meiner Dame anbelangte, so sagte mir etwas, daß sie an- und abgelegt würden, wie ihre Haartracht und ihr sonstiger Putz.

\* \* \*

Als ich am Morgen des nächsten Tages von einem Spaziergang heimkam, begegnete mir Fidele auf der Treppe.

„Nun?“ fragte sie nach rascher Begrüßung. „Werden Sie wirklich meiner Gräfin vorlegen, was Sie geschrieben und gedichtet haben?“

„Ich habe es bereits gethan“, war meine Antwort. „Vor einer Stunde habe ich ein Packet dem Diener zur Ueberreichung an die Frau Gräfin übergeben“.

„Wozu doch das?“ rief das Mädchen.

„Wozu? Wozu? Um von ihr ein Urtheil über den Werth der Sachen zu erhalten! . . .“

„Ja“, erwiderte Fidele, „wenn Ihre Verse Seidenstoffe oder Spitzen wären, dann hätten Sie sich an eine große Kennerin gewendet“.

„Fidele!“ rief ich zurückweisend, „die Gräfin war eine große dramatische Künstlerin. Sie hat vielleicht hundert große Rollen gespielt, viele Charaktere geradezu geschaffen — ich kann mir auf diesem Gebiete keine größere Autorität denken . . .“

„Nun, so thue, was Du nicht lassen kannst, thörichter Jüngling!“ rief die nette rothhaarige Hexe, indem sie ihr Näschen rümpfte und eine ihrer gewohnten Grimassen schnitt. Dann flog sie davon.

Wie wahr ist doch das Sprichwort, daß es vor dem Kammerdiener keine Helden giebt! dachte ich bei mir und ging kopfschüttelnd weiter.

Oben wurde mir ein Packetchen, in grobes Papier eingewickelt, ohne Adresse übergeben; ich fragte, was das sei?

„Das hat heute ein junges Mädchen vom Lande bei der Hausmeisterin für Dich abgegeben“, erzählte meine Tante. „Sieh doch, was es ist“.

Ich wußte es, noch ehe ich das Siegel aufriß. „Ich habe gestern in Kranberg“, sagte ich, „unter der alten Burg ein Beutelchen mit etwas Geld darin verloren. Da wird es mir zurückgebracht“.

„Und das Mädchen ist davon gegangen, ohne einen Finderlohn zu beanspruchen!“ rief meine Tante. „Merkwürdig, wie sie Dich finden konnte! Sie muß in der halben Stadt herumgelaufen sein. Es giebt doch noch brave Leute —“

Megerlich steckte ich mein Beutelchen zu mir. Das Mädchen hatte doch nicht glauben können, daß ich es unabsichtlich dort gelassen, und so war diese Rückstellung, die sie einen mehrstündigen Weg in die Stadt kostete, der Act eines seltsamen, fast störrisch zu nennenden Stolzes. Doch — diesen Stolz hatte sie schon gestern gezeigt.

„Schade“, äußerte die Tante nach einer Weile, „daß man das Mädchen



nicht zu mir heraufgeschickt hat. Ich hätte eine Frage an sie stellen können. Seitdem ich hier bin, will ich mich nach einem gewissen Maurer Erhardt in Kranberg erkundigen — ich hätte es jetzt gethan“.

„Was hast Du mit ihm?“

„Dein Onkel, mein lieber Mann“, war die Antwort, „hatte für einen Maurer, Namens Erhardt, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, ein gewisses Interesse gefaßt, und ihm eine ziemliche Summe, wosfern mir recht ist, achthundert Gulden geliehen. Sie waren auf dessen Häuschen hypothecirt. Es ist dies vierzehn bis fünfzehn Jahre her. Eine Reihe von Jahren hindurch sind die Zinsen zu den Terminen richtig eingegangen, dann sind sie ausgeblieben, und ich höre gar nichts mehr von der Sache. Ist der Mann noch am Leben oder nicht? Ist er noch Besitzer des Häuschens oder ist es in andere Hände übergegangen? Warum zahlt er nicht?“

„Wenn ich Dir damit einen Dienst erweise, daß ich mich an Ort und Stelle erkundige, will ich gleich morgen nach Kranberg gehen“, war meine Antwort.

Die Tante war mit diesem Anerbieten höchlich zufrieden.

Indem ich an diesen Gang dachte, trat die Kleine mit dem Neß wieder vor meine Erinnerung, sie erschien mir unendlich romantisch und grazienhaft. Ihr Stolz, von dem ich heute wieder eine Probe erhalten, stand ihr doch gut . . . Aber das alles flog mir nur so durch den Kopf, im Vordergrund meiner Gedanken stand die Gräfin. Ich sah sie im Geiste über meiner „Arthusa“ sitzen und alle Intentionen meines dramatischen Gedichts in ihrer hohen Seele erfassen. Gewiß würde sie mir Winke geben, wie alles noch emporzuheben sei.

„Senden Sie mir morgen frühestens Ihre Dichtung“, waren beim Nachhausegehen ihre letzten Worte gewesen. „Und abends zwischen Sechs und Sieben kommen Sie. Ich Sorge dafür, daß wir ungestört lesen“.

Zwischen Sechs und Sieben war es, auf die Minute, als ich schüchtern an die Thüre pochte.

Die schöne Frau saß in einem Schaukelstuhl am Fenster, dessen Jalousien leicht zugelehnt waren. Ihr zu Füßen lag der schwarze Newfoundland. Im Hintergrunde deutete ein Theeservice an, daß ich bis zu ziemlich später Stunde werde bleiben dürfen.

Die Abendsonne blickte herein und spielte auf den goldenen Wellen des wunderbaren Haares.

„Schön, daß Sie so pünktlich sind“, sagte die Gräfin mit dem freundlichsten Tone ihrer tiefen sonoren Stimme, indem sie ein Heft bei Seite legte, in welchem ich mit Stolz mein Manuscript erkannte. „Kommen Sie, nehmen Sie Platz. Sie finden mich noch unter dem vollen Eindrucke Ihrer Dichtung“.

„Ist es möglich — Arthusa hätte Ihnen gefallen?“ rief ich mit gepreßter Stimme.



„Die Dichtung hat mich entzückt. Es ist Schwung darin — hinreißende Wärme. Als Stück könnte es vielleicht handlungsreicher sein — theilweise bühnengerechter — wie man es heutzutage wünscht — indeß — mein Gott wie jung müssen Sie gewesen sein, als Sie das schrieben!“

„Das Stück ist“, erwiderte ich, „vor einem Jahre in Prag entstanden. Sie, Gräfin, haben einen Theil daran. Ihr Gastspiel — die Verkörperung von Gestalten, die mir bisher nur undeutlich vorschwebten und die ich nun so wunderbar vergegenwärtigt sah, hat an meinem Werke mehr mitgeholfen, als Sie wohl glauben“.

„Ach, Prag! Prag!“ seufzte die Gräfin. „Wenn ich meines dortigen Gastspieles gedenke — es war mein letztes — da geht mir das Herz auf! Die Aufnahme, die ich fand, war so enthusiastisch — so nachsichtig, sollte ich vielleicht sagen. — Der kunstsinige Adel dort — das Publikum — die Kritik — alles kam zusammen, mich höher zu stimmen. „Meine Prager verstehen mich!“ sagte schon Mozart — es ist und bleibt eine kunstsinige Stadt. Dort“ —, sie hielt inne und lächelte eine Weile — „dort bin ich auch noch besungen worden . . . Eine Zahl reizender Sonette kam mir zu — ach, wie begann doch das eine, das mich so sehr gefreut —?“

Du tratst im Purpur aus des Schlosses Thüren,  
An Wuchs und Gang den Königinnen gleich,  
Du trugst — du trugst —“

Sie schwieg, das Weitere im Gedächtniß suchend, ich aber fuhr schüchtern fort:

„Die Zeichen nur, die dir gebühren,  
In deiner Brust liegt auch ein Königreich!  
Doch nicht bloß Kön'gin bist du — es berühren  
Uns Klageöne wonnevoll und weich — —  
Wenn du —“

„O, so kamen die Sonette doch von Ihnen!“ rief die Gräfin, und es fehlte bei Gott nicht viel, sie wäre mir an den Hals geflogen. „Ich ahne es seit heute morgen. Ich errieth es — bei Ihrer Arethusa! Die Schrift jener Blätter — und dieses Manuscriptes — ist ja dieselbe! Liebster Hammer, was hüllten Sie sich doch in das Dunkel der Anonymität? Warum kamen Sie nicht vertrauensvoll — Ach, junge Leute!“

In diesem Augenblicke trat Fidele ein, wie es schien mit der Absicht, auf dem Nippstisch allerlei zu ordnen.

„Was?“ rief die Gräfin aufsehend, „Du bist noch hier? Ich denke, Du wolltest schon um Fünf bei Deiner Freundin sein?“

„Ich gehe nicht hin. Es regnet. Da sind mir meine Kleider zu lieb —“ war des Mädchens barsche, verdrießliche Antwort.

„So händige wenigstens jetzt Deinen Thätigkeitsstrieb!“ entgegnete die Gräfin mit einer Handbewegung. „Herr Hammer, ich wünsche, daß Sie weiter lesen“.

Ich hatte noch gar nicht begonnen.



Fidele schoß zum Zimmer heraus.

„Sie sehen mein Talent mit allzu nachsichtigen Augen an —“ begann ich nach dieser Unterbrechung. „Ich bin ein Anfänger —“

„Natürlich sind Sie das!“ sagte die Gräfin. „Treuens Sie sich, daß Sie das sind! Aber — Sie bleiben es nicht lange — ich prophezeie Ihnen Glück, ein hohes Gelingen. Wäre ich noch Schauspielerin — Sie sollten mich bald als Arethusa sehen“.

„Diese Hoffnung ist leider für immer dahin“.

„Um“ — sagte die Gräfin und dieser langhingeogene Laut war unendlich vielsagend. Es war, als ob sie sagte: ich verschwöre es nicht, daß man mich noch einmal auf den Brettern sieht! . . .

Das brachte mich ganz außer Fassung, ich sah sie groß an. Sollte sie auf den Tod des Grafen warten? oder war sie gesonnen —

„Lesen Sie, lesen Sie!“ rief die Gräfin, den Gedanken nicht weiter verfolgend. „Ich will die große Scene zwischen Arethusa und Myron von Ihnen selbst hören“.

„Aber Sie kennen sie bereits“.

„Ich will sie von Ihnen hören“.

Und nun soll ich wirklich den Vortrag der Scene zwischen dem jungen Jäger und der mächtigen Nymphe beginnen, bei deren Niederschreiben ich mich als Myron, Sophie Wallberg als Arethusa gedacht! Das Blut schießt mir in die Wangen. Alles geht so gut, daß ich davor erschrecke — die Liebeserklärung steht vor der Thür.

Wirklich, ich begann, mit kurzem Athem und pochenden Herzen; aber ich kam nicht weit.

„Genug, genug!“ hörte ich die Gräfin schon nach einer Weile sagen und sie hatte ihre Hand auf die meinige gelegt. „Es ist heute ein so unglücklicher Tag — es ist, als habe man es darauf abgesehen, uns zu stören . . .“

Ich schwieg, es ward wieder still. Aber mein Herz hörte ich laut weiterpochen.

Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers. Graf Greifenklau zeigte sein Haupt. Auf seinem immer ernstern Gesichte war nichts weniger als gute Laune zu lesen.

„Ich bedauere“, sagte er, „ein Tête-à-tête zu stören. Darf ich Dich bitten, Sophie — auf einen Augenblick —“

Die Gräfin erhob sich und slog in's anstoßende Zimmer hinüber, ich blieb allein mit meinem Manuscript.

Eine Zeitlang hörte ich die Gatten miteinander sprechen, eifrig in kurzen Sätzen, und da ich vermuthen mußte, daß es mich anging, war es wohl verzeihlich, daß ich mich der Thür näherte:

Der Graf sagte:

„Erinnern Sie sich unseres Vertrags nicht mehr? Keine Schauspieler



mehr im Hause — keine Recensenten — keine Dichter? Dieser junge Mann — gestern, den ganzen Nachmittag haben Sie sich von ihm den Hof machen lassen. Heute laden Sie ihn zu sich. Ihre unbefangene Vorliebe für sehr junge Leute wird noch Sie und mich lächerlich machen. — Mit vierzig Jahren —“

Sie entgegnete leidenschaftlich, doch mit leiser Stimme; er fuhr drein:

„Er interessirt Sie nicht? Sie verhandeln mit ihm über die Ausführbarkeit seiner Trauerspiele? Das ist dumm. Ich weiß nicht, was mich abhält, ihm die Thür zu weisen —“

Ich fuhr zornig auf, in meinem Studentensinne entschlossen, dem Grafen entgegenzutreten und ihm derb meine Meinung zu sagen. — Doch schon legte sich eine nachdrückliche Hand auf die Klinke, ich hörte nur noch, als die Thür wich, die Worte:

„Bin Philosoph — schmeichle mich dessen — aber Augen immer offen — Augen immer offen —“

Ich hörte, wie er sich entfernte, die Gräfin trat ein.

„Unser Plauderstündchen“, sagte sie leicht hin, „erleidet eine unwillkommene Störung. Eben eingetroffene Briefe unseres Gutsverwalters haben meinen Gemahl verstimmt und aufgeregt. Ich eile zu ihm — verzeihen Sie, daß ich Sie in so brücker Weise verabschiede. Auf Wiedersehn, lieber Armin, auf Wiedersehn . . .“

Ich nahm mein Manuscript und empfahl mich. Als ich aber über den Corridor ging, war mir, als hätten mir durch die halbgeöffnete Thür Fidelsens blitzende Augen schadenfroh nachgesehen.

\* \* \*

Der Morgen des nächsten Tages traf mich auf dem Wege nach Kranberg. Ich hatte wenig und unruhig geschlafen und fühlte jetzt, daß Bewegung mir wohlthat. Es war noch sehr früh am Tage, ein zarter Duft lag auf den Gebirgen. Die Büsche, die Wiesen funkelten von Thaupearlen. Die Lerche sang über den Feldern, da und dort läuteten die Glocken zur Messe. Alles athmete Frieden und Freude . . .

Während ich so hinzog, gab mir die gestern erlebte Scene viel zu denken. Ich war von meiner Bewunderung der großen Tragödin sehr stark zurückgekommen. Sie war, bei Tageslicht besehen, doch eine ganz Andere, als ich sie mir gedacht. War sie wirklich die Hohepriesterin ihrer Kunst? Wie wäre Medea solch einem Jason gefolgt, trotz seines goldenen Bließes! Dieser Aufwand von Toilettenmitteln — die vierzig Jahre, die mir ihr Gatte verrathen — kurz, ich war entschlossen, mich sachte zurückzuziehen und der Eifersucht seiner Erlaucht keinen Vorwand mehr zu bieten . . .

Weit mehr als die große Tragödin gefiel mir heute ihre kleine Zofe. Das war doch unverfälschte Natur. Ihr pikantes Gesicht, die schelmischen



Augen, das burleske Mienenspiel — alles an ihr war bizarr, grotesk, barock — aber auch alles verführerisch. Wie stand ich zu ihr? Offenbar hatte sie uns den Grafen über den Hals geschickt, nachdem sie zuvor ihren Verdruß auf jede mögliche Weise an den Tag gelegt. Welchen Schluß durfte ich aus diesen Prämissen ziehen? Daß sie eifersüchtig war und somit eine Neigung für mich habe?

Das alles ging mir gar sehr im Kopf herum.

Nach dreistündigem Marsch war ich bei den ersten zerstreut auseinanderliegenden Häusern des Bergstädtchens angelangt. Als ich auf das Plätzchen kam, wo Neptun gestern das zahme Reh überfallen hatte, stand das Bild davon mir wieder vor Augen. Da war der mit einer Hecke überwachsene Erdwall, da die breitgewipfelte Eiche, da der Ziehbrunnen — nur das Mädchen fehlte.

Ich hätte es gar zu gern wiedergesehen.

Wieder lockte es mich seitwärts und ab vom Wege. Von einem mächtigen Hügel, der wie ein Vorwerk in die anderen Gründe hineinragte, schaute mir ein uraltes, fast ganz verfallenes Gemäuer entgegen, nur stellenweise durch die Tannen, die den Bergeshang umkleideten, sichtbar. Ich wollte es in der Nähe betrachten, und stieg hinan. Die kleinen schmalen Felder, die hier der Landmann noch hatte, waren mit Steinmauern eingefriedet. Das Geröll der alten Burg hatte das Material dazu geliefert, lauter große, runde, mit rothen und gelben Flechten überzogene Blöcke. Ich überstieg und umging mehrere. Nun hatte ich einen alten Söller vor mir. Zu seinen Füßen, nicht allzu tief, zog sich, einen rechten Winkel bildend, eine niedere, fast ganz zerstörte, theilweise durchbrochene Wallmauer hin. In ihren Spalten waren alte Hollunderbäume emporgewachsen, Hagerosen und Weißdorn standen in Gruppen beisammen, hohe Farrenkräuter, Blumensterne aller Art leuchteten mir entgegen. Ueber herabgerollte Blöcke und Bruchsteine stieg ich aufwärts. Epheu, zu dicken Stämmen herangewachsen, umkleidete den Söller von allen Seiten. Seine saftig grünen Blätter bildeten eine feste, undurchdringliche Decke. Ich hatte eine alte Fensterbrüstung vor mir, und schwang mich zu ihr hinan. Der herabgefallene Kies, das Moos, die feinen, eben blühenden Gräser hatten für mich ein nicht gar zu hartes Bett bereitet; ich streckte mich nieder. Der Duft des Thymians, der Hagrosen, war köstlich. Kleine Heuschrecken schwirrten, alles schwelgte und lebte in der Sommergluth. Ich sog das alles in mich mit Aug' und Ohr, darüber bin ich, da der Tag sehr heiß war, eingeschlafen.

Was mich aus meinem Halbschlummer aufweckte, waren die ureinfachen Töne einer Mundharmonica. Sie kamen aus der Tiefe . . . Ich blicke hinter meiner Epheugardine hervor und habe ein Bild vor mir, das ich nie vergesse. Unten, auf der zerstörten alten Mauer, läuft ein Mädchen, ein Dorfskind, dessen Gesicht ich von meinem Standpunkt aus nicht zu sehen bekommen, hin und her und treibt ihr Spiel mit einem Paar brauner Eidechsen,



von denen es hier wimmelte. Die Thierchen scheinen das Mädchen gar nicht zu fürchten, vielmehr wohl zu kennen. Wenn es die Harmonica an die Lippen setzt, kommen sie näher und näher, halten endlich still und scheinen andächtig zuzuhören. Jetzt kauert das Mädchen nieder — bläst immer leisere Töne — verstummt — die winzigen Lindwürmer im braunen Panzer rücken ihr wieder näher, so daß sie mit der Hand zu greifen sind, dann springt das Mädchen unerwartet auf, schüttelt ihre Röckchen, oder klappert mit den Schuhen — die Thierchen verschwinden oder zucken in scharfen Windungen auseinander. Aber gleich sind sie wieder da. Wieder bläst das Kind einige Töne, dann springt es plötzlich in entgegengesetzter Richtung davon, macht einen Satz über eine Mauerlücke — die Eidechsen wieder dicht hinter ihr . . . .

Mir war es wie ein Märchen, das Mädchen so hin und herlaufen zu sehen auf der schmalen, rissigen Mauer, wo die gelbe Königskerze blühte und die Mauermurz wucherte; mehrere Minuten sah ich ihrem Spiel mit den Eidechsen zu. Nun aber gedachte ich es mir aus der Nähe anzusehen. Ich wollte mich von der Brüstung aus heruntererschwingen, aber das wäre ein gefährlicher Sprung gewesen, ich nahm meinen Weg durch den inneren Burgraum und trat durch einen Thürbogen in's Freie.

Das Mädchen, durch die Schritte eines Herannahenden gestört, hatte ihr Spiel aufgegeben, war heruntergesprungen, und stand neben mehreren Ziegen, die zwischen den Felsblöcken grasten. Sie strickte eifrig an einem Strumpf von grauem Garn. Und nun sah ich auch, daß es meine Bekannte von vorgestern, das Mädchen mit dem Rehe sei!

„Sie sind es!“ rief ich freudig überrascht, indem ich näher trat. „Welches wunderliche Spiel haben Sie doch mit den Eidechsen getrieben, Ich habe Ihnen zugesehen wie einer Zauberin“ . . . .

„Dabei ist gar keine Zauberei im Spiele“, sagte das Kind, — „das geht ganz einfach zu“ . . . .

„Aber die Eidechsen sind doch so scheu — Sie schienen sie zu kennen . . . .“

„Gewiß kennen sie mich“, sagte das Mädchen. „Und in dieser Mauer wohnen einige Paar, die sich von mir mit Händen greifen lassen. — Sie müssen nur wissen, daß man ihnen nichts thut — dann sind sie ohne Scheu, und lassen sich locken“ . . . .

„Das glückt wohl nur Ihnen“ . . . .

„Bewahre!“ war die Antwort. „Diese Thierchen sind wohl sehr furchtsam und sehr gescheit — aber sie sind auch schrecklich neugierig und schrecklich naschhaft! Alles Auffällige lockt sie heran, sie wollen es ansehen, und wenn man ihnen ein paarmal einen kleinen Schmetterling hingehalten hat, oder eine Heuschrecke — nur lebendig muß sie sein —, da sind sie auch dankbar und werden zahm — beinahe zahm“.

„Aber wie ich sehe, scheinen sie auch die Musik zu lieben?“ meinte ich



„Von den Schlangen habe ich gehört, daß man sie mit Musik zähmt und sogar zum Tanzen bringt. Von den Eidechsen ist es mir neu, lassen Sie mich doch Ihre Harmonica sehen. . . .“

„O, da ist nichts d'ran!“ lachte das Mädchen, indem es das ureinfache, kleine, blechbeschlagene Instrument aus der Tasche zog und an ihren Lippen vorbeiführte, daß die sieben Töne nacheinander erklangen. „Doch nun sagen Sie, wie kommen Sie wieder her? Zum Glück ohne den Hund? Die Hausbesorgerin wird Ihnen doch das kleine Beutelschen zurückgestellt haben, das Sie hier verloren hatten?“

„Ich hatte es nicht verloren, ich hatte es absichtlich zurückgelassen“, sagte ich. „Wir haben Ihnen Schaden verursacht und Leid — Sie sollten eine kleine Entschädigung annehmen.“

Das Mädchen erschien mir so schön, daß ich das Alles nur mit einer gewissen Befangenheit sagte.

„Wenn man ein Thier, das sonst so scheu ist, aufgezogen hat, und es Einem so zugethan ist, daß es uns auf Schritt und Tritt folgt, da thut es Einem leid, es so zu verlieren. Aber Geld ersetzt das nicht. . . .“

„Ich weiß, wie man ein Thier liebgewinnen kann“, erwiderte ich. „Ich habe einst ein Windspiel ebenso geliebt. Es kam unter ein Wagenrad, und seitdem ich es verloren, mag ich keinen Hund mehr haben.“

„Der große Schwarze war also nicht Ihr Hund?“ rief das Mädchen. „Das freut mich! Wie kann man doch mit einem so blutgierigen Thier umgehen? Gehört er etwa der großen Dame, in deren Gesellschaft Sie waren?“

Ich bejahte es.

„Sie hat etwas Hartes im Gesicht, so schön sie auch sein mag“, sagte das Mädchen. „Schließlich hat sie ihn noch gestreichelt, den häßlichen Mörder!“

Das Kind ahnt richtig, dachte ich bei mir. Wie oft hat die Frau den tragischen Dolch geschwungen!

„Sie wohnen in der Nähe“, sagte ich nach einer Weile. „Darf ich bei Ihnen eintreten — das Steigen hat mir gewaltig heiß gemacht. — Ich wollte mich auch erkundigen —“

„Kommen Sie!“ erwiderte das Mädchen, „es sind nur wenige Schritte. Meine Mutter ist daheim.“

Sie ging voran; ich folgte.

Ein Häuschen, von Obstbäumen umgeben, stand in einer Senkung. Wir traten ein: meine Begleiterin wies mich in eine niedrige und ärmliche, aber äußerst sauber gehaltene Stube. Eine Frau in einfacher Kleidung, von ehrbarem Aussehen, etwa vierzig Jahre alt, doch an den Schläfen schon grau, saß am Fenster über ihr Klöppelkissen gebeugt. Es war ein eigenthümlich sorgenschweres fast hartes Gesicht mit tiefliegenden Augen, das mir entgegen sah. Die Frau grüßte leichthin, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

„Also hat die Toni Sie gefunden, und Sie kommen sich bedanken, daß



wir das Geld nicht behalten haben?“ ließ mich die Frau fast höhnisch an.  
„Das war doch wahrlich nicht nöthig!“

„Sie haben Schaden gehabt“, warf ich hin.

„Wie man es nimmt“, war die Antwort. „Wir hätten das Thier nicht lange mehr behalten können. Meiner Tochter hat es leid gethan — nun hat sie es schon halb verschmerzt. Aber so setzen Sie sich doch — Sie werden müde sein. . . .“

Unermüdblich warf sie die Klöppel hin und her.

„Und sehen Sie, Mutter“, sagte das Mädchen, indem sie einen Stuhl herbeibrachte, „der Hund gehört gar nicht dem Herrn. Ich habe es gleich errathen!“

Eine eigenthümliche Freude leuchtete, indem sie es sagte, aus ihren Augen.

„Kindisches Mädel“, sagte die Frau, während ein Lächeln über ihre Lippen pflog. „Dem Sprichwort zum Trost — aber es ist gar nichts auf Sprichwörter zu geben — hat mancher brave Herr einen bösen Hund und umgekehrt“.

„Und wie heißt die Dame, der er gehört?“ fragte das Mädchen.

„Gräfin Greifenklau“.

„Was das für Namen sind! Daß man sich fürchten könnte. Sind Sie mit ihr verwandt, weil Sie im selben Hause wohnen?“

„O nein, Zufall. So ein Haus beherbergt im Sommer viel Parteien“.

„Eine schöne Dame!“ sprach das Mädchen mit großem Ernste.

„Sie ist eine berühmte Schauspielerin gewesen“, erläuterte ich.

„So, so, eine Schauspielerin! Jetzt weiß ich, warum ich vor ihr eine solche Scheu gehabt habe!“

„Warum Scheu?“ fragte ich.

„Nun ja“, sagte sie. „Wie kann man Zutrauen fassen zu Leuten, die nach Belieben lachen und weinen können und sich kunstvoll zu verstellen wissen, daß man ihnen immer glauben möchte, wenn man auch weiß, daß Alles nicht wahr ist? Da kann doch kein Verlaß sein“.

„Das Kind macht sich allerlei Gedanken über die Welt“, hob nun die Mutter an. „Und eines, was sie sagt, ist so wenig klug, wie das Andere. Diese Frauen werden nicht anders, als alle Damen sein!“ Ein Wink zu ihrer Tochter sagte: nun genug des Geschwäzes. Die Arbeit wartet.

„Ich bin auch darum nach Kranberg gekommen“, sagte ich, indem ich aufstand, „weil ich da zu thun habe. Können Sie mir vielleicht sagen, wo hier ein Maurer Erhardt sein Haus hat?“

Die Frau sah mich mit einem sonderbaren Blicke an und die Arbeit fiel ihr aus der Hand. „Der Maurer Erhardt“, sagte sie langsam, „das war ja mein verstorbener Mann“.

„Wunderliches Zusammentreffen —“



„Und was wünschen Sie? Womit können wir dienen?“ fragte die Frau.

„Ich komme in der Angelegenheit meiner Tante, Frau Binder.“

„Da weiß ich Alles“, sagte die Frau mit finster niedergeschlagenen Augen. „Wir haben da — in diesem Falle — nicht recht gehandelt. Wir hätten schreiben und der Dame unsere Lage vorstellen sollen . . . Früher oder später mußte es kommen, wie es jetzt kommen wird . . .“

„Es wird nicht so arg sein“, sagte ich, die ungewöhnliche Wirkung bemerkend, die der Name hervorgebracht.

„Doch, doch!“ sagte die Frau. „Darlehn ist Darlehn, Schuld ist Schuld. Der verstorbene Rath Binder hat meinem Manne aufhelfen wollen. Ich bin eine ehrliche Frau und weiß, was Verpflichtungen sind — aber wenn ein Unglück nach dem andern kommt — eine Wittve allein — wieder kam ein Termin und wieder einer — und der Zins war nicht beisammen — und die Arbeit geht nicht — man schämt sich zu bitten, aber es ist nicht recht . . .“

„Ich komme auch nicht als harter Mahner oder Gerichtsvollstrecker“ erwiderte ich. „Meine Tante ist gut, hätten Sie ihr ein paar Worte geschrieben“ —

„Ja, das ist's, ich hätte schreiben sollen“, sagte die Frau eifrig. „Habe mir's immer wieder gesagt. Aber der verdammte Stolz — wenn man vom Wohlwollen der Menschen so wenig gemerkt hat, fällt es so schwer daran zu appelliren — und mit der Feder ist unsereins gar so ungeschickt. Die Toni da hätte es freilich besser machen können, als ich. Die gnädige Frau ist wohl jetzt gegen uns recht aufgebracht? Ach, wenn sie uns das Häuschen wegnähme — sie wäre im Rechte — was wollten wir nur anfangen? Toni, Toni, Du weißt am besten, wie viel schlaflose Nächte ich der Sache wegen schon gehabt habe!“

Tonis schöne braune Augen richteten sich groß, wie um Vermittlung flehend, auf mich.

„Sie nehmen es zu ernst, die Sache ist nicht so arg“, sagte ich lächelnd.

„Doch“, erwiderte die Frau, „für uns ist die Summe schrecklich groß. Achtehundert Gulden und die seit Jahren aufgewachsenen Zinsen! Wenn man uns Haus und Habe verkauft, wird kaum so viel gelöst. Reden Sie! Nicht wahr, Ihre Tante will nicht mehr warten?“

Ach, was hätte ich nicht alles zum Troste gesagt und zugesagt, während Toni, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, den Kopf auf die Hand gestützt, mich schwermüthig ansah. „Legen Sie doch ein freundliches Fürwort ein — Sie thun damit ein gutes Werk!“ sagten diese Augen. Noch lebt der Moment in unverwischlicher Stärke in meiner Erinnerung.

„Besorgen Sie nichts Schlimmes!“ rief ich. „So lange ich da bin, darf Ihnen gar nichts geschehen. Haben Sie auch der Geschichte wegen keine



schlaflose Nacht mehr. Ich habe Sie kennen gelernt und kann ja bezeugen, daß nicht übler Wille die Schuld trägt. Ich verspreche Ihnen, die Tante zu bestimmen, daß sie wartet und Nachsicht übt“.

Ich rief es nachdrucksvoll, wiewohl es mehr war, als ich versprechen konnte.

„Das wird Ihnen der Himmel lohnen!“ sagte Frau Erhardt und der Tochter beredter Blick sagte das Gleiche.

„Sie werden sich wundern“, hob die Frau nach einer Weile wieder an, wie Herr Binder dazu kam, meinem Manne so viel Geld zu leihen. Er hat es in der Absicht gethan, ein an ihm begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Wenn nur die Geschichte Sie nicht langweilt . . . aber vorsehen müssen wir Ihnen etwas . . .“

Sie eilte hinaus, brachte eine Schüssel voll Kirichen, die im Gebirge so spät reifen und ich setzte mich dazu.

„Der Rath Binder“, begann die Frau, „hatte jahrelang eine Vorliebe für meinen Mann, weil er bei der Arbeit immer heiter und guter Dinge war. Wenn eine Reparatur nöthig war, sagte er immer zu den Architekten: schicken Sie mir den Erhardt. Einmal — es sind nun viele, viele Jahre her, läßt Rath Binder Verzierungen mit Cement an der Vorderseite seines Landhauses anbringen und mein Mann, der ein gar geschickter Arbeiter in solchen Sachen war, hat es ganz allein auszuführen; nur ein Handlanger ist dabei. Es wird ein kleines Gerüst aufgeführt, knapp unter den Fenstern vom Herrn Rath Binder und hundertmal im Tage geht mein Mann da vorüber. Da geschieht einmal etwas Schreckliches. Aus einem Stübchen, das gelbe Cabinet genannt, wo ein Gast, ich glaube ein Auverwandter wohnt, kommt ein ungeheuer kostbarer Diamantring in Verlust — er war in einem Etui auf dem Schreibtisch gelegen — und der Rath, denken Sie nur —, der Rath Binder, beschuldigt meinen Mann, ihn genommen zu haben! Denken Sie nur — einen Menschen, den er seit Jahren kennt . . .“ Sie hielt inne, ihr Gesicht veränderte sich und düster setzte sie hinzu: Reiche Leute! reiche Leute!“

Auch ich wurde seltsam ergriffen. Ich wußte von der Geschichte. Dort — im gelben Cabinet wohnte damals der Oheim, der alte, jähzornige Mann aus Java, unseren Sitten entfremdet, gewohnt über Halbmenschen zu commandiren. Sein Ring war fort, der große, fast unschätzbare Diamant — und wer konnte ihn gestohlen haben? Natürlich kein anderer als der Maurer, der Schützling des Hauses . . . Der alte Herr wollte von keinem Bedenken hören — schimpfte auf unsere zahme, schläfrige Justiz, tobte — und Rath Binder wagte kaum einen schüchternen Widerspruch.

„Auf meinem Mann“, fuhr Frau Erhardt fort, „hat das schrecklich gelastet, denn es bleibt immer etwas hängen und er wurde von seinem Architekten fortgeschickt. Dreiviertel Jahre später kam Alles an den Tag. Ein vier- oder fünfjähriger Knabe aus dem Hause hatte den Ring vom



Fische genommen, damit gespielt und ihn dann in eine Vase fallen lassen, die in einem anderen Zimmer ruhig auf dem Kamin stehen blieb. Der Besitzer des Ringes war abgereist. Da kommt Rath Binder aus freien Stücken zu meinem Mann gelaufen, erzählt ihm Alles, bittet ihn, ihm seinen Verdacht zu verzeihen, fragt ihn, was er für ihn thun könne? Mein Mann wollte in seine Heimat zurück, dort selbständig arbeiten, Rath Binder leiht ihm das Geld. Aber wir hatten wenig Glück vom Hause, das wir bauten. Mein Mann fällt vom Gerüst und bleibt jahrelang krank“.

So ungefähr war's, was die Frau erzählte, ich hörte aber Alles nur undeutlich. Ich war ja selbst der Knabe, der den Maurer in den ungerichten Verdacht gebracht! Die Mutter hatte mir die Geschichte vom gelben Kabinette oft erzählt. Ein eigenthümliches Gefühl der Befremdung, in einer Beziehung zu diesen Leuten zu stehen, mit ihrem Schicksal verflochten zu sein, ergriff mich, gleichsam voll Furcht, daß meine Schuld, von der ich nur durch Erzählung etwas wußte, an den Tag kommen könnte, schwieg ich und senkte betroffen den Kopf.

Ich verließ das Häuschen unter den Bäumen und versprach wiederzukommen, sobald ich über die schwebende Angelegenheit mit meiner Tante Rücksprache genommen. Die Leute baten mich darum; wie gern sagte ich zu!

\* \* \*

Meine Tante war, während ich in Kranberg weilte, auf andere Gedanken gekommen. Sie ließ zwar meist die Dinge so gehen, wie sie eben gehen wollten, doch von Zeit zu Zeit regte sich wieder in ihr eine Thatenlust, die aus den Vorwürfen entsprang, die sie sich über ihre Lässigkeit machte, und dann glaubte sie doppelte Energie entwickeln zu müssen. Ich traf sie jetzt lebhaft eingenommen gegen ihre säumigen Schuldner. Ihr Einnahme- und Ausgabebuch vor sich, berechnete sie, wie viel sie an Zinsezinsen verloren, selbst wenn ihr jetzt Capital und Zinsen zurückgezahlt würden. Nur ein Advocat konnte ihr rasch zu ihrem Gelde verhelfen, es handelte sich für sie nur darum, an wen sie sich wende.

Die Wittve und ihre Tochter schienen mir jetzt von einer ernstlichen Gefahr bedroht. Ich aber fühlte einen leidenschaftlichen Drang, ihnen zu helfen. Wie ich jetzt zu den Leuten stand, schien es mir eine Pflicht, ich beschloß, die Angelegenheit ganz auf mich zu nehmen. Um ganz und radical zu helfen, waren, wie man sich denken mag, meine Mittel unzureichend, theilweise konnte ich ihnen doch zu Hilfe kommen. Ich schilderte also meiner Tante die Leute, wie ich sie getroffen, entschuldigte sie nach Möglichkeit, und sagte: sie bäten ihre Schuld ratenweise abtragen zu dürfen. Diese Raten wollte ich aus meinem Eigenen zahlen und zwar wollte ich so vorgehen, daß die Wittve Erhardt vorerst Nichts erführe. Erst wenn ihre Schuld ganz getilgt, wollte ich ihr sagen oder schreiben, daß sie sich von aller Sorge erlöst betrachten dürfe.



„Ja, wer sich durch Versprechungen vertrösten ließe!“ war das letzte Wort meiner Tante und ich blieb im Ungewissen, was sie unternehmen werde.

Unmittelbar darauf gelang es mir eine namhafte Summe zusammenzubringen, theils durch Hergabe meines Taschengeldes, theils durch den Verkauf einiger Goldsachen. Ich legte das Geld, als käme es von der Wittwe, zusammen, um es am nächsten Tag meiner Tante zu überbringen, und eilte wieder nach Kranberg, den Leuten zu sagen, daß sie jetzt Nichts mehr zu befürchten hätten.

Ich sah Toni wieder. O, sie war schön! Noch heute, nach Jahren, denke ich mit zitternder Bewegung daran, wie sie mir an diesem Morgen erschien. Nicht eben groß für ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut, wie man sich vielleicht eine Melusine, eine Mignon denkt. Ihr Gesicht war nicht voll, doch von so sanften, edlen Linien wie das herrlichste Köpfchen einer antiken Gemme. Ihre Wangen, von zarter durchsichtiger Blässe, hatten sich geröthet, als ich eintrat. Ihre Augen, vom schönsten Braun, richteten sich so freundlich auf mich, wie auf den Helfer in der Noth. O dieser Glanz, der mit unbeschreiblicher Gewalt in's tiefste Gemüth drang! Oft, immer wieder denke ich dieses wunderbaren Glanzes und frage mich, aus welchen Tiefen der Seele er stammte?

Die Mutter, welche mich das erstemal so wenig entgegenkommend aufgenommen hatte, war diesmal freundlicher. Das Wohlwollen, das ich für sie empfand und an dem sie nicht zweifeln konnte, stimmte sie um und nahm ihr etwas von ihrer sonstigen Herbheit. Sie ließ sich über ihre häusliche Lage aus, sie öffnete den Kasten und ließ mich die Sachen sehen, die sie mit ihrer Tochter verfertigte und den Spizenhändlern im Badeorte abliefern. Ich erfuhr auch, daß Toni einen Bruder habe.

„Er ist fast in gleichem Alter mit Ihnen“, sagte die Frau. „Seit fünf Jahren arbeitet er schon in einer großen Fabrik und hat eine gute Stellung für seine Jahre. Er ist talentvoll und voll Anlagen — wenn er nur zufrieden wäre! Wie er ist, kann er nur unglücklich werden . . . So großer Ehrgeiz thut nicht gut, wenn man arm geboren ist . . .“

Es schien mehr hinter diesen Andeutungen zu liegen, doch ich enthielt mich des Fragens.

Toni mischte dann und wann eine Bemerkung ein. Alles einfach und doch so klug! Die sanften Augen blickten mit durchdringender Klarheit in die Welt, der schöne Mund, der niemals Jemanden Uebles nachgeredet, sprach ohne Bitterkeit über die Menschen, von denen sie doch noch so wenig Gutes erfahren. Sie erschien zugleich stolz und bescheiden und hatte dabei die Züge einer Grazie . . . Ein ruhiger Ernst war der Grundzug ihres Wesens. Immer wieder mußte es sich mir aufdrängen, was aus dieser reichbegabten Natur hätte werden können, wenn ihr das Schicksal eine andere Stellung, andere Erziehung hätte zu Theil werden lassen. Wie es jetzt war,



konnte sich ihre Auffassungsgabe nur auf den engen Kreis dörflicher Anschauungen beschränken, den kaum etwas außerhalb Liegendes durchbrochen hatte. Und doch hatte innerhalb dieser Umzäunung das Leben sie gereift.

An diesem Tage kam ich wie bezaubert nach Hause zurück. Die Gräfin und Fidele hatte ich vergessen; nur Toni, Toni allein war für mich auf der Welt. „Zwanzig Jahr!“ Das Herz ist so voll, die Lenzsonne hat es geschwellt und geschwellt, daß der Inhalt die Hülle zu durchbrechen droht. Da springt demnächst die Knospe wie mit einem Schlage.

Mit voller Ruhe brachte ich meine lange meditierte Nothlüge vor und überreichte meiner Tante mein gesamtes Geld als „erste Ratenzahlung der Frau Erhardt“, mir soeben in Kranberg übergeben.

Meine Tante sah es an, fand die Summe zu gering und erwiderte, daß sie bereits mit einem Advocaten gesprochen, der demnächst die Klage gegen Magdalena Erhardt, Wittwe des Tobias Erhardt, wohnhaft in Kranberg, wegen Rückzahlung eines Capitals und seit langer Zeit ausständiger Zinsen einbringen werde.

Eine Nacht verging mir in Folge davon schlaflos, dann beschloß ich unter einem Vorwand nach Hause zu fliegen. Ich hatte bereits durch Mittheilungen von Geldleuten erfahren, welche jungen Leuten eine theure Hilfe zuzuwenden gewohnt seien und gedachte einen derselben aufzusuchen, um der Familie Erhardt gründlich und für immer zu helfen.

An diesem Tage ging ich wieder nach Kranberg, brachte es aber nicht über mich, in das Häuschen einzutreten. Angesichts der Schritte, die meine Tante vorhatte, wagte ich gar nicht der Frau Erhardt entgegenzutreten. Ich hielt mich in einem Birkenwäldchen versteckt, aus dem heraus ich das Häuschen in Sicht behalten konnte. Schon senkte sich die Sonne, schon glaubte ich den Tag verloren, als ich Toni aus dem Hause treten und langsam über die Wiese gehen sah. Ich flog aus meinem Versteck hervor und hatte sie bald erreicht.

Sie sah mich groß an.

„Zürnen Sie mir, daß ich schon wieder da bin?“

„Nein, Sie sind gut“, erwiderte sie. „Sie meinen es gut mit uns. Ich weiß, daß Sie für uns wirken.“

„Davon reden Sie nicht, liebe Toni. Wissen Sie aber, warum ich da bin? Ich sehe Sie heute auf längere Zeit zum letzten Mal. Morgen reise ich heim.“

„Was Sie sagen — morgen — das ist überraschend — es kommt so plötzlich. Ist es denn gar so nöthig, daß es morgen ist?“

„Wäre es nicht nothwendig, ich bliebe sicher noch. Ist es Ihnen recht, wenn ich bald wiederkomme?“

„Ach, das wissen Sie so schon“ —

Sie reichte mir die Hand.

„Aber wie spät es wird, bis Sie heimkommen heute“, sagte sie wieder. „Sie werden nicht vor elf Uhr zu Hause sein. Also — Sie kommen



wieder — recht bald wieder? Wenn Sie da den Hügel hier hinuntergehen und dort um die Tannen herum, schneiden Sie ein großes Stück ab. Da kommen Sie gleich zur Brücke und auf die Straße. Ich zeige es Ihnen“.

Wir gingen ein Stückchen Wegs schweigend nebeneinander her.

„Da — da hinunter, rechts der Pfad“.

Nun stand sie wieder still, legte die Hand an die Stirn und sagte ernst, gleichsam aus einem beklemmten Herzen heraus: „Ich muß mich sammeln und nachdenken, wie das alles ist. Nein, es ist besser, ich sage Ihnen jetzt Lebewohl. Dort — sehen Sie dort zwischen den Tannen sieht man die Straße schon“.

Sie gab mir die Hand ohne mich anzusehen, sagte noch einmal, also Adieu, Herr Armin, Adieu! und wandte sich rasch wie ein Gemselein der Höhe zu. Ich hörte ihre Schritte noch eine ganze Weile, dann war alles still.

Ich konnte nicht weiter. Ich setzte mich auf den nächsten Stein, während ein Sturm in meinem Herzen tobte.

Nun wollte ich ihr nachsehen, die ich bereits zu Hause dachte und ging den nächsten Weg durch Stock und Stein hinauf.

Ich war kaum dreißig Schritte aufwärts gegangen, als ich zusammen-  
schrak. Knapp vor mir, zusammengekauert, als ob sie sich vor mir verbergen müßte, saß Toni auf der Erde.

Ich flog auf sie zu und kniete neben ihr hin.

„Liebe, liebe Toni!“

Ihr Haupt sank an meine Brust.

„Liebe, liebe Toni, wie muß ich Sie lieben . . .“

Ich drückte sie lange und heiß an mich und war felig. Wünsche, Ahnungen, Hoffnungen hoben mich, tausend unbekannte Gefühle stürmten auf mich ein und versetzten mich in einen Zustand süßer Auflösung. Bald fühlte ich mich wie von Schwingen emporgehoben, bald meinte ich unterzutauchen — indeß erhob sich ein Wind und wirbelte Blätter um uns her, in der Ferne wetterleuchtete es.

„Fort! Fort!“ rief Toni mich abwehrend.

„Leb wohl, meine Geliebte! Leb wohl!“

Ich riß mich los und eilte lautklopfenden Herzens vorwärts. Die schwüle Nacht, das herausziehende Wetter, die Hast der Wanderung peitschte mein Blut bis zum Fieber.

Zu Hause angekommen, versuchte ich mir alles Vorgefallene zu wiederholen. Es war wie ein süßer Rausch, aber etwas Grauen vor der Zukunft war doch mit dabei.

(Schluß folgt.)





## Balzac.

Par

Emile Zola.

— Paris. —

**J**e viens de relire la *Correspondance* de Balzac. En fermant ce livre, je suis tombé dans une grande rêverie. Quels singuliers chemins prend parfois la destinée pour faire un grand homme! Aujourd'hui, Balzac est mort, et nous n'avons plus que son monument sous les yeux; il nous étonne par sa hauteur, nous restons pleins de respect devant un aussi prodigieux travail. Comment un ouvrier a-t-il pu tailler à lui seul un pareil monde? Et, si nous fouillons l'histoire de cet ouvrier, si nous lisons ses lettres, voilà que nous découvrons qu'il travaillait tout simplement pour payer ses dettes. Oui, ce géant infatigable n'était qu'un débiteur traqué par ses créanciers, achevant un roman pour acquitter un billet, entassant les pages pour ne pas être saisi, faisant ce miracle de production superbe uniquement en vue de ses échéances de chaque mois. Il semble que, sous des nécessités toujours pressantes, dans ses effroyables embarras d'argent son cerveau se soit élargi et ait éclaté en chefs-d'oeuvre.

Qui sait quelle aurait pu être l'oeuvre de Balzac, s'il était né avec une fortune solide, dans une vie tranquille et réglée? On ne se l'imagine pas heureux. A coup sûr il aurait moins produit. N'étant plus traqué, il se serait peut-être mis à vouloir la perfection, soignant son style, écrivant à ses heures. Nous y aurions gagné des oeuvres plus mûries et mieux équilibrées; mais sans doute ces oeuvres auraient eu moins de flamme intérieure. Dans ce champ des hypothèses, on peut même aller jusqu' à supposer que Balzac aurait préféré l'action et que nous compterions un grand écrivain de moins. Il y avait en lui un homme d'affaires trop ardent, il se serait certainement lancé dans les entreprises, voyages, politique, industrie. D'ailleurs, je me contente d'indiquer ces éventualités possibles.

\*) Auf Ersuchen der Redaction hat sich Herr Emile Zola, der berühmte Verfasser des genealogischen Romanzyklus: „Les Rougon-Macquart“, bereit finden lassen, unserer Zeitschrift die obige Würdigung Balzacs zu geben, welche den Schluß einer umfangreichen Studie über Balzacs Briefwechsel bildet. Wir haben diese collegialische und internationale Zuvoorkommenheit um so höher anzuschlagen, als wir Herrn Emile Zola gegenüber kein Geheimniß daraus gemacht haben, daß wir bei aller aufrichtigen Hochachtung keines ungewöhnlichen und mächtigen Talents durchaus nicht zu den Anhängern jener naturalistischen Schule gehören, als deren Haupt der Verfasser des „Assommoir“ und der „Rana“ zu betrachten ist. — Unsere Leser werden jedenfalls die Charakterisirung des bedeutendsten Romanschriftstellers des vorigen





Balzac.  
Von  
Emile Zola.

— Paris. —

**I**ch habe soeben Balzacs „Briefwechsel“ wieder durchgelesen. Während ich das Buch zuschlage, verfallt ich in tiefes Nachdenken. Was schlägt doch bisweilen das Schicksal für wunderliche Wege ein, um einen großen Mann hervorzubringen! Balzac ist nun todt, und wir haben nur noch sein Denkmal vor Augen. Es erregt durch seine Höhe unser Erstaunen, und wir stehen mit Ehrfurcht erfüllt einer so gewaltigen Arbeit gegenüber. Wie hat es nur ein einziger Arbeiter fertig bringen können, eine solche Welt herauszumeißeln? Und wenn wir nun die Geschichte dieses Arbeiters durchforschen, wenn wir seine Briefe lesen, so machen wir die Entdeckung, daß er ganz einfach gearbeitet hat, um seine Schulden zu bezahlen. Ja, dieser unermüdlche Riese war nichts als ein von seinen Gläubigern gehegter Schuldner, der einen Roman fertig machte, um einen Wechsel einzulösen, der Seite um Seite füllte, um dem Executor zu entgehen, und das Wunder seiner herrlichen Production lediglich im Hinblick auf die am Ende des Monats fälligen Zahlungen vollbrachte. Fast scheint es, als ob sein Gehirn unter den unabweislichen Drangsalen und der schrecklichen Geldnoth sich erweitert und in Meisterwerken sich entladen habe.

Wer weiß, wie es um die Werke Balzacs bestellt wäre, wenn dieser unter soliden Vermögensverhältnissen in einem ruhigen und geregelten Leben seine Tage vollbracht hätte! Man kann ihn sich unter so glücklichen Verhältnissen gar nicht vorstellen. Sicherlich würde er weniger geschaffen haben. Er hätte sich, wenn er weniger abgehegt gewesen wäre, vielleicht bestrebt, das Vollkommene in seiner Kunst zu erreichen, er hätte seinen Stil gepflegt und nur in guter Stimmung geschrieben. Wir hätten daraus den Vortheil gezogen, reifere und ausgeglichene Werke von ihm empfangen zu haben, aber ohne Zweifel wären diese Werke weniger vom inneren Feuer durchglüht gewesen. Wenn man einmal dies Gebiet der Hypothesen beschreitet, so kann man sogar bis zu der Voraussetzung gehen, daß Balzac ein Gründer geworden wäre, und wir würden einen großen Schriftsteller weniger besitzen. In ihm steckte ein allzu eifriger Geschäftsmann, und er würde sich sicherlich in geschäftliche Unternehmungen, in Reisen, Politik und Industrie gestürzt haben. Im Uebrigen beschränke ich mich darauf, diese Eventualitäten lediglich als mögliche zu bezeichnen.

Geschlechts aus der Feder des merkwürdigsten unserer Tage mit wahren Interesse lesen, wenn sie sich auch schwerlich mit einigen echt französischen Auffassungen und Behauptungen, wie z. B. der Bezeichnung Victor Hugos als des „ersten Lyrikers der Welt“ und der Gleichstellung Balzacs und Shakespeares, werden einverstanden erklären können. Im Wesentlichen aber wird man den geistreichen und bedeutenden Auslassungen des französischen Dichters und Kritikers zustimmen; und jedenfalls hat die Redaction von „Nord und Süd“ hier nur die angenehme Pflicht zu erfüllen, Herrn Emile Zola für die Artigkeit, mit welcher er unserer Einladung gefolgt ist, ihren Dank auszusprechen.



La vérité est que l'oeuvre de Balzac a été réellement faite de la vie abominable qu'il a menée. Des critiques, au nom du goût, peuvent commettre la faute de souhaiter un Balzac expurgé et corrigé. Il serait impossible de le modérer, de lui donner une invention plus nette et un style plus châtié, sans aussitôt l'amoinrir et le rabaisser à la taille des romanciers de second ordre. Il faut l'accepter dans son ensemble et l'aimer pour sa force. Quand il passait les nuits afin de faire honneur à sa signature, sa fièvre descendait dans ses doigts et ses phrases prenaient de sa volonté. Plus il entendait le fouet de la dette claquer sur ses épaules, et plus son effort devenait magistral. De là la puissance de tout ce qu'il a écrit. Il fait songer à un naufragé qui se noie et qui se transforme en héros, nageant des lieus, décuplant son effort, accomplissant le miracle de marcher sur la mer et de commander aux flots irrités. S'il avait eu le loisir d'être parfait, nous y aurions perdu cette coulée énorme qui charrie la vie dans la *Comédie humaine*. Ce sont ses tourments, sa propre existence de luttreur, qui roule ainsi au fond de son oeuvre, avec un fracas si retentissant et si profond.

Mais je veux être plus affirmatif encore. Seul un tel homme pouvait écrire l'épopée moderne. Il fallait qu'il eût passé par la faillite pour créer son admirable César Birotteau, qui est aussi grand dans sa boutique de parfumeur que les héros d'Homère devant Troie. Il fallait qu'il eût marché sur le pavé de Paris avec des souliers éculés, pour connaître les dessous de la vie Parisienne et mettre debout les types éternels des Goriot, des Philippe Bridau, des Marueffe, des Hulot, des Rastignac et des Rubempré. Un homme heureux, digérant à l'aise, coulant ses journées sans secousse, n'aurait jamais descendu dans cette fièvre de l'existence actuelle. Balzac, auteur du drame de l'argent, a dégagé de l'argent tout le pathétique terrible qu'il contient à notre époque; et il a analysé de même les passions qui font mouvoir les personnages de la vie contemporaine; il a peint admirablement son temps, parcequ'il souffrait de son temps. C'est le soldat, placé au centre de la bataille de la vie, qui voit tout, qui se bat pour son propre compte, et qui raconte l'action, encore fumant et haletant.

Il est venu à son heure, voilà encore une des raisons de son génie. On ne se l'imagine pas naissant au dix-septième siècle, dans lequel il aurait fait un auteur tragique bien médiocre. Il devait se produire juste au moment où la littérature classique se mourait d'anémie, où la forme du roman allait s'élargir et englober tous les genres de l'ancienne rhétorique, pour servir d'instrument à l'enquête universelle que l'esprit moderne ouvrait sur les êtres et sur les choses. Les méthodes scientifiques s'imposaient, les héros pâlis s'effaçaient devant les créations réelles,



Die Wahrheit aber ist, daß die Schöpfungen Balzacs ein Ergebnis des erbärmlichen Lebens sind, das er geführt hat. Mögen Kritiker im Hinblick auf den guten Geschmack den Fehler begehen, den Wunsch nach einem geläuterten und verbesserten Balzac zu äußern; es wäre aber unmöglich, ihn zu mäßigen, ihm eine schärfere Erfindungsgabe und einen gesäuberteren Stil zuzuertheilen, ohne sofort seine Eigenschaften zu vermindern und ihn auf das Maß der Romanschriftsteller zweiter Klasse herabzudrücken. Man muß ihn in seiner Gesamtheit hinnehmen und ihn lieb gewinnen um seiner Kraft willen. Wenn er die Nächte verbrachte, um einen acceptirten Wechsel zu honoriren, so drang ihm das Fieber bis in die Fingerspitzen, und seine Sätze nahmen aus seiner eigenen Willenskraft die Elemente in sich auf. Je vernehmlicher er das Klatschen der Peitsche seiner Schulden auf seinem Rücken verspürte, desto bedeutender und imposanter wurde sein Wille, seine Kraft zur Leistung. Daher auch das Gewaltige in allem, was er geschrieben hat. Man denkt dabei unwillkürlich an den Schiffbrüchigen, der in's Wasser stürzt und nun ein Held wird, wie dieser meilenweit schwimmt, seine Kräfteanstrengungen verzehnfacht und das Wunder vollbringt, auf dem Meere zu schreiten und den zürnenden Wogen zu gebieten. Hätte er die Zeit darauf verwenden können, vollkommen zu sein, so würden wir dabei jene großartige Strömung verloren haben, die das Leben in seiner „Menschlichen Komödie“ treibt. Seine eigenen Qualen sind es, sein eigenes Dasein voller Kampf, das im Grunde seiner Schöpfungen mit so dröhnendem und so tiefem Brausen dahinströmt.

Ich will indessen noch bestimmter sein. Nur ein Mann wie Er konnte das Epos des modernen Lebens schreiben. Er selbst mußte Bankrott gemacht haben, um seinen bewunderungswürdigen Cäsar Birotteau zu schaffen, der in seinem Parfümerieladen gerade so groß ist wie die Homerischen Helden vor Troja; er mußte auf dem Pariser Pflaster mit schiefgelaufenen Stiefeln sich herumgetrieben haben, um die Verborgenheiten des Pariser Lebens zu erkennen und die unvergänglichen Typen der Goriot, Philipp Bridau, Marueffe, Hulot, Rastignac und Rubempré aufzurichten. Ein glücklicher Sterblicher, der gemächlich verdaut, seine Tage ohne Erschütterung ruhig verbringt, würde niemals in jene fiebererfüllten Schichten des gegenwärtigen Daseins hinabgestiegen sein. Balzac, der in dem Gelddrama selbst eine Rolle spielt, hat diesem Gelde all jenes fürchterliche Pathos, das demselben in unserer Zeit anhaftet, abgestreift; er hat ebenso die Leidenschaften, welche die Personen des zeitgenössischen Lebens in Bewegung bringen, analysirt; er hat seine Zeit in wunderbarer Weise dargestellt, weil er die Leiden dieser Zeit selbst erduldet hat. Er gleicht jenem Soldaten, der in das Centrum der Schlacht des Lebens gestellt wird und alles sieht, der sich für seine eigene Rechnung schlägt und nun selbst noch dampfend und schnaufend die Geschichte erzählt.

Er ist zur richtigen Stunde gekommen. Und das ist noch eine Erklärung seines schriftstellerischen Genies. Man kann ihn sich als ein Kind des siebenzehnten Jahrhunderts gar nicht vorstellen. Da wäre aus ihm ein recht mittelmäßiger Tragödiendichter geworden. Gerade in dem Augenblicke, da die klassische Literatur an Blutleere zu Grunde ging, da die Form des Romans sich erweiterte und alle Arten der früheren Dichtung in sich aufnahm, um bei dem allgemeinen Eroberungskriege, den der moderne Geist gegen Wesen und Dinge eröffnete, als Werkzeug zu dienen, — gerade in diesem Augenblicke mußte er kommen. Die wissenschaftlichen Methoden traten



l'analyse remplaçait partout l'imagination. Balzac, le premier, était appelé à employer les outils nouveaux. Il créa le roman naturaliste, l'étude exacte de la société; et, du coup, par une audace du génie, il osa faire vivre, dans sa vaste fresque, toute une société copiée sur celle qui posait devant lui. C'était l'affirmation la plus éclatante de l'évolution moderne. Il tuait les mensonges des anciens genres, il commençait l'avenir. Ce qu'il y a de plus étonnant dans son cas, c'est qu'il a accompli cette révolution en plein mouvement romantique. Toute l'attention se portait alors sur le groupe flamboyant à la tête duquel trônait Victor Hugo. Les oeuvres de Balzac n'avaient qu'un très-mince succès. Personne ne paraissait soupçonner que le véritable novateur était ce romancier, qui jetait encore si peu d'éclat, et dont les oeuvres semblaient si confuses et si ennuyeuses. Certes, Victor Hugo reste un homme de génie, le premier poète lyrique du monde. Mais l'école de Victor Hugo agonise, le poète n'a plus qu'une influence de rhétoricien sur les jeunes écrivains, tandis que Balzac grandit tous les jours et détermine à cette heure un mouvement littéraire qui sera sûrement celui du vingtième siècle. On avance dans la voie qu'il a tracée, chaque nouveau venu poussera l'analyse plus loin et élargira la méthode. Il est à la tête de la France littéraire de demain.

M. H. Taine, dans une étude, qu'il a faite anciennement sur lui, a dû remonter jusqu'à Shakespeare pour lui trouver un égal. Et cette comparaison est juste. En effet, Shakespeare seul a enfanté une humanité aussi large et aussi vivante. Ce sont deux créateurs d'âmes de même puissance, nés dans deux sociétés différentes. Et l'un et l'autre nous ont laissé leurs oeuvres comme de vastes magasins de documents humains. Quand on compare Victor Hugo à Shakespeare, cela fait sourire, car lui n'a créé que des figures de bronze ou d'albâtre, où le sang ne circule pas. La véritable gloire de Balzac est au contraire dans la profonde humanité de sa création. D'autres écrivains, chez nous, ont pu écrire avec plus de correction et d'éclat, apporter un génie mieux équilibré; mais personne n'a fouillé l'humanité plus à fond et n'en a dit davantage sur l'homme. Imaginez un chimiste qui, tous les matins, s'enferme dans son laboratoire et qui y multiplie les expériences; ce chimiste découvre à chaque heure des vérités nouvelles et les note, au milieu de la fièvre du travail. Peut-être l'ordre manquera-t-il, mais il y aura là des matériaux d'un prix inestimable. Le savant qui aura, le premier, dégrossi la besogne, gardera l'éternel honneur d'avoir fondé une science. Eh bien! Balzac est ce chimiste du coeur et du cerveau humains, il a fondé une littérature.



gebieterisch hervor, die Helden der Dichtung erblichen und verschwanden vor den Geschöpfen der Wirklichkeit. Die Analyse verdrängte überall die Phantasie. Balzac war der Erste, der dazu berufen war, diese neuen Werkzeuge anzuwenden. Er schuf den naturalistischen Roman, die getreue Studie der Gesellschaft; und mit einem Schlage in genialer Verwegenheit wagte er es, in seinem großartigen Frescogemälde eine ganze Gesellschaft lebendig darzustellen, die ein getreues Abbild jener Gesellschaft war, welche ihm zum Modell gedient hatte. Dies war die glänzendste Bestätigung des modernen Umschwunges, er tödtete die Verlogenheit der bisherigen Dichtungsarten und begann die Zukunft. Was hier aber am meisten in Erstaunen versetzt ist, daß er diese Revolution inmitten der romantischen Bewegung vollbracht hat. Damals richtete sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die strahlende Gruppe, an deren Spitze Victor Hugo stand. Die Werke Balzacs hatten nur einen sehr dürftigen Erfolg. Niemand schien zu ahnen, daß der wahre Bahnbrecher eben jener Romanschriftsteller war, der noch so wenig Glanz um sich verbreitete und dessen Werke so verworren und langweilig erschienen. Sicherlich, Victor Hugo bleibt ein Mann von Genie und der erste lyrische Dichter der Welt: aber die Schule Victor Hugos scheidet dahin, und der Dichter hat auf die jungen Schriftsteller nur noch eine rhetorische Einwirkung, während Balzac mit jedem Tage wächst und schon zu dieser Stunde eine literarische Bewegung bestimmt, die sicherlich diejenige des zwanzigsten Jahrhunderts sein wird. Auf dem Wege, den er vorgezeichnet hat, schreitet man vorwärts, und ein jeder, der ihm folgt, wird in die Analyse noch tiefer eindringen und die Methode erweitern. Er steht an der Spitze des literarischen Frankreichs von morgen.

Herr Henri Taine hat in einer Studie, die er früher einmal über Balzac geschrieben, bis auf Shakespeare zurückgreifen müssen, um seinesgleichen zu finden; und diese Vergleichung ist richtig. In der That hat nur Shakespeare eine so breite und so lebendige Menschlichkeit gezeugt. Die Beiden sind gleichmächtige Schöpfer von Seelen, die nur in zwei verschiedenen Gesellschaften geboren sind, und der Eine wie der Andere hat uns seine Werke hinterlassen wie ungeheure Aufspeicherungen der menschlichen Documente. Vergleicht man Victor Hugo mit Shakespeare, so überkommt einen das Lächeln. Denn dieser hat eben nur Gestalten aus Bronze oder Marmor geschaffen, in denen kein Blut rinnt, während Balzacs wahrer Ruhm gerade der ist, daß seine Schöpfung so tief menschlich wahr ist. Andre unserer Schriftsteller haben correcter und glänzender schreiben mögen und sind mit ausgeglichenerem Genie an ihre Werke herantreten, aber niemand ist tiefer in das Menschliche eingedrungen und hat über den Menschen mehr gesagt als er. Man denke sich einen Chemiker, der sich jeden Morgen in sein Laboratorium einschließt und nicht müde wird, zu experimentiren. Dieser Chemiker entdeckt zu jeder Stunde neue Wahrheiten, die er im Fieber der Arbeit verzeichnet. Es ist schon möglich, daß da die Ordnung fehlt, aber jedenfalls schafft er Materialien von unschätzbarem Werthe. Jenem Gelehrten, der zuerst die Arbeit aus dem Größten herausgearbeitet haben wird, wird die unsterbliche Ehre zuerkannt werden müssen, eine Wissenschaft begründet zu haben. Nun, Balzac ist jener Chemiker des Menschenherzens und des Menschengehirns. Er hat eine Literatur begründet.

(Uebersetzung von P. L.)





Emile Zola.

von

Ludwig Pfau.

— Paris —

I.

**E**s hat mich einige Ueberwindung gekostet, die Arbeit einer ernstlichen Studie an eine literarische Erscheinung zu wenden, welche für sich betrachtet, diese Mühe nicht verlohnt, und ohne Zweifel nach kurzer Frist eben so tief in die Stille der Vergessenheit zurücksinken wird, als sie jetzt hoch in den Lärm des Tages emporsteigt. Aber wie es auch mit dem Werthe des Werkes bestellt sein mag, die Wirkung desselben ist nicht zu bestreiten; und indem die Romane Emil Zolas — denn von ihnen soll hier die Rede sein — in rascher Folge eine Reihe zahlloser Auflagen erleben, nehmen sie, als ein Zeichen der Zeit, die Aufmerksamkeit der Kritik in Anspruch, wenn diese auch weniger den Schriftsteller und sein Talent, als das Publikum und seinen Geschmack zum Ausgangs- und Zielpunkt hat.

Die Auflagen eines Buches sind leider kein Kriterium für dessen Vorzüge, und die Zeit ist noch fern, da der ästhetische Factor eine stärkere Anziehungskraft auf die Gemüther üben wird als der pathologische; so hat denn auch der Skandal einen größeren Antheil an der Zola'schen Berühmtheit als die Kunst. Es ist jene ungesunde Neugierde für das Grausame und Obscöne, mit der eine rohe Volksmasse an das Schaffott der Missethäter und eine feine Damenwelt in den Ballsaal der Courtisanen eilt; es ist jener geheimnißvolle Zug nach dem Abgrund, welcher dieser, mehr noch mit Schmutz als mit Blut besudelten Muse ihren Leserkreis zuführt. Um gerecht zu sein, darf man trotzdem nicht verkennen, daß — wenn überhaupt bei großen Erfolgen das Talent nicht abwesend zu sein pflegt — das Werk Zolas eine mit überlegter Absicht und energischer Consequenz durchgeführte Arbeit ist. Dasselbe läßt sich daher, trotz seiner bedenklichen Richtung und seiner ästhetischen



Unzulänglichkeit, nicht mit ein paar Scheltworten abspesen, sondern verlangt eine gründlichere Untersuchung — wie sehr auch die Kritik geneigt sein mag, einer Literatur, die nach allem eher als nach Moschus duftet, mit verhaltenem Athem die Thüre zu weisen.

Es ist erklärlich, daß die Schilderung von Personen, die es als ihre Lebensaufgabe betrachten, sich im tiefsten Puhle niedriger Begierden zu wälzen, kein günstiges Vorurtheil für die Moralität des Verfassers erweckte: man sagte sich, ein Erzähler solcher Dinge könne seine Studien nicht wohl am Kaminfeuer tugend samen Familienglücks machen. Aber hierin täuschte man sich. Denn obwohl Zola bei seinen harten Lebensanfängen ohne Zweifel mit den tieferen Schichten der Gesellschaft in Berührung kam, und deren Thun und Treiben nicht bloß als Studiensammler kennen lernte, so würde schon die ehrenwerthe Strebbarkeit, mit welcher er sich durch Fleiß und Ausdauer zu einem „selbstgemachten“ Mann von einer gewissen literarischen Bedeutung emporrang, für seine moralische Tüchtigkeit zeugen, auch wenn er nicht in einem bürgerlich wohlgeordneten Familienleben gerade das Gegentheil von dem practicirte, was er in seinen Romanen theoretisch in Scene setzt. Das Laster sitzt ihm nur Modell; und bei seinen Vivisectionen scheinen ihn die Lockungen so wenig wie die Wehklagen seiner Opfer aus dem Concept zu bringen.

Emile Zola ist 1840 in Paris geboren, verlebte jedoch seine Jugend, vom dritten bis zum achtzehnten Jahr, in der Provence. Sein Vater, ein italienischer Ingenieur aus Treviso bei Venedig, war nach Frankreich emigriert, starb aber schon im Jahre 1847, nachdem er in Aix einen Canal erbaut hatte, der seinen Namen trägt. Der allzufrühe Tod des Bauleiters inmitten einer schwebenden Geschäftslage veranlaßte einen Proceß, dessen Verlust die Wittve in beschränkten Verhältnissen zurückließ. Im Jahre 1858 siedelte sie mit ihrem Sohne nach Paris über, woselbst dieser seine in der Lateinschule zu Aix begonnenen Studien in Lycée Saint-Louis vollendete und sein Baccalaureat machte. Aber die Hilfsmittel der Mutter waren jetzt erschöpft, und die Familie lebte mehrere Jahre in den dürftigsten Umständen, bis der junge Zola 1862 in der Buchhandlung Hachette eine bescheidene Stelle fand. Es gelang ihm jedoch bald, seine Lage zu verbessern, indem er sich zum Secretair der Firma emporschwang. Längst mit literarischen Arbeiten beschäftigt, und nun mit den Berichten für die verschiedenen Zeitungen betraut, fand er Gelegenheit den namhaftesten Schriftstellern näher zu treten und im Kreise der Journalistik Fuß zu fassen. Nachdem er 1864 eine Sammlung von Erzählungen — „Contes à Ninon“ — und 1865 einen Roman — „La confession de Claude“ — veröffentlicht hatte, trat er 1866 aus seiner Stellung bei Hachette, um beim „Figaro“ als literarischer Berichterstatte einzutreten. Daneben wurde er Mitarbeiter verschiedener Zeitungen: so des „Courrier de Lyon“, für welchen er kritische Plaudereien unter dem bezeichnenden Titel, „Mes haines“, sowie „Le Voeu d'une morte“ und



„Les Mystères de Marseille“ schrieb; ferner des „Evénement“, der „Vie Parisienne“, des „Petit Journal“, der „Tribune“, des „Salut public“ und schließlich des „Corfaire“, der in Folge eines Artikels von ihm, „Le lendemain de la crise“, 1872 unterdrückt wurde. Seine journalistischen Arbeiten hatten ihn jedoch der erzählenden Gattung nicht abwendig gemacht, denn im Jahre 1867 erschien „Thérèse Raquin“, ein Roman, der Aufsehen erregte, und in welchem die charakteristischen Eigenschaften Zolas zum ersten Mal voll und ganz hervortreten. Die folgende Erzählung „Madeleine Férat“, die ein Jahr später erschien, trieb die Ungenirtheit bereits so weit, daß ihre Fortsetzung als Feuilleton verboten wurde. Dasselbe Schicksal erfuhr später „La Curée“ in der „Cloche“ und „L'Assommoir“ im „Vie Public“, zwei Romane des großen, auf zwanzig Bände berechneten Cyclus, „Die Rougon-Macquart“, welcher seit einem Jahrzehnt die Feder des Erzählers hauptsächlich in Anspruch nimmt, wenn auch die des Journalisten immer noch einige Zeit für ihre Thätigkeit zu finden weiß.

Nachdem nämlich Zola sich ganz dem schriftstellerischen Berufe gewidmet hatte, suchte er mit dem praktischen Instinct des Südfranzosen nach einem steten und ergiebigen Felde der Production, auf welchem er, gleichsam durch eine regelmäßige Bewirthschaftung, sowohl seinen geistigen Anforderungen als seinen materiellen Bedürfnissen eine gesicherte Befriedigung zu schaffen vermöchte. Ein solches erblickte er in einer umfassenderen Conception, welche einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Erzählungen herstellt, und die einzelnen Bände als die Fortsetzung eines größeren Ganzen erscheinen läßt. So entwarf er den Plan zu seiner „physiologisch-socialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“, deren Stammbaum vier Generationen umfaßt, wenn sich auch die eigentliche Handlung in einen Zeitraum von achtzehn Jahren zusammendrängt. Zur Ausführung dieses Unternehmens schloß er mit dem Verleger Lacroix einen Vertrag, der ihm vorerst eine monatliche Pension von 500 Frs. sicherte. Die Herausgabe des ersten, 1869 geschriebenen Bandes, wurde durch den Krieg verzögert und erfolgte erst im Jahre des Friedens 1871. Kaum war jedoch 1872 der zweite Band erschienen, als eine neue Störung eintrat: das ausgedehnte Geschäft des Verlegers kam in Liquidation, und die gesicherte Existenz des Schriftstellers in Frage. Da übernahm die große Verlags-handlung Charpentier — welche auch Balzac's „Comédie humaine“ herausgegeben hat — nicht nur den Lacroix'schen Vertrag, sondern vereinbarte auch, nach den bald sich ergebenden glänzenden Erfolgen des Unternehmens, ein neues Uebereinkommen mit dem Verfasser, welches diesem, außer dem festen Honorar, noch einen jährlichen, wohl auf 20,000 frs., und bei dem großen Absatz jetzt gewiß noch höher gestiegenen Gewinnantheil gewährt. Von den beabsichtigten zwanzig Bänden sind bis jetzt neun erschienen.

Nachdem wir die Geschichte des Schriftstellers, soweit nöthig, kennen gelernt, müssen wir nun dessen Hauptwerk etwas näher betrachten. Er selbst



sagt in der Vorrede des ersten Bandes — die sich mehr durch Kürze, als durch Klarheit auszeichnet — er wolle zeigen, wie eine Familie in der Gesellschaft sich verhalte, indem sie sich zu einer kleinen Gruppe von Geschöpfen entwickle, deren innige Zusammengehörigkeit, trotz dem Anscheine gründlicher Verschiedenheit, vermittelst der Analyse zu Tag komme. Er werde, durch Lösung der doppelten Frage des angeborenen Temperaments und der umgebenden Mitte, den Faden zu verfolgen suchen, der mit mathematischer Genauigkeit von einem Menschen zu einem andern Menschen führe. Die Erbllichkeit habe ihre Gesetze wie die Schwerkraft. „Die Rougon-Macquart“ — fährt der Verfasser fort — „die Gruppe, die Familie, welche ich zu studiren gedenke, hat zum Charakteristicum die Schrankenlosigkeit der Begierden, jene sinnliche Sturmfluth unserer Zeit, die sich auf die Genüsse stürzt. Physiologisch betrachtet, sind sie die langsame Folge der Zufälle im Blut- und Nervenleben, die sich aus einer ersten organischen Verletzung in einer Rasse entwickeln, und welche, je nach der umgebenden Mitte, bei jedem Individuum dieser Rasse die Gefühle, die Triebe, die Leidenschaften, alle die natürlichen und instinctiven Rundgebungen des Menschen bestimmen, deren Ergebnisse man Tugenden und Laster zu nennen pflegt. Historisch betrachtet, gehen sie vom Volk aus und verbreiten sich in die ganze zeitgenössische Gesellschaft; sie steigen vermöge jenes wesentlich modernen Impulses, den die unteren Klassen auf ihrem Wege durch den gesellschaftlichen Körper empfangen, zu allen Stellungen empor, und sie erzählen so, mit Hilfe ihrer individuellen Lebensdramen, die Geschichte des zweiten Kaiserreiches, von der Hinterlist des Staatsstreichs an bis zum Verrath von Sedan“. Die Genealogie der „physiologisch-socialen“ Sippe, sowie die Rollen der einzelnen Glieder werden nun gleich beim Beginn der Arbeit vermittelst eines regelrechten Stammbaums festgestellt.

Das Unternehmen, die socialen Zustände des zweiten Kaiserreiches in einer Reihe von Romanen zur Darstellung zu bringen, hat ohne Zweifel seine Berechtigung. Auch gegen den Plan, die verschiedenen Episoden dieser Reichsgeschichte durch das Familienband der einzelnen Helden zu einem epischen Ganzen zu verknüpfen, ist offenbar nichts einzuwenden, wenn auch, selbst bei der geschicktesten Composition, die Einheit der Verwandtschaft meistens nur einen äußerlichen Zusammenhang herzustellen vermag. Aber diesen Mangel der inneren Verbindung durch eine Naturgeschichte der Erbllichkeit ersetzen zu wollen, ist eine starke Prätention. Es ist dies ein toll gewordener Darwinismus, der die Physiologie der Fortpflanzung in die Phantasmagorie der Romantik übersezt und sich einbildet, einen wissenschaftlichen Realismus zu treiben, wenn er die Gesetze der Entwicklung, die sich nur aus dem Facit tausender von Generationen und ihrer Mischungen ergeben können, willkürlich erfindend, für die enge Zufälligkeit einer Familiengeschichte klein hakt. Die Thatfachen des Naturforschers beweisen etwas, die Phantasien des Fabulisten aber beweisen nichts; und die genaueste Protokollirung der Abstammungen, Temperamente und Verhältnisse begründet noch lange nicht



die Nothwendigkeit, daß ein Individuum gerade so beschaffen sein muß und nicht anders. Jedes Gesetz beruht auf großen, allgemeinen Principien, läßt aber den kleinen Besonderheiten einen gewissen Spielraum, den man Zufall nennt; sonst müßten die Krystalle eines Stoffes alle congruent sein, und die Blätter eines Baumes sich absolut ähnlich sehen, was sehr langweilig wäre. Ohne Zweifel werden auch die Geheimnisse der Procreation mehr und mehr entschleiert werden; aber bis die Gesetze der Erbllichkeit in einer Weise „analysirt“ und festgestellt sind, welche der Synthese erlaubt, dieselben mit „mathematischer“ Sicherheit dichtend aufzubauen, werden wohl noch verschiedene Generationen Zolas den Weg alles Fleisches gehen.

## II.

Der erste Band der Reihenfolge, welcher die Anfänge der Rasse, die Entstehung der Familien Rougon, Macquart und Mouret erzählt, führt den Titel „La fortune des Rougon“, das Glück der Rougons, eine wörtliche Uebersetzung, die freilich den Sinn um so weniger vollständig wiedergibt, als die deutsche Sprache für die Begriffe fortune und bonheur nur das eine Wort „Glück“ hat. Ferner heißt fortune zugleich Vermögen, auch selbst-erworbenes, und schließt daher die Bedeutung eines Aufsteigens, Emporkommens in sich, so daß man im vorliegenden Falle vielleicht besser „Glücksweg“ oder „Glücksstern“ übersetzen würde.

Diese grundlegende Erzählung spielt in Plassans, einer Unterpräfectur der Provence von zehntausend Einwohnern. Zur Zeit des Staatsstreichs und bevor die Stadt eine Eisenbahn erhielt, stand sie mit dem umliegenden Lande nur durch die Straßen nach Nizza und nach Lyon in Verbindung. Ihre Industrie bestand in einigen übelduftenden Gerbereien, und ihr Handel in dem Verkauf der Landesproducte Del, Wein und Mandeln. Dank ihrer Abgeschiedenheit hatte sie den fromm-aristokratischen Charakter der alten provencalischen Städte bewahrt. Wie der Ort, war auch die Bevölkerung in drei von einander abgeschlossene Gruppen getheilt: in das Quartier des Adels mit seinen großen Hotels Louis XIV. und Louis XV., seinen Klöstern und Jesuitenhäusern; in die neue Stadt, von der Bourgeoisie — den Kaufleuten, Rentnern, Advocaten und Notaren — bewohnt; und in die alte Stadt, das Viertel der Arbeiter und Handwerker, mit etlichen Kleinhändlern und größeren Handlungshäusern als Beigabe.

Hier vegetirte ums Jahr 1848 in Dunkelheit und Mißachtung eine Familie, deren Haupt, Peter Rougon, in nicht allzuferner Zukunft, eine bedeutende Rolle spielen sollte. Er war der Sohn eines Bauers. Die Familie seiner Mutter, die Fouque genannt, besaßen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein ausgedehntes Grundstück in der Vorstadt, hinter dem alten Kirchhof Saint-Mitre, und waren die reichsten Gemüsegärtner des Ortes. Der letzte Fouque starb wenige Jahre vor der Revolution, als Narr, und hinterließ eine achtzehnjährige Tochter, Adelsheid, als einzige Erbin.



Diese, ein großes, dünnes, bleiches, scheublickendes Geschöpf, schwachen Geistes, nervösen Temperaments, und nur nach der geschlechtlichen Seite gehörig entwickelt, heirathete ihren Gartenknecht, den ungehobelten Bauer Rougon, welcher einen Sohn Peter zeugete, um nach kurzem Genuße der Vaterfreuden einem Sonnenstich zu erliegen. Ein Jahr widmete die Wittib dem Andenken des Verstorbenen, worauf sie ihm in der Person des Taugenichts Macquart, der ein altes, an das Fouque'sche Anwesen stoßendes Häuschen bewohnte, einen Nachfolger gab, zu um so größerem Skandal der Gerechten, als sie weder Pfarrer noch Schultheiß mit dieser Privatangelegenheit behelligte. Macquart, ein Schmuggler, Wilderer und Trinker, der wochenlang in Wäldern und Schluchten umherzog, kam nur periodisch zum Vorschein, bereicherte jedoch die Familie mit zwei kleinen Macquarts, einem Knaben, Anton, und einem Mädchen, Ursula. Diese beiden unberechtigten Existenzen wuchsen neben dem rechtmäßigen Dasein des kleinen Rougon wild und unwirsch empor wie das Krautwerk des Gartens. Denn Adelheid, mit heftigen Anfällen von Nervenzuckungen behaftet, lebte in den Tag hinein wie ein zärtlich liebendes Thierchen. Wenn sie, selber ein halbes Kind, mit ihren Kindern sich beschäftigte, so war es nur, um sie zu küssen und mit ihnen zu spielen. Sobald jedoch Macquart von seinen Streifzügen zurückkehrte, verschwand sie hinter dem Gemäuer der Sackgasse Saint-Mittre. Wenn sie wieder erschien, fand sie die Kinder in der Verfassung einer kleinen Räuberbande und das Haus im Zustande der Plünderung, was sie weiter nicht beirrte, da eine klare Idee von der Nothwendigkeit der Ordnung und dem Werthe der Dinge ihr abging.

Peter, in dem die väterliche Schwere des Bluts und die mütterliche Erregbarkeit der Nerven sich gegenseitig ausgeglichen hatten, wuchs allmählich zu einem berechnenden, hinterlistigen, herztrocknen Bengel heran. Er zeigte die unerfättliche Gier und den neidischen Ehrgeiz des Bauernsohnes, den das Vermögen und die Constitution der Mutter zum Bourgeois machte. Seine Geschwister betrachtete er als eingedrungene Bastarde, die dem rechtmäßigen Erben sein Gut verzehren, und seine Mutter als eine Tollhäslerin, die mit ihrer Schleudewirthschaft das ihm zukommende Vermögen vergeude. Sein Dichten und Trachten war nur noch auf Mittel und Wege gerichtet, Mutter, Brüder, Schwester und Diensthoten vor die Thüre zu setzen. Er begriff, daß er sich vor Allem der schwachsinrigen Mutter bemächtigen müsse. Es gelang ihm leicht, sich ihr als stiller Richter und Rächer ihrer ehelichen Unordnungen furchtbar zu machen und die Verwaltung von Haus und Vermögen vollständig in die Hand zu bekommen.

Die Umstände begünstigten seine Pläne ganz besonders. Während er selbst, als der älteste Sohn einer Wittwe, militärsfrei war, schaffte er sich seinen Bruder Anton, der bei der Ziehung verloren hatte, vom Halse, indem er dessen Loskauf verhinderte. Auf noch unerwartetere Weise ward er seiner Schwester Ursula ledig. Ein Gutmacher der Vorstadt, ein rechtschaffener,



etwas beschränkter Arbeiter, Namens Mouret, verliebte sich sterblich in das zarte, weiße Geschöpf von sentimental-phantaftischem Gemüth und heftisch-aristokratischem Aussehen. Sie gab ihre Einwilligung, um einem Leben zu entfliehen, das der Bruder ihr unerträglich zu machen wußte, und die jungen Leute etablirten sich in Marseille. Nun erwies dem Strebsamen überdies ein Gensdarm den Gefallen, den schmuggelnden Macquart an der Grenze zu erschließen, wodurch er auch die Mutter los wurde, die sich in das ihr hinterlassene Häuschen der Sackgasse Saint-Mittre zurückzog. Eiligst verkaufte nun Peter das Anwesen dem Besitzer eines großen anstoßenden Gutes, des Jas-Meiffren, um 50,000 Franken, und ließ seine Mutter, die er mit einer kleinen Rente abfertigte, einen Empfangsschein unterzeichnen; denn vorsichtige Erkundigungen hatten den Ueberraschten belehrt, daß der Codez einen schändlichen Paragraphen enthalte, welcher den unehelichen aber anerkannten Kindern einen Theil des elterlichen Vermögens zuspricht.

Jetzt erst konnte Peter Rougon aus seiner Sauchenatmosphäre in das ersehnte Land der Bourgeoisie auswandern. Er heirathete Felicitas, die Tochter des Delhändlers Puech, eine kleine, schwarze rührige Grille, ebenso ehrgeizig als verschlagen, und trat in das Geschäft seines Schwiegervaters. Tapfer machte sich das junge Paar an die Eroberung der irdischen Herrlichkeit, aber vergeblich suchten sie ihren Durst nach Reichthum und Ansehen zu befriedigen. Auf dem undankbaren Boden der kleinen, seitwärts liegenden Stadt sich abmühend, in dem einen Jahre verlierend, was sie in dem andern gewonnen, führten sie einen dreißigjährigen Krieg mit dem Glücke. Das einzige Gedeihen, dessen sie sich rühmen konnten, bestand in einem Kinder-„Segen“, der jedoch die pecuniären Schwierigkeiten keineswegs vermindern half. Peter brummte oft über die zehrende Brut, die aus drei Knaben und zwei Mädchen bestand; aber Felicitas, mit viel Intelligenz und noch mehr Zähigkeit ausgestattet, gab den Kampf um's Glück nicht so leicht auf. Je geringere Aussichten ihre eigene Lage darbot, desto größere Hoffnungen baute sie auf die Zukunft ihrer Kinder. Der Vater war vom Mistgeruch zum Delbust avancirt, die Söhne sollten aus der Ladenstube ins Amtszimmer steigen: sie mußten studiren. Kein Opfer erschien zu groß, um sie ins Gymnasium zu Plassans und später auf die Universität nach Paris zu schicken. Als die Söhne jedoch, nach Hause zurückgekehrt, eine ziemlich bescheidene Rolle spielten und keine Anstalten machten, die glänzenden Träume der Eltern zu verwirklichen, fühlten sich diese in ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit zugleich getroffen. Grausam enttäuscht, und mit bitterm Klagen über die Undankbarkeit der Kinder, zogen sie sich endlich mit einer kleinen Rente zurück, um wenigstens das Nöthigste für ihre alten Tage zu retten.

Eugen, der älteste Sohn, obwohl Jurist von nicht gewöhnlicher Intelligenz, hatte es in Plassans nur zu der Stellung eines mäßig beschäftigten Advocaten gebracht. Die Gier der Rougons hatte sich bei ihm zu einem höher gehenden Streben nach Macht und Stellung gesteigert. Er war nicht dazu angethan,



in einer kleinen Provinzstadt sein Glück zu machen, und hielt, nach einer günstigen Gelegenheit spähend, die Augen auf Paris gerichtet. Einige Wochen vor den Februartagen wurde er unruhig; er witterte eine Krisis. Eines Morgens war er nach Paris verschwunden, keine fünfhundert Franken in der Tasche.

Pascal, der zweite Sohn, hatte Medicin studirt. Lernbegierig und uneigennützig, der Idealist der Sippe, lebte er der Wissenschaft, und kurirte die Armen unentgeltlich. Ein Fremdling in seiner Familie, interessirt ihn diese nur als physiologisches Problem.

Aristid, der jüngste der Söhne, ein leibarmer Schlau- und Wieselkopf, verbummelte seine Studienzeit im Quartier latin, ohne an irgend ein juristisches Examen zu denken. In der Hoffnung, ihn zu einem geordneten Leben zu bringen, behielt endlich der Vater den Thunichtgut im Geschäft und verheirathete ihn mit einer phlegmatischen Blondine, Namens Angela, der Tochter des pensionirten Hauptmanns Sicardot. Aber Aristid schleppte seine genußlüchtige Trägheit im väterlichen Geschäfte weiter und sah sich, als dies nicht länger gehen konnte, genöthigt, eine bescheidene Schreiberstelle auf der Kanzlei der Präfectur anzunehmen. Mit gierigem Grimme witterte auch er nach einer Katastrophe, bereit dem ersten besten Raubopfer den Hals umzudrehen.

Das wenigstens war den Eltern gelungen, die beiden Töchter an den Mann zu bringen, und zwar die ältere, Sidonie, nach Paris, an einen Händler mit Süßfrüchten, die jüngere, Martha, an ihren Better Franz Mouret, Commis und hernach Theilhaber der Firma Rougon. Franz etablirte sich nach der Liquidation in Marseille, da er das Geschäft seines Onkels zu gut kannte, um zu dessen Uebernahme Lust zu bezeugen. Gerne hätten sich die Alten in die neue Stadt zurückgezogen, wo die angesehenen Leute residirten; aber in Anbetracht ihrer beschränkten Mittel wagten sie sich nur in die Grenzstraße, in der sie zwar noch auf der Seite der „Canaille“ logirten, aber doch die Aussicht ins gelobte Land hatten. Die Wohnung war bescheiden und die Einrichtung dürftig. Vergebens hatte Felicitas ihre ganze Kunst aufgeboten, dem alten Mobilien einen trügerischen Schimmer zu geben. Von ungestillter Besitzgier verzehrt, spielten sie sich nun als Opfer des Schicksals auf und waren außer sich über ihr Mißgeschick. Die Rougons glichen zu dieser Zeit einer Familie von Wegelagerern auf der Lauer, bereit, den vorüberkommenden Ereignissen die Taschen zu leeren.

Als Anton Macquart, nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs, in die Heimath zurückkehrte, fand er das Fouque'sche Anwesen verkauft und das mütterliche Vermögen in den Händen seines Stiefbruders. Ein brutaler Taugenichts und Trunkenbold, wie sein Vater, aber dessen muthige Thatkraft durch feige Hinterlist ersehend, fand er nirgends die Mittel, einen zweifelhaften Proceß anzustrengen, und verfolgte die Rougons, die ihm ein paar hundert Franken als Bettelspfennig hingeworfen hatten, mit Schmähungen



und Verwünschungen. Ohne Unterstützung und von der öffentlichen Meinung als Faulenzler behandelt, sah er sich endlich genöthigt nach Arbeit zu suchen. Mit dumpfem Grimme lernte er das Korbflechten, zu dem er wenigstens die Weiden stehlen konnte. Beim Verkaufen seiner Körbe in der Halle machte er die Bekanntschaft einer gewissen Josephine Gavaudan, genannt Fine, welche dort, je nach der Jahreszeit, gekochte Früchte und Kastanien feil hatte. Ein großes, dickes Weibsbild von mächtigem Gliederbau und mannsstarken Fäusten, verband sie die Unverdroffenheit des Gauls mit der Sanftmuth des Lammes. Neben ihrem Handel legte sie einigen Junggesellen die Haushaltung, spülte den Honoratioren an Galatagen das Geschirr und versah die durchgefessenen Stühle mit neuem Strohgeflecht. Anton fand, daß das just die Frau sei, die er brauche. Fine, an die sich noch kein Mann gewagt, war entzückt über den Antrag und fühlte sich trotz aller Warnungen unfähig, die ehelichen Freuden von sich zu weisen. Still-schweigenden Uebereinkommens arbeitete nun die Frau, den Mann zu ernähren; sie aß das Brot der Ehe im Schweiß ihres Angesichts. Aber keine Sonne ohne Flecken, und so hatte auch diese enorme Vollkommenheit ihre Schattenseite: sie liebte den Anisliqueur nicht weniger zärtlich als ihren Gatten, eine Nebenbuhlerschaft, die vollständig zu begreifen, zwar Macquart der Mann gewesen wäre, wenn dieselbe nicht den Uebelstand mit sich gebracht hätte, daß Fine in der Anisbegeisterung ihre Sanftmuth vergaß und die Rippenstöße des Berauschten mit wuchtigen Faustschlägen heimzahlte. In solchen Nächten der Trunkenheit pflegten sich daher die beiden Eheleute mit der gewissenhaftesten Gegenseitigkeit durchzuwalten.

Die Kinder, die zum Vorschein kamen, waren für Anton eine Ursache fortwährenden Mergers, da ihre Bedürfnisse seinen Theil Kuchen verringerten; als die Dreizahl erreicht war, erklärte er, daß es genug sei. Mit Bereitwilligkeit überließ er denn auch das älteste Kind, Lisa, einer Nachbarin, der Postdirectorin, die Gefallen an ihm gefunden hatte und es mit sich nach Paris nahm. Lisa war ein hübsches, gelassenes, vollsaftiges Mädchen, das der Mutter nachartete und später den wohlhabenden Schweinemetzger Duenu in Paris heirathete. Gervaise, die jüngere, ein Puppenköpfschen, schwächlig und etwas hinkend, war Wäscherin geworden; und Hans, der jüngste Sprößling, ein starker Bengel mit gutem Willen aber hartem Kopfe, hatte die Schreinerei erlernt. Als die Beiden etwas verdienten und die ersten Frankenstücke nach Hause brachten, fand Anton, daß die Kinder doch ihr Gutes hätten. Er ließ sich nun auch von diesen ernähren, wie schon vorher von der Mutter, und verbrachte seine Tage im Kaffeehaus mit Rauchen, Trinken und Spielen. Gervaise, ohne Erziehung auf der Straße aufgewachsen und von der Mutter mit Anischnaps gestärkt, hatte schon im vierzehnten Jahre den achtzehnjährigen Gerbergesellen Lantier zum Liebhaber, ein Verhältniß, dessen Folgen nicht ausblieben. Lantiers Mutter, eine wackere Frau, nahm jedoch die Kinder zu sich, während Macquart seine Einwilligung zu einer



Heirath verweigerte, um den Lohn seiner Tochter nicht zu verlieren. Aber seine Herrlichkeit nahm ein jähes Ende. Fine, nach einer übermäßigen Waschanstrengung, starb plötzlich an einer Brustentzündung; Gervaise, der schamlosen Ausbeutung müde, verschwand kurz darauf mit ihren zwei Kindern und Lantier, dessen Mutter gleichfalls gestorben war, nach Paris; und Hans zögerte nicht, dem Beispiel seiner Schwester zu folgen. Als sich Anton allein in seiner Wohnung sah, in der er sich zwanzig Jahre lang hatte füttern lassen, verfiel er in ein Wuthgeheul über die Ungerechtigkeit Gottes und die Undankbarkeit der Kinder. Die Angst, sein Brot selber verdienen zu müssen, machte ihn vollständig krank. Er verkaufte nach und nach die Haushaltung bis zum letzten Stück, und als gar nichts mehr übrig war, holte er, weinend vor Ingrim und mit der düstern Resignation des Selbstmörders, ein seit einem Vierteljahrhundert in einer Ecke vergessenes Bündel Weiden hervor, um sein altes Handwerk wieder aufzunehmen,

Der wackre, fleißige Mouret hatte inzwischen gute Geschäfte in Marseille gemacht und war von seiner geliebten Ursula mit zwei Knaben und einem Mädchen beschenkt worden. Als dieselbe jedoch an der Auszehrung starb, verfiel er in Schwermuth, vernachlässigte sein Geschäft, verlor sein Geld und erhängte sich schließlich zwischen den hinterlassenen Kleidern der Verstorbenen. Sein ältester Sohn, Franz, der eine gute commercielle Erziehung erhalten, und den soliden Charakter des Vaters geerbt hatte, trat als Commis bei seinem Onkel Rougon ein und wurde, wie schon gemeldet, dessen Schwiegersohn. Die Tochter, Helene, ein physisch und geistig wohlgebildetes Geschöpf, war bereits mit Grandjean, dem Sohne einer reichen Fabrikantenfamilie, wenn auch gegen den Willen der letzteren, verheirathet. Der dritte Sohn Silvère, bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt, wurde von der Großmutter Adelheid aufgenommen.

Die Stammutter der Sippe näherte sich jetzt der Mitte der Siebenzig. Ihr fahles, stets von einer weißen Haube säuberlich umrahmtes Gesicht glich dem einer Sterbenden; es hatte den Ausdruck ewiger Einkehr, endgiltiger Beruhigung; es trug den Schleier höchster Gleichgiltigkeit, absoluten Verzichts. Nur von Zeit zu Zeit erbehte dieser bleiche Leib, der keinen Blutstropfen mehr zu haben schien, unter Nervenzuckungen, welche ihn, wie elektrische Ströme, zu gewaltamer Lebenshätigkeit, zu furchtbaren Kraftäußerungen galvanisirten. Das Lächeln des kleinen Silvère war für die alte Frau ein letzter Strahl. Sie faßte für ihn eine unaussprechliche Zärtlichkeit. Sie, die in ihrer Jugend vergessen hatte, Mutter zu sein, um Geliebte sein zu können, empfand die Wonnen einer Neuentbundenen, wenn sie ihn waschen, kleiden und überwachen konnte. Es war gleichsam der Todeskampf eines Herzens, das in den heftigsten Begierden gelebt hatte und in der Zärtlichkeit für ein Kind nun dahinstarb. Schmeichelnden Tones nannte der Knabe sie Tante Dide, ein Name, der ihr blieb. Das Wort Tante, so gebraucht, ist in der Provence ein Ausdruck der Zärtlichkeit. Anfangs



nahm er weinend die Flucht, wenn die Großmutter ihre Anfälle bekam; später aber harrete er muthig bei ihr aus, umfaßte sie mit den Armen, um die Gewalt der Erschütterungen zu brechen, und betrachtete sie mit Augen voll tiefen Mitleids. Er liebte sie, die ihn aufgenommen, von ganzem Herzen, aber mit einer gewissen verschämten Heimlichkeit, denn er sah in ihr ein außergewöhnliches Geschöpf, von unbekanntem Uebeln heimgesucht, das man beklagen und achten müsse. Gleich nach seinem zwölften Jahre ging er bei einem Nachbar, einem Wagner, in die Lehre und wurde bald ein vortrefflicher Arbeiter, froh, die arme Tante Dide unterstützen und ihr heimgeben zu können, was sie für ihn aufgewendet. Seine Schulbildung war unter solchen Umständen eine beschränkte geblieben, und das Halbwissen, das er seinem Leseifer verdankte, war ganz geeignet, den lebhaften Edelmutb seiner Natur zur Schwärmerei zu steigern. Die Unwissenheit verwandelte sich in Begeisterung. Er war ein frommer Verehrer der großen Gedanken und der großen Worte, die er nicht immer verstand; ein naiver Gläubiger auf der Schwelle des Tempels, der von weitem die Kerzen für Sterne ansah. Sein energischer Kopf, mit der Adlernase und der vortretenden Stirne, barg den Muth eines Helden, geführt von der Einsicht eines Kindes.

Die Sackgasse Saint-Mittre, in der Adelheids Häuschen stand, bildete die rechtseitige Grenze eines freien, vorn gegen die Hauptstraße offenen Platzes, eines ehemaligen Kirchhofs, welcher, in einen Holzgarten und Zimmerplatz verwandelt, der Hof Saint-Mittre hieß. Links und hinten wurde er durch Mauern abgeschlossen, über welche die großen Maulbeerbäume des Jas-Meiffren emporragten. Stets mit Reihen von Stämmen und Balken, mit Beugen, von Dauben und Brettern bedeckt, bildete er den Spiel- und Tummelplatz der Vorstadtjugend. Adelheids Häuschen war hinten von einem kleinen Hof umschlossen, der an das ehemalig Fouque'sche, jetzt mit dem Jas-Meiffren vereinigte Anwesen grenzte und mit diesem einen gemeinschaftlichen Ziehbrunnen hatte. Auf der Fläche des ziemlich hochstehenden Wassers erglänzten die zwei hellen, von dem schwarzen Schatten der Zwischenmauer durchschnittenen Halbmonde der Brunnenöffnung wie zwei Spiegel. Als Silvère eines Morgens der Tante Dide ihren Wasservorrath holte und sich über die Einfassung beugte, bemerkte er auf dem Grunde des Brunnens den Kopf eines jungen Mädchens, das ihn lächelnd betrachtete. Als sie sich jedoch entdeckt sah, setzte sie plötzlich die Spiegelfläche mit dem Eimer in Bewegung und begrub ihr schelmisches Antlitz in den Ringen des tanzenden Wassers. Ein Zwiegespräch entspann sich aus dieser Begegnung, und aus dem Wiedersehen beim Wasserholen eine Neigung, die naturgemäß zu dem Wunsche führte, das Bild mit der Wirklichkeit zu vertauschen. Der Hof Saint-Mittre war wie gemacht für die Zusammenkünfte der beiden Liebenden. Silvère hatte sich nur nach den letzten Holzbeugen zu schleichen, hinter welchen der breite Rasengang, der längs des Jas-Meiffren frei blieb, ein bequemes Versteck bildete; die kleine Heze aber erkletterte mit Hilfe der Maulbeerbäume die



Mauer und war mit zwei Sägen auf einem halbversunkenen Grabstein in der Ecke des Kirchhofs.

Und der Trost der Liebe war ihr wohl zu gönnen, der armen Miette, wie man sie nannte, obwohl sie Marie hieß; eines freundlichen Schutzes war sie wohl bedürftig, „die Chantegreil“, wie die Straßenjodel der Vorstadt ihr hämisch nachriefen, um sie mit dem Namen ihres Vaters zu brandmarken, welcher auf den Galeeren war. Der Wilderer hatte einen Gensdarmen erschossen, der auf ihn zielte, und vor dem Schwurgericht behauptet, daß Nothwehr kein Verbrechen sei. Die kleine Miette war zu ihrem Onkel Rebusat gekommen, der — Bauer auf dem Jas-Meiffren und ein habgieriger geiziger Schollenpuffer — sie mit den härtesten Arbeiten überlud und wie ein Lastthier behandelte. Dazu kam, daß ihr Better Justin, ein feiger, tückischer Knirps, sie zu seiner Unterhaltung mißhandelte. Sie verrichtete jedoch ihr Geschäft in der Stille und rächte sich für die Verfolgungen durch schweigende Verachtung. Sie wußte, daß sie ihr Brot verdiene. Manchmal freilich suchte sie ein Versteck, um nach Herzenslust schluchzen zu können. Die Zurückstoßung, der sie, als Kind des Sträflings, in dieser rohen Umgebung fortwährend begegnete, hätte ihr Gemüth allmählich verbittern müssen, wenn nicht Silvère dem Liebesbedürfniß ihrer guten Natur zu Hilfe gekommen wäre. Die heitere Sorglosigkeit der Jugend erwachte wieder in ihr, seitdem sie sich nicht mehr allein fühlte in dieser gehässigen Einsamkeit.

Die beiden Kinder sahen sich fast jeden Abend. In der schlimmen Jahreszeit griff Silvère in die Holzvorräthe und baute einen kleinen Unterschlupf mit einer Bohle als Sitz und einem Bretterdach gegen den Regen. Miette erschien in dem braunen Kapuzenmantel, innen mit rothem Zeuge gefüttert, wie ihn die Probençalinnen tragen, und der weit genug ist für Zwei. Hat doch, nach der Landessitte, dieses Gewand selbst zur Sommerzeit den Beruf, die spazierenden Liebespaare aufzunehmen, um sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. Unter seiner Hülle pflegten denn auch die Beiden aus dem hohen Grase ihres Friedhofs die Mauer entlang zu schleichen auf die Hauptstraße, welche, die Vorstadt durchschneidend, sich langsam zu Thal senkt. Inmitten ausgedehnter Wiesenründe rauscht hier zwischen buschigen Ufern mit zerstreuten Baumgruppen die Biorne, ein kleiner Fluß, den die Straße auf einer Brücke überschreitet, um den entgegengesetzten Thal-  
 abhang emporzuklimmen. Dieser Naturpark war der Lieblingsaufenthalt der beiden Ausreißer. Hier tummelten sie sich zwei Sommer lang unter freiem Nachthimmel, in unschuldiger Kameradschaft spielend und kosend, während die Mahnungen der erwachenden Sinne ihre Liebe mit geheimnißvollen Schauern durchzuckten.

### III.

So war es um die Familie Rougon-Macquart bestellt, als das Jahr 1848 herankam, und die Februar-Revolution ausbrach.



In Plassans hatte die Politik nie ein öffentliches Leben geführt; die Dinge wurden zwischen Adel, Klerus und Bourgeoisie mit Hilfe unterirdischer Minen und heimlicher Salonsintriguen ausgefochten. Das Volk, gläubig und royalistisch, kam nicht in Rechnung. Nach 1830 wurden jedoch Arbeiterbevölkerung und Bourgeoisie der Sache des Glaubens und der Legitimität abwendig, um sich der großen demokratischen Bewegung anzuschließen. Als die Revolution von 1848 losbrach, waren Adel und Klerus die einzigen, welche an dem Triumphe Heinrich V. arbeiteten. Sobald sie jedoch sahen, daß die Begeisterung der Bourgeoisie nur ein Strohfeuer war, indem diese alsbald für ihre Klasse und ihre egoistische Existenz zu zittern begann, suchten sie die ehemaligen Bundesgenossen wieder zu gewinnen. Als 1849 die klerikale Reaction hervortrat, ging denn auch die gesammte Bourgeoisie von Plassans zu der conservativen Partei über, von der sie natürlich mit offenen Armen empfangen wurde. Nachdem es der geschickt operirenden Geistlichkeit, mit Hilfe der Weiber, gelungen war, sogar die Kleinhändler des alten Quartiers zu bekehren, wurde die Reaction die Herrin im Ort. Daß ihre Majorität sich aus Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten und Klerikalen zusammensetzte, that nichts zur Sache; es handelte sich ja vorerst um das Eine: die Republik umzubringen. Und diese lag in den letzten Zügen: ihr Anhang war auf etwa tausend Arbeiter zusammengeschnitten.

Im Uebrigen witterten die leitenden Politiker von Plassans das Kaiserreich erst in der letzten Stunde. Sie hielten Louis Napoleon für unfähig, die Popularität seines Namens für vorübergehend, und betrachteten den Prinzpräsidenten als ein leicht zu beseitigendes Werkzeug, wenn die Stunde des rechten Prätendenten gekommen sein würde. Die Zeit verstrich jedoch, und eine Ahnung, daß sie die Angeführten seien, stieg ihnen auf. Aber der Staatsstreich, der ihnen plötzlich über den Köpfen losging, ließ ihnen keine andere Wahl, als Beifall zu klatschen. Die Republik, dieses Schenjal, war wenigstens abgethan. Das war immerhin ein Triumph, bei dessen Einheimung man sich für den Aufschub der eigenen Siegesfreuden durch die Vernichtung der letzten Republikaner, im Bunde mit den Bonapartisten, einstweilen entschädigen konnte. Die Benützung dieser Ereignisse gründeten das „Glück“ der Rougons, welche auf den Ruinen der Freiheit emporsprossen, indem sie die Republik ausplündern halfen, nachdem sie ermordet war.

Gleich nach den Februartagen war Felicitas, welche die feinste Nase der Familie hatte, im Klaren, daß sie jetzt auf der rechten Fährte seien. Ein heruntergekommener Edelmann, der bei einem reichen Anverwandten wohnte, der Marquis von Carnavant, stattete den beiden Eheleuten öftere Besuche ab. Die bösen Zungen behaupteten, Felicitas, deren Mutter er sehr gekannt habe, sei ihm aus dem Gesicht geschnitten. Auch pflegte er ihr die Wange zu tätscheln, mit den Worten: „Kleine, wenn mir Heinrich V. mein Vermögen zurückerstattet, setze ich Dich zu meiner Erbin ein“. Der reiche Adel, der keine Lust verspürte, ein neues Exil zu riskiren, fand in Carnavant,



der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, den eifrigsten Agenten der reactionären Bewegung. Dieser aber brauchte ein Operationscentrum. Auch konnte er den Arbeitern und Kleinbürgern nicht den Legitimus predigen, ohne sich Verhöhnungen auszusetzen; Peter dagegen redete ihre Sprache und war der rechte Mann für diese Mission. Bald war die Familie Rougon royalistischer als der Roy, und ihr Haus der Versammlungsort eines Kerns von Conservativen, welchen der Marquis aus der Sacristei der unsichtbaren Staatsweisen von Plassans die politische Parole brachte. Sicardot, Aristids Schwiegervater, Commandant der Nationalgarde und einer der glorreichsten Hohlköpfe der großen Armee, war der Kriegsheld dieser Bande dickhäutiger, kurzstirniger Philister. Rougon aber, hinter welchem der Marquis flug zu verschwinden mußte, galt für das Haupt, und sein gelber Salon für das Centrum der Reaction.

Im Frühjahr 1849 kam Eugen plötzlich auf vierzehn Tage nach Hause. Wahrscheinlich wollte er seine Vaterstadt wegen einer Abgeordnetenstelle sondiren, fand aber die Trauben noch nicht reif. Doch ließ er sich das nicht verdrießen, traf Vorbereitungen für die Zukunft und benutzte seinen Aufenthalt. Mit Sicardot hatte er abseitige Zwiegespräche, seit welchen der Commandant nie mehr ohne geheimnißvolles Lächeln von Napoleon sprach. Auch mit seinem Vater hatte er eine geheime Unterredung vor der Abreise. „In dieser Richtung gilt es zu arbeiten“, sagte er, als sie aus dem Schlafzimmer kamen; „hier liegt unser Glück“. Der über seine Heimlichkeit empfindlichen Mutter flüsterte er ins Ohr: „Zu viel Intelligenz würde jetzt schaden; wenn die Krisis kommt, sollst Du die Zügel führen“. Und im Gehen sagte er noch: „Hauptsächlich nehmt Euch vor Aristid in Acht; er ist ein Querkopf und würde Alles verderben. Sorge braucht Ihr keine um ihn zu haben; der fällt immer auf die Füße, und wenn wir unser Glück machen, wird er uns seinen Theil schon zu stehlen wissen“.

Aristid hatte sich nämlich bei Verkündigung der Republik auf gut Glück zur Partei der Sieger geschlagen und alle Beziehungen zu seiner Familie abgebrochen, was ihm wenigstens vorerst eine Aufbesserung von der Präfectur eintrug. Er wollte sich so theuer als möglich verkaufen; aber ohne Anzeichen und Compaß, lugte er in der Abgeschlossenheit seiner Provinz vergeblich nach dem Wind aus. Sein Pariser Aufenthalt hatte ihn hinlänglich gewitzigt, um Legitimisten und Orleanisten für aussichtslos zu halten, aber er vermochte nicht zu erkennen, welcher dritte Langfinger die Republik schließlich einstecken werde. So behielt er die Haltung eines begeisterten Republikaners bei und gründete, um eine Rolle zu spielen, ein demokratisches Blatt, in welchem er die Reactionäre und namentlich die Stammgäste des gelben Salons aufs Heftigste angriff. Als er die ganz entgegengesetzte Haltung Eugens inward, vor dessen Geschicklichkeit er allen Respect hatte, kam er vollends aus dem Gleichgewicht und in der Erbitterung seiner Blindheit warf er sich mit neuer Wuth auf die Conservativen.



Nach Eugens Abreise schien im gelben Salon alles den alten Gang zu gehen; das Königthum war obenauf. Bei Gelegenheit der römischen Expedition jedoch fühlte sich Rougon bewogen, das Lob des Präsidenten zu singen, und Sicardot secundirte ihm. Napoleon allein, meinten sie, könne Frankreich vor der Anarchie retten. Von da an flocht Rougon von Zeit zu Zeit ein Wort zu Gunsten des Präsidenten ein, das der Marquis mit einem geheimnißvollen Lächeln begleitete. Dieser hatte eine viel zu feine Bitterung, um nicht zu merken, wohin der Strom trieb. Da er jedoch Felicitas im Fahrwasser sah, tröstete er sich über den Schiffbruch der Legitimität und wurde der Vertraute „der Kleinen“. Mochte sie von den Bonapartes sich geben lassen, was er ihr von den Bourbons hatte verschaffen wollen.

Inzwischen kamen von Paris die widersprechendsten Nachrichten. Der Widerhall der parlamentarischen Kämpfe drang bald verstärkt, bald abgeschwächt nach Plassans und verbreitete Furcht und Bestürzung. Die allgemeine Empfindung war, daß eine Lösung bevorstehe; aber eben die Ungewißheit derselben demoralisirte dieses Heer hasenherziger Philister und machte sie angstkrank. Sie wünschten nur noch ein Ende herbei, von wem es auch komme. Gerüchte, der Präsident wolle einen Staatsstreich machen und sich zum Kaiser ernennen lassen, verbreiteten sich. „Wir werden ihn ernennen zu was er will“, sagte ein dicker Delhändler und Gemeinderath des Abends im gelben Salon, „wenn er nur diese Lumpen-Republikaner erschießen läßt“.

Eugen, der zu Paris im Dienste des Staatsstreichs stand und mit seinem Vater correspondirte, kündigte die Katastrophe an. Jetzt galt es, der neuen Regierung sich nützlich zu machen. Wohl waren die Rougons Herren der Lage, denn von Adel und Geistlichkeit, welche bereit waren, dem siegreichen Bonapartismus gegen die gemeinschaftliche Feindin, die Republik, die Hand zu bieten, hatten sie keinen Widerstand zu gewärtigen; aber die Behörden konnten durch sofortige Unterdrückung des Aufstands ihnen weder Zeit noch Mittel lassen, sich hervorzuthun. Zum Glück für sie war auch von dieser Seite nicht viel zu besorgen. Die Beamten, furchtsame Legitim-Alerikale zeigten keinen großen Eifer; und nicht ein Mann fand sich in der Partei, der überzeugt oder bedürftig genug gewesen wäre, um einen entschiedenen Schritt zu riskiren. Die kluge Felicitas, die ihren plumphen, eingebildeten Eheherrn im Glauben seiner Führerschaft ließ, während sie mit ihrem Rathgeber die wichtigen Maßregeln vereinbarte und in Gang setzte, ohne daß Peter es merkte, war voll der besten Hoffnungen.

Sobald die Kunde vom 2. December anlangte, erklärte sich der gelbe Salon für den Staatsstreich. Die Stadt blieb verhältnißmäßig ruhig, aber die kleinen Städte der Umgegend, mit dem ganzen Süden des Departements, griffen zu den Waffen. Als am 7. die Nachricht nach Plassans kam, daß die Aufständigen, dreitausend Mann stark, sich der Stadt näherten und gefangene Reactionäre mit sich schleppten, fuhr das Entsetzen in den gelben Salon. Von den Leuten, die seit zwei Jahren jeden Tag die Republikaner



zu füsiliren versprochen, war bald Niemand mehr zu sehen als der Marquis von Carnavant und der Commandant Sicardot; letzterer bereit, mit seiner Person zu bezahlen und sich an die Spitze der Nationalgarde zu stellen. Felicitas mußte es einzufädeln, daß auch Rougon den Commandanten allein ziehen ließ und den Schlüssel zum Waffenvorrath nebst einem Reservecorps von fünfzig Mann zur Verfügung behielt, um hinter den Insurgenten die Ruhe der Stadt wieder herstellen zu können. „Der Teufels-Commandant soll sich nur festnehmen lassen“, sagte sie; „er hat gar zu viel Eifer“. Sobald Rougon allein war, eilte er in die Sackgasse Saint-Mittre und versteckte sich bei seiner Mutter, die er seit Jahren nicht gesehen hatte.

Jede Partei hat ihre Caricaturen und ihre Hallunken. Anton Macquart, von Neid und Haß verzehrt, Rache gegen die ganze Welt brütend, empfing natürlich die Republik, die er als eine Aera brutaler Vergeltung betrachtete mit lautem Jubel. Müßiges Wirthshausleben und gedankenloses Zeitungslesen hatten einen furchtbaren Schwäher aus ihm gemacht, der in Betreff der Politik die ungereimtesten Ideen von Stapel ließ. Da er jedoch viel sprach, gedient hatte und deshalb für einen „Mann der That“ galt, war er der Mittelpunkt eines Kreises von Arbeitern geworden, welche seine eiferfüchtigen Wuthausbrüche für die Entrüstung einer ehrlichen Ueberzeugung nahmen. Was ihn hauptsächlich zu einem wüthenden Republikaner machte, war die Hoffnung, an den Rougons sich rächen zu können: und sein Grimm steigerte sich noch, als diese bei der conservativen Partei einen gewissen Einfluß gewannen. Stundenlang zog er über sie los, nannte den gelben Salon eine Räuberhöhle, seinen Bruder einen Galioten und suchte das Volk gegen die ganze Sippenschaft aufzustacheln. Die Rougons waren über die immer unverschämteren Angriffe ihres Anverwandten, die ihrem Ansehen in der neuen Stadt großen Schaden brachten, ganz außer sich. „Man muß sich diese Canaille um jeden Preis vom Halse schaffen“, sagte Peter. „Er wird zu unbequem“.

Macquart, der sich in der eigenen Familie vergeblich nach Verbündeten umgesehen hatte, glaubte endlich einen solchen in dem jungen Silvère gefunden zu haben. Er suchte ihn durch eine übermäßige Bewunderung seiner Freiheitsideen zu fördern und ließ ihn in die geheime Gesellschaft der Montagnards aufnehmen. Aber seine Hoffnung, ihn auf die Rougons zu heben, schlug fehl. Der hochherzige Knabe war zwar stets bereit, gegen die Feinde seiner theuren Republik die Waffen zu ergreifen; aber sobald diese Feinde sich in Gestalt seiner Verwandten darstellten, hatte er Abscheu vor dem Blutvergießen. „Wenn diese Elenden uns beraubt haben“, sagte er, „so ist das am schlimmsten für sie selber. Ich will ihr Geld nicht“.

Als die Umgegend aufstand, machte sich auch Silvère bereit, mit den Montagnards in's Feld zu ziehen. Aus einem Abschieds-Stelldichein im Hof Saint-Mittre war ein leber Spaziergang an die Biorne geworden, wo die beiden jungen Leute von der anmarschirenden Sturmcolonne über-



rascht wurden. Silvère schloß sich den Männern von Plassans an, und Miette verlangte die Fahne zu tragen. Ihr weiter Mantel, dessen rothe Seite sich nach außen gefehrt hatte, hüllte sie in seine Purpursalten, während die Kapuze ihren Haarbüchel mit einer Art phrygischer Mütze umgab. Ein kräftiger, eben zum Weib erblühter Backfisch, stand sie im vollen Mondlicht, in den Händen die Fahne, deren Stange sie fest an die Brust drückte. Ihr begeisterter Kinderkopf, mit seinen schwarzkrausen Haaren, seinen großen feuchten Augen, seinen strotzenden, lächelnd geöffneten Lippen drehte sich mit einem Schwung stolzer Entschlossenheit halb gen Himmel. Von der leuchtenden Fahne umflattert, von der Marsseillaise umbraust, erschien sie ein jungfräulicher Genius der Freiheit. Ein ungeheurer Beifallsturm brach los. Diese Südfranzosen mit ihrer lebhaften Phantasie, waren gepackt von dem künstlerisch-symbolischen Zauber der Erscheinung. Mit tausendstimmigen Klängen des Revolutionsliedes wälzte sich die dunkle Masse der Stadt zu.

Auf dem Rathhaus in Plassans waren der Maire, drei oder vier Gemeinderäthe und Angestellte, sowie der Commandant Sicardot, der mit Mühe einige zwanzig Nationalgardisten zusammengebracht hatte, versammelt, als die Aufständischen einrückten. Sicardot wollte mit aller Gewalt sich schlagen, aber der Maire erklärte jeden Widerstand für unnütz. Im Nu waren die Thüren eingestossen, die Nationalgardisten entwaffnet und die Beamten festgenommen. Diese hatten nicht einmal Zeit gefunden, die Gensdarmmerie zu benachrichtigen, welche im Bett überrascht wurde. Bei Entwaffnung derselben hatte Silvère das Unglück, im Ringen um den Carabiner, dem langen Gensdarmen Kengade das Auge auszustossen, was ihn mit nicht geringem Entsetzen erfüllte. Trotz des leichten Sieges hatten die Insurgenten natürlich nicht die Absicht, eine so reactionäre Stadt zu behaupten; nicht einmal ein demokratisches Comité gedachten sie einzusetzen wie anderwärts. Sie wären einfach abgezogen, wenn nicht Macquart, muthig aus Haß, sich erboten hätte, Plassans in Respect zu halten. Man ließ ihm zwanzig Entschiedene, mit welchen er sich im Triumph auf der Mairie installirte. Während er einen vergeblichen Versuch machte, seinen Bruder zu Hause zu finden, verließen die Insurgenten die Stadt und nahmen die Gefangenen mit sich, die sie übrigens mit der größten Schonung behandelten.

In Drèeres wurden sie mit Jubel empfangen und strahlten von Zuversicht. Aber über Nacht erfüllten beängstigende Gerüchte die Luft, man wußte nicht woher. Jener unsichtbare Mund, dessen Hauch die Menge plötzlich in panischen Schrecken versetzt, hatte sie ausgestreut. Paris sei besiegt, hieß es, und die Provinz ducke sich. Die Männer, die gestern noch von patriotischer Opferlust glühten, fröstelten heute in der großen Kälte des feig sich niederwerfenden Landes. Sie hatten von einem heiligen Krieg, von der Erhebung eines Volkes, von Erkämpfung des Rechts geträumt; und nun waren sie zu Rebellen geworden, auf die man mit Flintenschüssen Jagd macht wie auf wilde Thiere. Aber trotz der Hoffnungslosigkeit gab es



wenig Ausreißer. Sie wollten die Kugeln des Militärs abwarten und wenigstens zeigen wie Republikaner sterben. Nur über die Führer und deren Unfähigkeit waren sie aufgebracht. Der „General“, schwankend unter der Last der Verantwortlichkeit, entschloß sich endlich, die Höhe von Saint-Nouze zu besetzen, — die mit ihrer Felsenterrasse eine Art Citadelle bildet. Die Stellung war uneinnehmbar, aber man hatte die einfachsten Vorsichtsmaßregeln unterlassen. „Die Soldaten! Die Soldaten!“ hieß es plötzlich. Der taktmäßige Schritt anmarschirender Truppen machte sich hörbar, und das Geknatter begann. Die Insurgenten feuerten ohne Plan und Ordnung. Rechts und links fiel Mann um Mann. Ein Theil ergriff die Flucht, ein anderer schloß die Glieder. Nach einiger Zeit standen noch zehn. Silvère lud und schoß immer zu wie ein Wüthender. Miette reckte die durchlöchernte Fahne höher und höher. Da fiel die Fahne plötzlich, und das Kind, die Fäuste an die Brust gedrückt, sank nieder auf das rothe Tuch. Der Knabe warf sich auf die Kniee und riß ihr das Kleid auf. Unter der linken Brust war ein kleines Loch mit einem einzigen Blutstropfen. Nachdem die Soldaten die Flüchtigen massacrirt hatten, fanden sie den knieenden Silvère, der verwirrten Sinns die todte Miette anstarrte, und schleisten ihn fort.

Als Rougon in aller Frühe sich klopfenden Herzens aus seiner Sackgasse hervorwagte, vernahm er mit großer Genugthuung, daß die Bande abmarschirt, die Behörde beseitigt, und das Kaiserthum nicht ohne ihn gemacht sei. Nach verschwundener Gefahr gelang es ihm, vierzig Getreue im Schopfe, wo die Reaction ihre Waffen verborgen hatte, zu versammeln. Zwar schlotterten sie noch immer, diese ehrsamten Philister, und einige begannen bereits von Weib und Kind zu sprechen, als die Nachricht, daß das Rathhaus höchstens noch zwanzig Republikaner beherberge, ihren Muth wieder aufrichtete. Vierzig gegen zwanzig schien eine mögliche Zahl, und sie beschloßen Plassans zu „retten“. Im Gänsemarsch zogen sie nach der Mairie, wo die unbesorgte Mannschaft auf ihrer Britsche überrumpelt und Macquart im Kabinette des Maires verhaftet wurde. Einige unvorsichtige Gewehre waren losgegangen, ein Schuß hatte den Spiegel zersplittert, und Rougon hatte sogar eine Kugel pfeifen hören. Er war ein Held. Die ganze Reaction huldigte ihm. In Abwesenheit der Behörden an die Spitze des Gemeinderathes berufen, sagte er mit der Würde eines alten Römers, der seine Familie auf dem Altar des Vaterlands opfert: „Ich werde meine Pflicht erfüllen, meine Herren. Ich habe geschworen, die Stadt der Anarchie zu entreißen und müßte ich zum Henker meines nächsten Verwandten werden“.

Indessen kamen die sehnsüchtig erwarteten Truppen immer nicht zum Vorschein. Von den abgeführten Beamten erscholl keine Kunde. Der Präfect gab nicht das geringste Lebenszeichen. Die Post erlitt immer bedenklichere Störungen. Dunkle Gerüchte behaupteten, der Staatsstreich sei mißglückt, und der Prinz-Präsident sitze im Thurme von Vincennes. Und als vollends der Lärm sich verbreitete, ein Insurgentenhaufe sei im Anmarsch, da lagerte



sich eine Atmosphäre dumpfer Verzweiflung über die Stadt. Die Reactionäre zitterten und das Rathhaus leerte sich. Rougon stürzte plötzlich von der Höhe seines Ruhmes in einen Abgrund von Mißgunst. Die Advocaten der neuen Stadt, ärgerlich über den Einfluß eines Halbknoten, arbeiteten an seinem Verderben. Ein feindlich gesinnter Volkshaufe versammelte sich höhrend unter seinen Fenstern. Er war an dem Unglück schuld, das der Stadt bevorstand. Eine saubere Heldenthat übrigens, ein offenes Thor einzustoßen! Von einem Kampfe nicht die Spur: Blut war keines geflossen, und den Spiegel hatte er offenbar selber zersplittert, der ehrgeizige Schlauberger. Eine saubere Familie, das! Und Schimpfworte gellten empor. Rougon, dem aller Muth abhanden gekommen war, dachte schon an Flucht.

Doch Felicitas raffte sich auf. Die schlimmen Gerüchte waren vielleicht nur Ausgeburten der Angst. Noch war die Partie nicht verloren; aber eine blutigere Heldenthat mußte das Ansehen Peters wieder herstellen: Plassans sollte lernen, die Rougons ernsthaft zu nehmen. Da meldete ein Brief Eugens das Gelingen des Staatsstreichs. Felicitas wußte das Postpaket einen Tag lang hintanzuhalten, um die Stadt in den Befürchtungen der Ungewißheit zu lassen. Nun begab sie sich zu dem gefangenen Macquart und bot ihm die Freiheit und tausend Franken zur Flucht, unter der Bedingung, daß er in der Nacht einen erneuten Angriff auf die Mairie veranstalte. Es waren das zwei Fliegen auf einen Schlag: so wie so konnte man diesen Hallunken nicht vor Gericht kommen lassen, wo er die ganze Familienschande ausgekramt hätte. Dieses abgemacht, ermuthigte sie ihren Mann zu seiner Heldenrolle auf dem Rathhaus. Ganz allein, zum bewundernden Entsetzen der davonlaufenden Gemeinderäthe, spielte er dort den letzten Retter. Nachdem es dunkel geworden, gab er seine Befehle und bereitete er den Hinterhalt vor. Um elf Uhr war der ganze Hof mit Nationalgardisten gefüllt, die in kleinen Gruppen heimlich geschlichen kamen. Er befahl nun, die Thore zu öffnen, die Lichter auszulöschen, absolute Stille zu halten und beim ersten Signale zu feuern. Macquart hatte keine Mühe gehabt, die röthesten der in Plassans zurückgebliebenen Arbeiter, welche die Insurgenten im Anmarsch und das Rathhaus verlassen glaubten, zur Besetzung der Mairie zu bestimmen. Beim Eindringen jedoch wurden sie von einem mörderischen Kugelregen empfangen. Ein Geheul stieg in die Nacht empor. Sie schossen ihre Gewehre ab und ergriffen, „Verrath!“ schreiend, die Flucht. Drei der Ihrigen blieben todt auf dem Plage; aber auch ein Nationalgardist war gefallen. Die Vaterlandsretter stürzten nun zum Thore heraus und knallten noch eine Viertelstunde lang in die Nacht hinein. In der Stadt glaubte man, sie hätten sich mit einem ganzen Heere geschlagen.

Die Füsfilade, welche die Rougons in Scene gesetzt hatten, um ihre Verdienste über alle Zweifel zu stellen, warf ihnen endlich die erschrockene und dankbare Stadt widerstandslos zu Füßen. Und als das erwartete Militär nun wirklich einzog, mit dem Präfecten des Departements an der



Spitze, feierte Peter seinen großen Triumph. Sein Lohn war die Einnehmerstelle von Plassans, mit der Ehrenlegion und einem Einkommen von zweitausend Fres. verziert. Der Siegeszug der Truppen ließ eine lange Blutstraße hinter sich. Damit das Entsetzen alle Lippen schliesse, besäten sie ihren Weg mit Todten. An jeder Haltstelle wurden einige Insurgenten massakrirt. Man schlug ihnen einfach das Hirn mit dem Gewehrkolben ein. Um auch dem Neste Plassans, wo sie in der Vorstadt und im Hof Saint-Mittre sich gelagert hatten, den nöthigen Respect vor dem aufgehenden Kaiserreich einzulösen, beschloß man, noch einen Gefangenen zu füsiliren. Doch die Soldaten waren des Mordens müde. Da erkannte der Gensdarm Rengade seinen Verstümmelter unter den Gefangenen. Der Einäugige, noch blutrünstig und racheschnaubend, verlangte den Zungen als Opfer und lud seine Pistole. Silvère, am Kragen emporgerissen, schlug von selber den Weg zum hinteren Gange an der Mauer ein und sank an dem Grabstein, auf dem seine Miette, so oft gefessen, mit zerschmettertem Haupte zu Boden. Im letzten Augenblicke hatte er noch zwei Visionen, die ihm den Tod verbitterten. Ueber der Mauer des Jas-Meiffren erschien der grinsende Kopf Justins, des türkischen Kobolds; und in der Ferne, am Eingang der Sackgasse, glaubte er die Tante Dide zu erblicken, weiß und starr, wie versteinert von dem, was sie sah. — Die arme Alte wurde wahnsinnig.

Kristid war eben im Hofe Saint-Mittre, als sein Vetter zum Tode geschleppt wurde; er hütete sich aber weislich, zu seiner Rettung einzuschreiten. Man sei ihn wohl los, meinte er. Noch in letzter Stunde hatte er, von seiner Mutter auf die rechte Fährte gebracht, den Bonapartisten sich angeschlossen und in seiner Zeitung einen langen Artikel zu Gunsten des Prinzen losgelassen. Einige Tage nach dem Staatsstreich, mit der Bitterung eines Raubvogels, der das Nas des Schlachtfeldes riecht, machte er sich eiligst gen Paris auf.

Das ist der Grundstock der Sippe, wie er im ersten Bande in Scene geht. Zur Vervollständigung des Stammbaums sind noch die Glieder der vierten Generation zu verzeichnen. Kristid Rougon wird von seiner Angela Sicardot mit einem Sohne, Maxim, und einer Tochter, Clotilde, beschenkt. Lisa Macquart, verheirathete Duenu, hat eine Tochter, Pauline. Gervaise Macquart besitzt von ihrem Liebhaber, Lantier, zwei Söhne, Claude und Stephan; von ihrem nachherigen Manne Coupeau eine Tochter, Anna. Die Ehe Franz Mourets und Martha Rougons ist mit zwei Söhnen, Octav und Serge, und einer Tochter, Desirée, gesegnet. Helene Mouret, verheirathete Grandjean, hat eine Tochter, Johanna. Und sogar die fünfte Generation zeigt sich in einer verkommenen Frucht, welche Kristids frühreifes Lotterbüschchen Maxim mit der Kammerjungfer seiner Mutter vom Baume der Erkenntniß pflückt.

## IV.

Von dem Personal der Rougon-Macquart'schen Familiengruppe ist ein Theil in den erschienenen neun Bänden bereits aufgetreten, der Rest soll



in den noch ausstehenden auf die Bühne gelangen. Pascal Rougon, der Forscher und Idealist, führt indessen das Protokoll der sippchaftlichen Entwicklungsgeschichte. Denn im letzten Bande will Zola an der Hand dieser Actenstücke den Schlüssel der ganzen Wahlverwandtschaftlichkeit liefern — was einen hübschen Gallimathias anthropologischer Zoologie in Aussicht stellt.

Der zweite Band, der Aristid Rougon zum Helden hat, führt den Titel „La Curée“: Das Gallali. Vollständig wird freilich das französische Wort vom deutschen um so weniger gedeckt, als die französische Sprache beide Wörter besitzt, die Anwendung des einen, also die Wahl derjenigen Sinnesschattirung voraussetzt, welche dem andern abgeht. „Curée“, in seiner genauesten Bedeutung, heißt der Theil des von den Jägern erlegten Wildes, der den Hunden zum Lohne wird: also der Hundeantheil, und, in erweitertem Sinne, die Beute überhaupt. Es erinnert mehr an das Ausweiden und Aufzehren des Jagdopfers, während „Gallali“ mehr an den festlichen Jäger- ruf und Hörnerklang des Jagdschlusses gemahnt, an das „sonner la curée“.

In diesem Romane kommt die Gold- und Fleischorgie des Kaiserreichs zur Aufführung. Die Hauptrollen, neben dem Helden, haben dessen zweite Frau, Renée, und dessen Sohn erster Ehe, Maxim. Aristid verkörpert die abenteuernde und scrupelfreie Speculationswuth jener Epoche. Seine Schwester Sidonie, die, nachdem ihr Mann in Folge schlechter Geschäfte verschwunden ist, finanziellen Trüdelkram und höhere Kuppelerei in der Pariser Hautevolée treibt, kuppelt ihm am Sterbebett seiner ersten Frau ein reiches Mädchen aus vornehmer Familie, das die Folgen einer schwachen Stunde zu verbergen hat. Von seinem Bruder Eugen im Stadthause untergebracht, an den Thüren horchend und in den Schubfächern stöbernd, hat er die Projecte und Pläne des großen Demolirungswerks ausgekundschaftet und weiß nun bei den gewaltigen Bauunternehmungen der neuen Straßen und Boulevards durch zeitigen Ankauf und späteren Verkauf der betreffenden Häuser und Grundstücke, überdies mit Anwendung betrügerischer Schätzungen, sich Millionen zu erschwindeln. Renée, ein Typus jener Weiber, die sich, inmitten dieses Treibhauslebens von Luxus und Schande, im Uebermaß aller Genüsse wälzten, endigt, überfüllt und nach einer unbekanntem Aufregung, nach einer höchsten Ausschweifung suchend — als die Geliebte ihres eigenen Stiefsohnes, um schließlich an einer Gehirnkrankheit zu sterben. Maxim zwischen den Rücken und Schleißen seiner Stiefmutter und ihrer Freundinnen in einer Atmosphäre lüfterner Leppigkeit aufgewachsen, ist der „petit crevé“ des Kaiserreichs jenes geschmiegelte, tänzelnde, dirnenhaft verkommene Püppchen, das eine Feder und einen Blasbalg statt eines Herzens und einer Seele im Leibe zu haben scheint, und nur in dem faden Dufte des Boudoirs oder in dem animalischen Geruche des Stalles zu athmen vermag — die hermaphroditische Spottgeburt eines erschöpften Blutes.

Ein dritter Band führt den Titel: „Seine Excellenz Eugen Rougon“, eine Ueberschrift, welche den Inhalt genügend bezeichnet. Wie „das Gallali“



in der Person Aristids den Bonapartistischen Gründer vorführte, so kommt hier, in der Person Eugens, der imperialistische Streber zur Darstellung, wobei die Haupt- und Staatsactionen des Kaiserreichs in Scene gesetzt werden: die Festlichkeiten bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen, die Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung, die Einladungen nach Compiègne, die Handhabung der Gewalt im Ministercabinet, die Feierlichkeit einer Grundsteinlegung in der Provinz, ein Ministerrath unter dem Vorsitz des Kaisers und ein Wohlthätigkeits-Bazar der vornehmen Damenwelt in der Orangerie der Tuileries. Außerdem bewegt sich die Handlung im Salon Rougons und im Hause einer zweideutigen ausländischen Gräfin und ihrer abenteuerlichen Tochter, welche einen reichen Deputirten, späteren Minister heirathet, die Gunst des Kaisers erbuhlt und den Einfluß der sittenlosen Weiber in der Napoleon'schen Wirthschaft personificirt. Zu diesen beiden Figuren haben Dame Montijo und Fräulein Eugenie mehr oder weniger Modell gefessen, während Eugen Rougon eine freie Copie Eugen Rouhers ist. Auch Morny bewegt sich unter dem Namen Marsy im Hintergrund. Der Roman zerfällt eigentlich in drei Acte, in welchen Rougon — nicht auf Gold und Weiber, sondern auf Herrschaft erpicht — inmitten der selbstfüchtigen Cabalen einer heutigetigen „Haute-Pègre“ die Machtleiter auf- und absteigt. Der erste Act beginnt mit der Taufe des kaiserlichen Prinzen und der Entlassung Rougons; den Mittelpunkt bildet die Periode des Orsini'schen Bomben-Attentats, wo Rougon, zu kräftigerer Handhabung der Repression wieder Minister wird, wegen allzuderber und parteiischer Anwendung der Gewalt aber auf's Neue stürzt, um sodann — nach dem Erstehen einer Opposition in der Kammer durch den Eintritt der fünf Republikaner — als Ministerpräsident ohne Portefeuille wieder zur Macht zu gelangen und die constitutionell-liberale Komödie zu insceniren, welche das Kaiserreich aufzuführen für gut fand. Damit hört der Roman auf, ohne zu schließen.

Ein vierter Band, „Die Eroberung Plassans“, schildert die klerikalen Antriebe des Bonapartismus in der Provinz und hat, neben Franz Mouret und seiner Frau, Martha, geborne Rougon, den Abbé Faujas zur Hauptfigur. Plassans war nach seiner „Rettung“ durch den Staatsstreich in seine alte Politik zurückgefallen und hatte vermittelt einer antibonapartistischen Coalition der Royalisten und Republikaner einen legitimistischen Abgeordneten nach Paris geschickt. Es galt daher, die Stadt mit Hilfe des Klerikalismus für den Bonapartismus zu „erobern“. Peter Rougon und die schlaue Felicitas, seit ihrer neuen Würde flott eingerichtet in der „neuen Stadt“, glaubten diese Eroberung weit besser durch geheime Mächenschaften als durch offene Parteinahme betreiben zu können und hatten ihren Salon für neutralen Boden erklärt, auf dem die verschiedenen Parteien sich zusammensanden. Der auf's Pflaster gefallene, wegen einer dunkeln aber unsaubern Geschichte von Besançon entfernte Abbé Faujas, der Plassans zugleich für seine Existenz und seinen Ehrgeiz zu erobern hatte, war von der Regierung insgeheim mit der geistlichen



Rolle in diesem politischen Drama betraut worden. Er hatte bei Franz Mouret — einem antikerikalen Republikaner, der mit seinem in Marseille erworbenen Vermögen als Rentier nach Plassans zurückgekehrt war — mit Mutter, Schwester und Schwager sich eingemietht und begann die Eroberung der Stadt mit Eroberung dieses Hauses. Nachdem er die confessionell gleichgiltige Frau in religiöse Schwärmerei für die Kirche und in hysterische Leidenschaft für den Beichtvater getrieben, wurde er, mit der still sich einnistenden, unmerkbar um sich greifenden Gewaltthätigkeit des Priesters, wie der Kukuk im Drosselnest, zum unangefochtenen Herrn des Hauses. Martha, mit Herstellung der frommen, die Popularität des Abbé begründenden Werke beschäftigt, hatte in ihrer erotisch-mystischen Ueberspannung allen Sinn für Mann und Kinder verloren, und das Hauswesen verfiel, ausgeraubt von den jähhungrigen Verwandten des Pfaffen. Der älteste Sohn, Octav, wurde nach Marseille in ein Geschäft, der jüngere, Serge, vom Abbé bearbeitet, wider den Willen seines Vaters ins Priesterseminar, die kindische schwachköpfige Tochter Desirée zu ihrer Amme aufs Land geschickt. Franz, der sich aus dem Verfall des Familienlebens trübsinnig und gemüthskrank auf seine einsame Stube zurückgezogen hatte, wurde, um vor den Neuwahlen seinen Einfluß auf die Republikaner zu paralyisiren, für wahnsinnig ausgegeben und in ein Irrenhaus gesteckt, wo er denn auch wirklich in Wahnsinn verfiel. Nicht minder geschickt als im Hause Mouret hatte der Abbé — von Felicitas, die ihren Schwiegersohn haßte, heimlich unterstützt — in der Stadt Plassans manöverirt und die Partie glänzend gewonnen. Der anscheinend neutrale in Wirklichkeit aber Bonapartistische Candidat wurde mit einer erdrückenden Majorität gewählt. Nach dem Siege jedoch lehrte Faujas die ganze Rücksichtslosigkeit seiner herrschsüchtigen Natur heraus. Die ausgebrauchte Martha, deren unbefriedigte Leidenschaft ihm schon lange lästig geworden, wies er nun mit einer Brutalität von sich, die bei der physisch und moralisch zerütteten Frau eine tödtliche Krisis hervorrief. Während sie sterbend bei ihrer Mutter lag, öffnete eine klerikale von der Umgebung des Bischofs ausgehende Gegen-cabale dem eingesperrten Mouret die Zelle. Dieser schlich sich des Nachts durch den Garten in sein verriegeltes Haus, und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand als der Abbé und seine Sippschaft darin sei, thürmte er mit der berechnenden Um- und Vorsicht des Geisteskranken sämtliche Reisig-, Holz-, und Kohlenvorräthe sowie das ganze Mobiliar des Hauses vor den Thüren der Schlafenden, in den Gängen und leeren Stuben, sowie auf der Gartenterrasse unter den Fenstern der Schlafzimmer empor. Sodann setzte er einen Scheiterhaufen um den andern in Brand, mit seinem flammenden Spahn hin und her, auf und ab rennend, bis das ganze Haus flackerte. Als die herausgetrommelte Feuerwehr auf den Platz kam, fand sie eine unnahbare Hölle, die keine Seele hatte entrinnen lassen. Der Beraubte war mit den Räubern verbrannt. Die arme Martha starb an demselben Tage in den Armen ihres herbeigerufenen Sohnes Serge, nicht ohne einen Schreckensblick auf sein Priestergewand geworfen zu haben.



Ein fünfter und ein sechster Theil sind gleichfalls der Familie Mouret gewidmet. Hier vermittelt jedoch das verwandtschaftliche Band den Zusammenhang mit der „Geschichte des zweiten Kaiserreichs“ nur in oberflächlicher Weise; denn die erzählten Vorgänge könnten, in Beziehung auf Zeit und Personen, beliebig sich ereignen. Der eine Roman, mit dem Titel: „Der Fehltritt des Abbé Mouret“, hat den ebengenannten Serge zum Helden. Derselbe ist, nach empfangenen Weihen, Pfarrer in einem einsamen verkommenen Gebirgsdorf geworden, wo ihm seine geisteschwache Schwester Desirée, die in intimster Freundschaft mit Vieh und Geflügel lebt, Gesellschaft leistet. Ein sentimental-religiöser Schwärmer, zieht er sich in Folge von Enthaltenskämpfen ein Nervenfieber zu, das ihn an den Rand des Grabes und der Hirnzerrüttung bringt. Zur Genesung beim Wächter eines verschollenen Parks in einer Einöde einquartiert, wird er von dessen wild aufgewachsenen, eben zur Jungfrau erblühten Nichte durch die Heilmittel der Liebe dem Leben und Denken heimgegeben. Auf seine Pfarre zurückgekehrt, stößt er jedoch, im Gefühl seiner Priesterpflicht und im Egoismus seines Jenseitigkeits-Glaubens, die Geliebte von sich, die aus Verzweiflung sich umbringt. Der andere Roman, „Ein Liebestraum“, befaßt sich mit Helene Grandjean, der Schwester von Franz und Silvère Mouret. Ohne Liebesdrang verheirathet und jung zur Wittve geworden, hat sie eine Neigung zu ihrem Arzte gefaßt, der, obwohl beweibt, ihre Gefühle erwidert. Ihr Töchterchen Johanna, mit den Nervenankfällen der Urgroßmutter Adelheid behaftet, stirbt, wie die Großmutter Ursula, an der Schwindsucht, nicht ohne einiges Verschulden der Mutter, die in der Aufregung der Liebeskämpfe ihre zärtliche Sorgfalt für die Kranke einen Augenblick vergißt und eine Krisis herbeiführt. Der Tod des Kindes tritt trennend zwischen die Liebenden, und Helene geht eine zweite Vermählung mit einem älteren Rentier ein. — An diesem verschiedentlichen Unglück scheint nicht eben der Bonapartismus schuld zu sein.

Das Drama eines siebenten Bandes: „Der Bauch von Paris“, kehrt wieder in die politische Sphäre zurück und spielt in den Centralhallen und deren nächster Umgebung, im Wurst- und Fleischladen des Charcutier Quenu, des Mannes von Lisa Macquart, und in der Schankstube des Marchand-de-vin Lebigre, eines Affilirten der Polizeipräfector. Zwischen der mehr als ausführlichen Beschreibung des großen Victualienmarkts — der Berge von Gemüsen, Blumen und Früchten, der Vorräthe von Fischen, Geflügel und Käsen — bewegt sich eine niederträchtige, von Polizeispionen und Provocationsagenten angespinnene Verschwörungs- und Denunciationsgeschichte, wie sie das Kaiserreich von Zeit zu Zeit auführte, um den Schrecken vor dem „rothen Gespenste“ in Athem zu erhalten. Der Held dieser Geschichte ist ein Stiefbruder Quenu's, der, ein Opfer des 2. December, von Cayenne entflohen und nach Paris zurückgekehrt, im Hause seines schweinetödtenden Bruders ein heimliches Unterkommen gefunden. Ein ebenso unschuldiger als



unpraktischer Idealist, hat ihn seine widerrechtliche Deportation zu einem jener Volksbefreier von Profession, zu einem jener Revolutionäre aus Pflichtgefühl und Gewissensdrang à la Blanqui gemacht, deren letzte Ueberbleibsel im Aussterben begriffen sind. Nach einer hirnlosen Zettelung bei Lebigre, in Gesellschaft eines gleichgesinnten Freundes und einer Bande von „Mouchards“, wird er natürlich wieder nach Cayenne spedirt, nicht ohne vorher von seiner liebenswürdigen Schwägerin, der „schönen Charcutière“, die für die Sicherheit ihres Mannes und das Gedeihen ihres Wohlstands fürchtet, denunciirt worden zu sein — eine Mühe, die sie sich freilich hätte ersparen können, da man ihr auf der Präfectur, außer dem vollständigen Dossier ihres Schwagers — von seiner Ankunft in Havre bis zu seiner letzten Brandrede — eine ganze Mappe voll Anzeigebriefe anderer ehrbarer Personen ihrer Bekanntschaft vorzulegen hatte. — Claude Lantier, ein Sohn der Gervaise Macquart und Nefte Lisas, ein angehender Maler und wüthender Realist, der in den Hallen Natur- und Farbenstudien machte, liefert die Schlußmoral der Geschichte mit dem Ausruf: „Was für ein Lumpenpack sind doch diese ehrsamten Leute!“

Der achte Roman der Reihenfolge, welcher so viel Staub aufgeworfen und im Buchhandel die sechzigste Auflage, auf der Bühne die zweihundertste Vorstellung überschritten hat, führt den Titel „L'assommoir“. Es ist dies der Spitzname einer Branntweinschenke mit einem Destillirapparat im Hintergrunde, welcher das „edle“, unaufhörlich herabträufelnde Getränk vor den Augen der Consumenten fabricirt, und läßt sich im Deutschen nicht wörtlich wiedergeben. Die Wurzel, das Wort somme, Summe, bedeutet zugleich eine materielle Anhäufung schwerer Dinge — wie z. B. in der Zusammensetzung bête de somme, Lastthier. Assommer heißt daher: mit einem wuchtigen Gewissen niederschlagen, betäuben; und Assommoir der Todtschläger, ein kurzer elastischer Stab mit einer Bleifugel. Aber die Wirkung — ähnlich wie beim entsprechenden deutschen Worte „niedererschlagend“ — kann auch eine moralische sein, und die Betäubung vom Leib auf die Seele übergehen. Außerdem bezeichnet Assommoir eine gewisse Art von Dach- oder Marderfallen — vereinigt also hier mit dem Begriffe des physischen Todtschlags zugleich die Bedeutung einer geistigen Verfehrung, sowie die Vorstellung einer tückischen Fanganstalt, und könnte daher mit Betäubungshöhle, Taumelbude, Destillirhöhle, Branntweingrube, Faselkrater, Schnapsfalle — u. s. w. — übersetzt werden. Die Hauptpersonen der Handlung sind die Wäscherin Gervaise Macquart — die mit ihren zwei Kindern und ihrem Liebhaber nach Paris gekommen, von diesem, dem ehr- und gewissenlosen Schmarozer Lantier, schmählich verlassen wird — und der Zinkdecker Coupeau, der die Verlassene liebgewinnt und heirathet. In Folge eines Sturzes und einer längeren Arbeitsunfähigkeit geräth der früher geordnete Arbeiter in die schlechte Gesellschaft des Assommoir, ergibt sich dem Trinken und Faulenzen und stirbt am Säuserwahnsinn. Durch den ökonomischen Ruin des Haus-



wesens und den sittlichen Verfall der Familie sinkt auch Gervaise tiefer und tiefer, um im grauenhaftesten Elend trunksüchtiger Liederlichkeit unterzugehen. Während von ihren beiden zugebrachten Knaben, die außerhalb des Hauses untergekommen, wenigstens Claude dem moralischen Verderben entrinnt, wird ihr drittes, eheliches, Kind, Anna, von dem schlimmen Beispiel der Umgebung angesteckt und verläßt das elterliche Haus, um sich in die Ausschweifungen der Pariser Vorstadtbälle zu stürzen.

Dieser Anna, genannt Nana, ist der neunte und neueste Roman des Cyclus gewidmet. Die Erzählung beginnt mit dem ersten Auftreten der Heldin auf einem Pariser Modetheater, zur Zeit der Ausstellung von 1867, in einer mythologischen, für ihre körperliche Schönheit eigens zugerichteten Rolle. Sie hat einen ungeheuern leiblich=weiblichen Erfolg und erobert alle Herzen, oder besser gesagt, entzündet alle Begierden. Unter ihren zahlreichen Verehrern aus der Pariser Genußwelt — Bankiers, Börsenspeculanten, Herren söhne, und „Gommeux“ aller Art — tritt bald ein vornehmer Graf aus einer legitimistischen Familie, Kammerherr der Kaiserin, mit Namen Mussat, auf den ersten Plan. Bei den Jesuiten in Frömmigkeit erzogen, von einer übertrieben keuschen und enthaltamen Vergangenheit, kommt die sinnliche Leidenschaft plötzlich bei ihm zum Durchbruch. Wohl regt sich noch immer das Bewußtsein des Edelmanns und gläubigen Katholiken in seinem Herzen; aber zappelnd in Nanas Netzen, immer wieder bestrickt von dem Zauber ihres Körpers, auf's Raffinirteste ausgebeutet und auf's Rücksichtsloseste mißhandelt, sinkt er von Stufe zu Stufe, bringt jedes Opfer und begeht jede Niederträchtigkeit, nur um ihre Gunst zu bewahren. Geduldig sieht er zu, wie sie in ihrem glänzenden Hotel, seinem Geschenke, alle Sorten von Liebhabern empfängt — einen Offizier, der ihr zu Liebe Untersehleife begeht; einen Schuljungen, der ihretwegen einen Selbstmordversuch macht — und während eine unaufhaltame Proceßion von Anbetern, Abenteuern und Gefindel aller Art durch ihr Schlafzimmer wallfahrtet, verheirathet er auf ihr Geheiß seine einzige Tochter an einen elenden Wicht, einen ihrer vielen Liebhaber. Seine Frau ergiebt sich inzwischen einem Journalisten, und er geht an solch doppelter Mißwirthschaft auch ökonomisch zu Grunde.

Diese Laufbahn Nanas wird jedoch von einer charakteristischen Episode durchbrochen. Bevor sie zum Besitz des Hotels gelangt, hat sie einen Anfall von Liebeslaune für einen Theaterkomiker, läßt alle Herrlichkeit im Stich und setzt sich mit ihrem neuen Adonis in eine Vorstadtwohnung. So lange ihre Kasse vorhält, herrscht das beste Einvernehmen in dem improvisirten Hauswesen; nachdem jedoch ihre kleinen Ersparnisse verzehrt sind, wird sie von diesem gemeinen „Cabotin“ auf's Schmähsichste mißhandelt. Sie aber treibt die stupide Hingebung so weit, daß sie bis zum Handwerk der Straßendirne niedersteigt, um den Elenden zu füttern. Ueberdies spielt — um das Maß der Sünden voll zu machen — neben all den Liebhabern eine Frauensperson der niedrigsten Kategorie, mit dem Spitznamen Satin, eine dämonische



Rolle, indem sie, durch ihre lesbischen Künste, eine absolute Gewalt über Nana gewinnt. Das Alles, weit entfernt ihre Verehrer abzustößen, wirkt nur noch berückender auf diese; und Muffat, im Paroxismus seiner Liebesbrunst, umgibt sie jetzt mit einer fürstlichen Einrichtung.

Nanas Stern erreicht den Culminationspunkt an einem der großen Renntage des Longchamps. Ein nach ihr benanntes Pferd trägt, durch eine Verkettung von Betrügereien, den großen Preis davon, und ihr Name beherrscht acht Tage lang ganz Paris. Umgeben vom größten Luxus und scheinbar im Golde schwimmend, kommt sie jedoch bei der Niederklichkeit ihrer Wirthschaft zu keinem Genuß ihres Ueberflusses. Mitten in all dem Glanze hat sie die ärmlichsten Schulden. Der Bäcker drängt mit der Rechnung, und sie greift zum letzten der weiblichen Erwerbsmittel, um die Forderung zu berichtigen. Ihre Diensthofen und Pferde, ihre Wagen und Stallungen sind wie eine Fata Morgana, die jeden Augenblick zu verschwinden droht. Nur zum Vernichten geboren, zerrinnt ihr der Reichtum wie Herengold zwischen den Fingern. Sie bleibt, inmitten ihres Besitzes, die Theaterprinzessin, die vergebens ihre Unterthanen auspreßt, da ihr Diadem zu Kupfer und Glas wird, sobald der Vorhang fällt.

Wie denn alles zuletzt ein Ende nimmt, verliert endlich auch der finanziell total ruinirte Muffat, als er eines Tages seinen Schwiegervater, einen alten dürren Marquis, im tiefsten Negligé bei Nana überrascht, seine letzte Illusion — allerdings lächerlich spät, nachdem er die beste Gelegenheit hierzu so oft verpaßt hatte. Er ist jetzt reif, den Jesuiten, welche während der ganzen Zeit auf ihn gelauert, in die Arme zu fallen. Mit Nana und ihrer Herrlichkeit geht es nun reißend bergab. Sie verschwindet auf eine Weise von Paris und wird der Gegenstand einer dunkeln Sage, der zufolge sie in Rußland, nach anderen in Egypten, neue Schätze erworben, und eine märchenhafte Ladung von Diamanten mit nach Paris gebracht haben soll. In der That ist sie zurückgekehrt, und erinnert sich, wie schon in anderen Perioden ihrer wahnwitzigen Laufbahn, eines schwächlichen Kindes, der Frucht ihrer ersten Verirrungen, des kleinen Louiset, den sie bei seiner Pflegemutter aufsucht. Am Bette ihres kranken Kindes holt sie sich die Pocken und stirbt in dem Augenblick, da das Kaiserreich an Deutschland den Krieg erklärt. Schrecklich entstellt von der grausamen Krankheit, liegt sie in einem Zimmer des Grand-Hotel auf dem Todtenbette, während die weißen Blousen Pietris mit dem Rufe: „à Berlin!“ auf dem Boulevard ihren Umzug halten.

Die Moral von der Geschichte ist, daß eine einzige derartige Person, die ihre zahllosen Opfer allen Ständen entnimmt, das Leben der ganzen Nation vergiften kann. Sie ist der Typus jener Vampyre, von welchen Gavarnis Bettelweib sagt: „Mein guter Herr, Gott bewahre euere Söhne vor unseren Töchtern“.



## V.

Aus der vorstehenden Inhaltsangabe der einzelnen Erzählungen, und namentlich aus der ausführlichen, mit möglichst viel Fleisch und Blut hergestellten Analyse des grundlegenden Romans: „La fortune des Rougon“, wird der Leser bereits ersehen haben, daß die Begabung Zola's eine nicht gewöhnliche ist. Was freilich die Kunst des Stils betrifft, kann man ihn höchstens einen findigen Dilettanten nennen; doch hindert ihn sein etwas compilatorisches Verfahren nicht, für die Steigerungen des Pathos ein malendes Wort, einen einschneidenden Ausdruck zu finden, und in den Beschreibungen überrascht er oft durch die bemerkenswerthe Technik und das robuste Colorit seiner Darstellung. Worin er sich jedoch besonders auszeichnet, das ist die Composition. Die Fabel seiner Erzählung ist immer einfach, klar und folgerichtig. Keine künstlichen Intrigen, keine spannenden Verwickelungen suchen die Neugierde des Lesers zu reizen — eine natürliche, geraden und ebenen Weges fortschreitende Handlung entwickelt sich den gegebenen Charakteren und Situationen gemäß, ohne Zufälle und Eingriffe, mit innerer Consequenz, aus wohlmotivirten Vorgängen und oft in meisterhafter Durchführung. An der Architektur und baulichen Vollendung des Werkes ist nichts auszusagen; da ist alles fest im Blei, wohlfugig gemauert und gewissenhaft ausgearbeitet. Auch an gut beobachteter Natur fehlt es nicht, und einzelner, trefflich gelungener Scenen hätte sich der größte Romandichter nicht zu schämen. Wenn es mit dem geistigen Inhalt bestellt wäre wie mit der technischen Form, mit den poetischen Motiven wie mit der Anordnung des Plans — dann würde man Zola zwar nie zu den großen Schriftstellern, müßte ihn aber zu den Meistern der Erzählung rechnen.

Von den bis jetzt erschienenen Erzählungen sind wohl die beiden, welche in der Provence spielen, „La fortune des Rougon“ und „die Eroberung von Plassans“, die vorzüglichsten. Die erstere zeichnet sich durch eine gewisse Frische und Fröhlichkeit aus, die sie ohne Zweifel den Jugenderinnerungen des Verfassers zu danken hat. Das Gepräge des Erlebten und Empfundnen sticht hier von der handwerksmäßigen Beobachtung, die in den späteren Arbeiten mehr oder weniger fühlbar wird, vortheilhaft ab. Auch sind, neben dem im Hintergrund auftauchenden Onkel Pascal, Sylvère und Miette die einzigen wirklich sympathischen Naturen, welche die neun Bände aufzuweisen haben. Die Vermittlung ihrer gegenseitigen Bekanntschaft durch das Spiegelbild im Brunnen ist ein echt poetischer Fund; und ihre Begegnungen im alten Kirchhof Saint-Mittre, ihre Spaziergänge an den bebuchten Ufern der Biorne sind ein reizendes Idyll. Freilich ist auch hier, nach Zolas Weise, das sinnliche Moment mehr als nöthig hervorgekehrt; aber wenigstens hat diesen ersten Regungen der Geschlechtlichkeit die Naivität der Unschuld ihren Zauber geliehen. Auch das tragische Ende der armen Kinder, obwohl der objectiven Versöhnung ermangelnd, hat immerhin das subjectiv Rührende des jugendlichen Todes, des Hingehens als ewig Blühendes, dessen Andenken



von keinem Welken mehr entstellt werden kann. Man findet wenigstens einigen Trost in dem Gedanken, daß die einzigen idealen Figuren der Sippchaft ihrer niederträchtigen Umgebung enthoben sind. Im Uebrigen hat der Verfasser auch die politischen Evolutionen dieser Bande gemeiner, beschränkter, feiger Spießbürger mit Kennerchaft und nach der Natur gezeichnet.

„Die Eroberung von Plassans“ ist eine trefflich entworfene, in sich abgeschlossene Erzählung, welche die klerikalen Umtriebe und Erfolge, hauptsächlich durch die Herrschaft des Priesters über die Frauen, auf's Packendste darstellt. Der Jesuit Faujas, vor allem aber seine Mutter — eines jener Weiber aus dem Bauernstande, welche voll gläubigen Stolzes, einen „geistlichen Herrn“ unter dem Herzen getragen zu haben, ihrem Sohne eine abgöttische Verehrung widmen und nur in ihm existiren — sind ausgezeichnete Charakter schilderungen. Namentlich ist die schreckliche Schlussscene, in welcher der irrsinnige Franz Mourret in seinem brennenden Hause mit den Räubern seines Heims und seines Friedens, nicht ohne einen letzten Kampf, zu Grunde geht, von shakespeareischer Grauenhaftigkeit. Macht auch der Inhalt des Romans keinen sehr erbaulichen Eindruck, so giebt doch hier das großartige Strafgericht, das über diese Krebsartig um sich fressende, alles corrupirende Pfaffenbrut hereinbricht, dem Gerechtigkeitsgefühl die volle Genugthuung.

Ein ähnliches Lob muß man, trotz der Anhäufung von Widerlichkeiten, dem „Affommoir“ zollen, das in seiner Art ein wahres Meisterstück einer bis in's Kleinste wohlmotivirten Handlung und folgerichtigen Entwicklung ist. Die erste Ursache von Coupeaus sittlichem Verfall, der Sturz vom Dache, in Folge einer durch das plötzliche Erscheinen seines Weibes und Kindes bewirkten Ueberraschung, wird verständig und geschickt herbeigeführt. Auch ist, unter anderem, die Scene, wo „Goldgösch“ der Schmied, der geliebten Gervaise zu Ehren, mit seinem Kameraden einen Wettkampf in der Schmiedekunst aufführt, von homerischer Epik.

Noch manches Gelungene, so z. B. die pittoreske Auslassung des malenden Realisten Claude Lantier, im „Bauch von Paris“, welche den politisch-socialen Kampf der Stände und Interessen als einen physiologischen Klassenkrieg der Fetten gegen die Mageren darstellt, könnte man erwähnen — doch die Medaille hat auch ihre bedeutende Rehrseite.

Vor allem haben selbst die erträglicheren Figuren des Cyclus unter dem Erdübel des krankhaften Blutes zu leiden. So kommt die gesund und blühend erscheinende Helene Grandjean mit all ihrem Liebeleichen nicht über das Bedürfniß der Sinne hinaus und bleibt unbefriedigt, weil sie die Zärtlichkeit des Herzens doch nur ihrer Tochter Johanna zuwendet. Diese dagegen, ein altkluges hektisches Kind, mit der Nervenzerrüttung der Ahnfrau behaftet, stirbt an der Eifersucht, die sie jedem Anbeter ihrer Mutter entgegenbringt. Objectiv betrachtet, trifft die Mutter kaum eine Schuld, denn sie ist nicht verpflichtet, ihr ganzes Herzensleben den Launen eines hysterischen Backfischs zu opfern. Freilich erregt in erster Linie die sterbende Tochter



das Mitgefühl; aber hauptsächlich deshalb, weil der Liebesroman der Mutter zu wenig Gefühlstiefe und idealen Gehalt hat, um die Berechtigungen der Leidenschaft beanspruchen zu können. All diese Zärtlichkeitskämpfe sind in der Wurzel faul und deshalb trotz ihres anscheinenden Realismus von einer falschen unerquicklichen Sentimentalität. Ueberdies verlieren sich die Personen zwischen den landschaftlichen Decorationen, die fortwährend aufgezo- gen werden. Da ist Paris im Sonnenaufgang und Paris im Sonnenuntergang, Paris im Schnee und Paris im Nebel und vor Allem Paris im Regenwetter. Der Regen nimmt gar kein Ende, alle Arten, vom Spritzer bis zum Gewitterguß und vom Wolkenbruch bis zum Tröpfeln, werden in Scene gesetzt. Dabei spielen die Dächer und Rinnen, die Giebel und Monumentspitzen, namentlich aber die Horizonte von Kaminröhren eine große Rolle, so daß man zuletzt den Eindruck eines Panoramas mit Staffage hat.

Im „Fehltritt des Abbé Mourret“ ist der Held ein schwachköpfiger Fanatiker, der im Blödsinn langwieriger Convalescenz der Liebe in die Arme taumelt, um, genesen, sie mit brutal asketischem Pflichteifer von sich zu stoßen. Leidlich vernünftig, so lange sein Gehirn physisch krankt, wird er, sobald es gesundet, wieder moralisch verrückt. Albine, seine Geliebte, zeigt eine naive Schamlosigkeit, wie sie etwa auf den Inseln Australiens zu Hause sein mag. Der „Fehltritt“ ist eine Umschreibung des Sündenfalls, und der fabelhafte Wundergarten, genannt „le Pardou“, woselbst er vor sich geht, und wo die Blumen aller Zonen beisammen im Freien wachsen, ist eine Parodie des Paradieses, welche zeigt, daß Zola, der steifleinene Realist, der grimme Vertilger des Ideals, gelegentlich nicht verschmäht, sich mit den Pfauenfedern der Romantik zu schmücken. Der Blödsinn der Schwester Desirée giebt die geeignete Interpunction ab für diese hirnkranke, von einem zauberhaften Blumenwald umrannte Phantastik.

Wie schon die beiden vorgenannten Romane an einer Ueberfülle von Decorationsstücken leiden, so steigert sich dieser Uebelstand im „Bauch von Paris“ noch um ein Erhebliches. Die Beschreibungen all der in den Hallen aufgestapelten Victualien, wozu noch Fleischladen und Weinkneipe der Umgebung ihr Contingent liefern, sind endlos. Riesenbilder von Gemüsebergen und Wursthäusen, mit einem Hintergrunde von faulen Fischen und zerlaufenden Käsen, steigen im Colorit eines Rubens bis zum Horizont empor. Ein die Fleischliche des Schweinemetzgers Quenu feierndes Heldengedicht giebt eine Orgie darmfüllender Blutwurstbegeisterung zum Besten, gegen welche das „Lied von der Glocke“ als eine sehr matte Verherrlichung der Gießerkunst erscheinen muß. Und die Schilderung eines Käseladens, welche die ganze Tonleiter seiner schmierigen Farben und muffigen Gerüche aufbraucht, könnte man eine Symphonie des Gestanks nennen.

Auch im „Assommoir“ spielt der Schmutz und Gestank der schwarzen Wäsche eine Rolle, deren Wichtigkeit übrigens begreiflich ist, da nur eine



solche Atmosphäre Geschöpfe beherbergen kann, welche die letzte Spur von Widerstandskraft verloren haben. Gervaise fällt dem niederträchtigen Lantier, der sie schmähtlich verlassen hatte, auf's Neue wehrlos in die Arme, nicht etwa aus Lasterhaftigkeit oder sinnlicher Begier, sondern aus absoluter Wafchlappigkeit. Und Coupeau rollt gemüthlich in den Abgrund der „Schnapsfalle“ ohne einen ernstlichen Versuch aufhaltenden Anklammerns.

Das Delirium tremens, dem er schließlich verfällt, war natürlich für den Zola'schen Naturalismus eine Gelegenheit, sich in seinem Glanze zu zeigen. Und da werden nun alle Stadien und Krisen des Säuserwahnsinns mit einer erschöpfenden Gründlichkeit vorgeführt, als hätte man das Tagebuch des Spitalarztes unter den Augen. Es ist wohl nicht nöthig hervorzuheben, wie sehr eine Darstellung, die in einer medicinischen Pathologie am Platze wäre, in einem Romane den guten Geschmack verletzt, und wie wenig der Verfasser begreift, daß in der Dichtkunst die maßvolle Andeutung des Gräßlichen, welche die Ausführung der Phantasie überläßt, von weit höherer Wirkung ist, als die plumpe Einzelmalerei einer anwidernden Wirklichkeit. Die ganze Geschichte ist eine Anhäufung von Unflath, mit Schnapsdunst und Waschdampf parfümirt.

Wohl zeigt „Nana“ in manchen Einzelheiten die individualisirende Gestaltungskraft des Verfassers. So namentlich in mehreren großen Tableaux, wie z. B. das Souper bei Nana nach ihrem Triumph im Theater, besonders aber der große Renntag im Longchamps, der mit dem Blicke eines Malers geschildert ist und als selbständige Skizze alles Lob verdienen würde. Um so störender jedoch wirkt die Ueberladung der Darstellung und die Menge nebenfächlicher Figuren, wodurch das Bild jede Schärfe und Deutlichkeit verliert. Desto deutlicher ist die Schilderung der schlüpfrigen Vorgänge, welche das Thema mit sich bringt, und deren bewußter, ja gesuchter Cynismus mit der ungeschminkten Terminologie des Pariser Trottoirs und Boudoirs sich selbstgefällig breit macht. Dabei ist der Graf Ruffat, dieser Ausbund sinnlicher Berrücktheit, eine jener Zola'schen Figuren, die widerstandslos den Abhang der Sünde hinabrollen und so mit Realismus geladen sind, daß sie in unwahre Ausgebirten einer übertriebenen Phantasie umschlagen. Wenn bisher die Prostitution dichterisch behandelt wurde, wie z. B. vom jüngeren Dumas, so geschah es, um sie zu idealisiren; Zola schlägt den entgegengesetzten Weg ein, und zeigt sie in ihrer schamlosen Bestialität. Sein Verfahren ist ohne Zweifel aufrichtiger, sofern es nur der Wirklichkeit ihr Spiegelbild vorhalten und die Schlußfolgerung dem Leser überlassen will; aber auch unkünstlerischer, weil es die Grenzen der Poesie überschreitet, deren Aufgabe es nicht sein kann, eine Naturgeschichte der Prostitution zu liefern. Zudem ist der Tod Nanas, als ein zufälliges, mit ihrem Leben und Treiben in keinem Zusammenhang stehendes Ereigniß, ein ästhetisch werthloser Abschluß. Selbstverständlich läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, in Nanas Tod ein Seitenstück zu dem abscheulichen Bilde ihres sterbenden



Baters zu liefern und sich mit thierischem Behagen an der gräßlichen Verwüstung, welche die Pocken an diesem schönen Leibe angerichtet, in seiner Beschreibung zu weiden. In Summa übertrifft die „Nana“ das „Assommoir“ womöglich noch an Brutalität des Verfahrens; denn der ganze Roman ist nichts als das Fleisch in der Brust.

## VI.

Die vorstehenden kurzen Bemerkungen über die einzelnen Erzählungen geben bereits einen Begriff von den Mängeln und Auswüchsen, welche der literarischen Methode Zola's ankleben. Ueberdies begnügt er sich nicht, seinen Personen niedersten Gelichters die rohe Ausdrucksweise ihrer gesellschaftlichen Schichte ohne Verblümung in den Mund zu legen, er selber, zur größeren Glorie des Naturalismus, bedient sich ihrer schmutzigen Sprache, um sie zu schildern. Wie ein gewisser Schauspieler den Charakter, den er gerade darzustellen hatte, auch außerhalb der Bühne durchführte und bald mit dem Hochmuth eines Königs, bald mit der Demuth eines Bettlers von der Probe nach Hause kam, so fährt Zola in die nicht immer säuberliche Haut seiner Helden, um nicht aus der Rolle zu fallen. Selbst da, wo er in seinem eigenen Namen spricht, sucht er die Ausdrucksweise seiner Personen beizubehalten; ungefähr wie ein Maler, der einen Müller zu conterfeien hätte und ihn mit Mehl malen würde. Glücklicher Weise hat er nicht die Gewohnheit, Leute von Geist darzustellen, was doch seinem Verfahren einige Schwierigkeiten bereiten dürfte. Dazu trägt sein Stil, dem der Guß und Rhythmus höherer sprachlicher Begabung, die Feinheit der Wendung, die Erleuchtung des Gedankens durch den Ausdruck und die prägende Kraft tieferer philosophischer Intelligenz abgeht, häufig genug die Spuren der Geburtswehen. Er bewegt sich, wie Saint-Victor treffend sagt, immer zwischen der Trivialität und der Hyperbel.

Dem das Widerwärtigste an Zolas Manier ist die überladende Verschwendung der Mittel. Wo ein ordentlicher Darsteller mit einem festen, wohlgeführten Pinselstrich ausreicht, leert er einen ganzen Farbenkübel. Er hat keinen Begriff davon, daß unter Umständen das Wenigere das Mehr ist, und kann sich nimmer genug thun. Die Andeutung ist ihm eine unbekannte Größe und zwischen den Zeilen zu lesen muthet er Niemand zu. Sein Leitfaden ist ein Strick. Er übertreibt noch das Uebertriebene und verzerrt noch das Verzerrte. Man hat bei ihm das Gefühl, hinter einem Sonnenmikroskop zu sitzen, wo in einem Wassertropfen die Infusorien als Seekälber umherschweben. Seine durch Ausführlichkeit ermüdenden Beschreibungen sind wahre Inventare des Auspänders und tragen die ernste Miene des Amtseifers. Nie eine Spur von Geist oder Wiß, von Humor oder Laune. Die Gespräche und Herzensergüsse seiner Tröpfe, in all ihrer Gewöhnlichkeit und Geistesarmuth wiedergegeben, schmecken nach dem Protokoll des Untersuchungsrichters. Alle Gegenstände sind gleich vor seiner Feder. Er schildert eine Waschküche mit



einem Aufwand, als ob er das Museum des Louvre vor sich hätte, und behandelt einen Kraut- oder Rübenhaufen mit derselben Wichtigkeit, wie den Montblanc. Seine Personen werden von der Decoration verschlungen; seine Figuren schwimmen in ihrem Medium wie die Mücke in der Milchschüssel. Den Gemälden gewisser Maler nacheifernd, spaziert sein Pinsel mit einförmiger Genauigkeit über die ganze Leinwand. Alles liegt auf demselben Plane; da ist kein Vor und kein Zurück, keine Raum- und keine Luftperspective, kein Lichtglanz und kein Helldunkel; da regt sich nirgends ein Funke künstlerischen Sprühfeuers unter der gleichmäßigen Hülle.

Zolas Manier wird übrigens vollständig begreiflich, wenn man seine Methode kennt und weiß, daß er bei seinen Vorarbeiten den „Thatbestand“ mit der Pünktlichkeit eines Polizeicommissärs herstellt. Vor Allem durchforstet er den Schauplatz, wo seine Handlung vor sich geht, auf's Genaueste. Er besucht die Straßen und Häuser, wo er seine Personen einlogirt, die Budiken und Werkstätten, wo er sie beschäftigt, die Restaurationen und Kneipen, wo er sie hinführt, und notirt die geringsten Einzelheiten der Dertlichkeit. So hat er zu seiner „Mana“ das Variétés-Theater von der Versenkung bis unters Dach, vom Parterre bis zum Paradies, von den Bühne bis in die Garderobe durchstöbert und selber einen genauen Plan davon aufgenommen. Des Weiteren studirt er die Sitten, Gewohnheiten und Verhältnisse seiner Personen bis in ihre Familien, ihren Verkehr und ihren Gesellschaftskreis; und zu genauerer Kenntniß ihrer Profession, Verrichtung und Sprache zieht er die gedruckten Documente und die Schriften der Specialisten zu Rath. So z. B. für das „Affommoir“: „Le Sublime ou le Travailleur comme il est en 1870“, von Denis Poulot, und das „Dictionnaire d'Argot, von Lorédan Larchey. Zur Schilderung des Abbé Mouret studirte er die Werke höherer Frömmigkeit, wie „L'Abrégé du Catéchisme de persévérance“ und „Le Rosaire de Mai“, als Mittel, die Sprache religiöser Ueberspannung mit ihrer sinnlich-mystischen Auffassung der christlichen Glaubenswunder sich einzuimpfen, seinen Helden nach allen Regeln des Ritus die Messe lesen zu lassen, nahm er die geistlichen Handbücher: „Cérémonial à l'usage des petites églises, und „Exposition des cérémonies de la messe basse“ zu Hilfe; und seine endlose gottesdienstliche Beschreibung der Verrichtung, mit all ihren Kelchmanipulationen, Kreuzeszeichen und Kniebeugungen, ist eine fast wörtliche Wiederholung der dort gegebenen Vorschriften. Falls Zola seine Heldenbühne nächstens einmal aus dem Waschhaus in die Küche verpflanzen sollte, dann wird er ohne Zweifel der „Löfflerin Kochbuch“ studiren und uns die ganze Schmor-, Brat- und Brozelgeschichte einer Mahlzeit von mindestens zehn Gängen zum Besten geben. Wenn nun das Material beisammen ist, dann gruppirt und etikettirt er seine „Documente“. Ein Roman enthält wenigstens zwanzig Hefte mit Ueberschriften, und, wie auf der Polizei, hat jede Person ihren Dossier. In diesem sind Alter, Signalement und Eigenschaften, ja selbst Einzelheiten ver-



zeichnet, die nur zur Nachachtung des Verfassers, aber nicht zur Erbauung des Publikums bestimmt sind.

Nanas Dossier z. B. enthält folgendes Porträt: „Geboren 1851. Im Jahr 1867 (Jahresende, December) ist sie siebenzehn Jahre. Aber sie ist sehr stark, man würde ihr wenigstens zwanzig Jahre geben. Blond, röslich, Pariser Gesicht, sehr aufgeweckt, die Nase leicht gestülpt, der Mund klein und lächelnd, ein kleines Grübchen im Kinn, die Augen blau, sehr hell, mit goldenen Wimpern. Einige Sommerflecken, aber wenige, nur fünf oder sechs auf jeder Schläfe, wie Goldpünktchen. Der Nacken mit bernsteinfarbigem Anhauch und feinem Haargekräusel. Ein leichter Flaum auf den Wangen. Weib, sehr Weib. — Als moralischer Charakter: Gutes Mädchen, Eigenschaft, die dominirt. Ihrer Natur folgend, aber nie das Böse um des Bösen willen ühend. Vogelköpfschen, das Hirn immer in Bewegung, mit den barocksten Launen. Das Morgen existirt nicht. Sehr zum Lachen aufgelegt, sehr lustig. Abergläubisch mit Furcht vor dem lieben Gott. Die Thiere und ihre Eltern liebend. In der ersten Zeit grob und haltungslos. Dann die Dame spielend und sich sehr in Acht nehmend. Schließlich den Mann als einen Gegenstand der Ausbeutung betrachtend, eine Naturkraft werdend, ein Zerstörungsferment, aber ohne es zu wollen, einzig durch ihr Geschlecht und ihren mächtigen Geruch des Weibes. — Nana ist die Fäulniß von unten, das „Mffommoir“, das emporsteigt und die obern Klassen in Fäulniß setzt. Ihr laßt das Ferment entstehen, es steigt auf und desorganisirt euch“.

Die unterstrichene Stelle ist der Schlüssel zum ganzen Charakter.

So vorbereitet, macht sich Zola nun an die Arbeit und schreibt jeden Vormittag drei Seiten, bis das Buch vollendet ist. Seine Genauigkeit steht also über jedem Zweifel; aber was soll sie uns? Es genügt nicht, daß eine Sache der Wirklichkeit entnommen und treu wiedergegeben sei, um unser Interesse zu verdienen. Was nützt uns die unerbittlichste Schärfe der Beobachtung, was hilft uns alle darstellende Geschicklichkeit der Beschreibung, wenn der Gegenstand an sich weder Werth noch Reiz hat. Wenn ein Maler noch so viel Kunst verschwendet, um uns einen Rothhaufen zu malen — und technisches Verdienst kann ja dabei sein —, so werden wir ihm sein Bild heimschlagen, obwohl bei der bildenden Kunst die Mache eine größere Rolle spielt als bei der dichtenden. Zudem besteht alles künstlerische Schaffen nicht in der Häufung, sondern in der Sichtung des Materials, nicht in der Ausdehnung auf das Ueberflüssige, sondern in der Beschränkung auf das Nöthige. Je geringer die angewandten Mittel und je stärker die damit erzielte Wirkung, desto größer ist die Kunst. Den Meister erkennt man an der Mäßigung; den Stilisten an dem, was er nicht sagt. Aber Zola steht noch auf dem Standpunkt des Bauern Troll: „Spar' Er nur die Farben nicht, handhoch aufgetragen!“

Diese mehr formellen Gebrechen stehen in unmittelbarer Wechselwirkung



mit den inhaltlichen, aus der Auffassungs- und Anschauungsweise des Verfassers hervorgehenden Mängeln. Dieselben lassen sich auf zwei Hauptquellen zurückführen: auf den ästhetischen Irrthum, welcher Wirklichkeit und Wahrheit, und auf den philosophischen, welcher Stoff und Kraft verwechselt. Der erste erzeugt die Vielmalerei, welche die äußere Erscheinung für das Wesentliche hält; der zweite die Schmutzmalerei, welche die geistige Kraft des Seelenlebens auf den stofflichen Lebensproceß des Organismus reducirt.

Was den ersten Punkt betrifft, so beweist in der Kunst so gut wie in der Wissenschaft die einzelne Thatsache, d. h. die brutale Wirklichkeit, gar nichts; nur die Resultante einer Reihe von Thatsachen, oder die Wahrheit, hat Werth. Die Wahrheit ist nichts als die Zusammenfassung einer Summe von Wirklichkeiten, d. h. die große, gesetzmäßige Wirklichkeit im Gegensatz zur kleinen, zufälligen. Der „Naturalismus“, weit entfernt also der Ausdruck der Realität zu sein, ist nur die kindische, dilettantenhafte, urtheilslose Auffassung derselben. Wie sehr die bloße Reproduktion der Wirklichkeit zufälliger und willkürlicher Natur ist, das setzt die Photographie in's hellste Licht. Man darf nur ein Album betrachten, das ein halbes Duzend verschiedener Aufnahmen derselben Person enthält: kaum eine sieht der anderen vollkommen ähnlich; bei einzelnen der Porträts zweifelt man sogar, ob sie derselben Person angehören. Und doch sind sie sammt und sonders unmittelbare Wiedergaben der Natur. Aber nicht nur ist der Mensch selber, in Folge der Verschiedenheit seines physischen und moralischen Befindens, jeden Tag ein anderer, auch die Einflüsse der Beleuchtung, welche das eine Mal diese, das andere Mal jene Form hervorheben oder verwischen, lassen ihn als einen verschiedenen erscheinen. Die Wirklichkeit giebt also jedesmal ein falsches Bild, und das richtige Porträt könnte nur das Durchschnittsbild sein, das sich aus der Mischung all der Konterfeis als die allen gemeinsame Wahrheit ergäbe. Eine solche Arbeit des Resumirens aber ist gerade die Aufgabe des Künstlers. Jedes Kunstwerk ist daher nothwendig ein Ideal, d. h. die Zusammenfassung einer Anzahl von Wirklichkeiten. Allerdings giebt es hier eine Stufenleiter, je nachdem das Ideal eine größere oder kleinere Summe von Realitäten enthält; aber wo die absolute Wirklichkeit anfängt, hört die Kunst auf.

In Beziehung auf den zweiten Punkt, ist die Verkehrtheit des „Naturalismus“ mit einem Wort zu definiren: er setzt die Physiologie an die Stelle der Psychologie. Diese Einbildung, mehr zu geben, indem man weniger giebt und die Quantität der Materie für die Qualität des Geistes eintauscht, ist eine Frucht jener unreifen Halbbildung, die, wie das Sprichwort sagt, hat läuten hören und nicht weiß, in welchem Dorf. Zola laborirt an unverdauter Entwicklungstheorie und will den Geist darwinisiren. Er hat gelesen, daß das, was wir Seele nennen, nur eine Function des Gehirns ist — flugs scheidet er alle Gehirnfunktionen über einen Kamm und behandelt die Anima als Animal. Ueberall rückt er das Stoffliche der Erscheinung, die organische Ver-



richtung in den Vordergrund, und sehr bezeichnend spielt unter allen Sinnen der Geruch die größte Rolle bei ihm. Seine Schilderungen enthalten ganze Abhandlungen über die Riechatmosphäre, welche seine Vertlich- und Persönlichkeiten umgiebt, und seine Weiber verdanken den größten Theil ihrer Unwiderstehlichkeit dem Fleischesduft, den sie verbreiten. Wenn die Hunde lesen könnten, würden sie Zola zu ihrem Shakespeare machen. Die feineren Schattirungen des Seelenlebens, die tieferen Empfindungen der Leidenschaft entgehen der brutalen Vergrößerung seiner mikroskopischen Betrachtung. In der geschlechtlichen Begeisterung des Menschen sieht er nur die Läßigkeit des Thieres. Die „zarte Sehnsucht“, das „süße Hoffen“, womit „das Auge den Himmel offen sieht, und das Herz in Seligkeit schwelgt“, sind Anwandlungen, von welchen seine Weiber verschont bleiben. Die keusche Idylle ist ihm eine unbekannte Gegend; sein Reich ist das Fleisch, seine Liebe ist der Augenblick der Paarung. Er kennt das Weib nur in seiner Geschlechtlichkeit, und, wie jenes Concil, versagt er ihm die Seele.

Ueberhaupt tritt bei Zola keine psychische Kraft als ethischer Factor auf: die Opfer seines Naturalismus gehen zu Grunde ohne Widerstand. Da ist keine Ahnung jener Willensanstrengungen und Seelenkämpfe, womit die denkende Creatur sich gegen ihr inneres und äußeres Schicksal zur Wehr setzt; keine Ahnung jener sittlichen Reaction, durch welche die ethische Krankheit von der medicinischen sich unterscheidet: der moralische Vorgang nimmt den Verlauf eines chemischen Processes — die Stofflichkeit zersetzt sich.

Zu diesem poetischen oder vielmehr unpoetischen Materialismus kommt noch die krankhafte Naturanlage der geschilderten Sippe, um ihm nicht einmal das Verdienst einer gemeingiltigen Darstellung normaler Organismen zu lassen. Die physische Grundlage der Familie Rougon-Macquart ist Nervenzerrüttung und Wahnsinn, die moralische ist unstillbare Gier nach Besitz und Genuß. Aus diesem lieblichen Urkeim entwickelte sich nun eine Brut von Irrenhaus- und Zuchthaus-Candidaten, deren jeder eine andere Familien-Erbfünde in sich ausreißt, bis die Rasse, körperlich erschöpft und geistig verkommen, beim Cretinismus anlangt. Eine saubere Gesellschaft! Wahnsinn, Fanatismus, Trunksucht, Todtschlag, Blutschande, Ehebruch, Ehrgeiz, Habgier, Schwindsucht, Hysterie, Monomanie und Blödsinn — so heißt das Inventar ihres Familienschatzes. Was sollen denn all diese Personen beweisen, die, mit fixen Ideen oder Erbfehlern behaftet, eingeschlossen in ihre Verrücktheit, von jeder allgemein menschlichen Wahrheit sich absondern? Irgend ein moralischer Leibschaden, den sie mit auf die Welt gebracht, wird vom Verfasser genährt, gepflegt und großgezogen, daß er schwillt und schwärt und wuchert, bis endlich der Patient in seiner Haut verknallt. Und was nun?

## VII.

Im Uebrigen und abgesehen von dieser schwarzen Rehrseite, berechtigen selbst seine Vorzüge den „Meister des Naturalismus“ keineswegs, die Stellung



einzunehmen, die er sich anmaßt. Nachdem er in seinen journalistischen Kritiken die Romandichter der Gegenwart von oben herab gerichtet und unter den literarischen Berühmtheiten der vorhergehenden Periode mit Hilfe eines großen Massenmordes aufgeräumt, geberdet er sich nun als der Apostel der „Zukunfts“-Literatur. Dem Ideal muß die Maske abgerissen werden. Naturalismus heißt das Dogma der neuen Zeit. „Die Republik — sagt Zola — „ist naturalistisch, oder sie ist nicht“. Namentlich gegen den „Romantismus“, den er einen Ausatz nennt, und gegen Victor Hugo, den Vater jener großen literarischen Revolution, sind die Keulenschläge seiner Kritik gerichtet, die sich — wie aus seinen eigenen Schöpfungen zu ermessen — mehr durch Plumpheit, als durch ästhetisches Verständniß auszeichnet. Denn seine Unwissenheit ist so groß wie seine Belesenheit und womöglich noch größer als seine Einbildung. Ist doch der Naturalismus so alt wie die Kunst; und gerade Victor Hugo, der bekanntlich schon vor fünfzig Jahren die Berechtigung des Häßlichen in der Poesie vertheidigt und in seinem *Quasimodo* in Scene gesetzt hat, ist der Ausgangspunkt des heutigen Realismus, von welchem Zola nur der Schwanz und die Caricatur ist. Als ob die Uebertreibung, die er aus der bewußten Natur in die unbewußte verpflanzt, etwas anderes wäre als ein Romantismus, den er der Poesie aus dem Herzen auf die Haut treibt — ein Ausschlag, der höchstens, vom Standpunkte der Heilung betrachtet, für einen Fortschritt gelten kann! Was sind denn seine Krauthäupter und Salatköpfe, deren Erscheinung er zur Bedeutung eines Historienbildes phantastisch aufbauscht? oder die Bäume, Kräuter und Blumen in seinem „*Bardou*“, welche, zu beseelten Wesen gesteigert, die Mitspieler und Mitschuldigen der menschlichen Umarmung werden und ihr zu Ehren mit der ganzen Natur einen ungeheueren urweltlich-bestialischen Begattungsact feiern? was ist dieser stoffliche Mysticismus, der gelegentlich zu einem kothigen wird, anderes als eine aus der Beletage bis ins Souterrain heruntergekommene Romantik? Allerdings dürften die phantastischen Partien im „*Abbé Mouret*“ das am meisten Poetische sein, was Zola geschrieben hat; aber wie reimen sie sich mit der strengen Wirklichkeit seines Dogmas? Es geht diesem Zukunftsliteraten ungefähr wie dem Zukunftsmusiker: wo er was Hübsches producirt, macht er's wie die Andern; und wo er's nicht wie die Andern macht, producirt er nichts Hübsches.

Victor Hugo hauptsächlich hat die französische Sprache, die in der klassischen Periode mehr ein Werkzeug des Gedankens war, zu einem Ausdruck der Empfindung gemacht, und dem Stil jene Unmittelbarkeit verliehen, welche die Dinge so wiederzugeben sucht, wie der Nerv sie empfängt, ohne den Eindruck erst mit Hilfe der Reflexion zu bearbeiten. Zola, hinter einer Reihe von Andern, auf diesem Wege fortfahrend, hat schließlich von der Schönheit nur noch die Sinnlichkeit, von der Leidenschaft nur noch die Begier, von der Empfindung nur noch die Brutalität übrig gelassen; und unter dem Vorwand, daß die ganze Natur in das Bereich der Kunst gehöre, gerade den



besten und höchsten Theil derselben davon ausgeschlossen, um dafür die Häßlichkeit auf die Spitze zu treiben, und den Schmutz als Selbstzweck zu behandeln. Neu am „Naturalismus“, außer seinem Schmutz, ist nur seine Prätention, und dies um so mehr, als er Vorgänger hat, die das, was er zu leisten vorgibt, längst besser gemacht haben. Zola kann sich denn auch nicht ganz verhehlen, daß ein Goncourt — sogar deren zwei — ein Flaubert, und namentlich ein Balzac — „unser aller Meister“ — existirt, die seinem Apostolat ungebührlich in der Sonne stehen. Andere Leute haben schon vor ihm die Kühnheit gehabt, ungeschminktes Lumpengesindel darzustellen. Sue hat nicht auf's „Assomoir“ gewartet, um seine Gauner mit den schönsten Spitznamen zu taufen. Vor allem aber zeigen die Galioten und Courtisane Balzacs eine ganz andere plastische und drastische Wirklichkeit als die armseligen Hallunken Zolas. Balzacs Beobachtung war keine handwerksmäßige, isolirte, nur für den Zweck eines bestimmten Buches unternommene, und haftete nicht an der Oberfläche; sie war vielmehr eine tagtägliche, weltanschauende, ergründende, nicht im Hest, sondern im Hirn fixirte, von wannen sie hervorkam, wenn der Dichter sie brauchte. Seine Romane sind zusammenfassende Schilderungen ganzer Lebenskreise mit Hilfe einzelner Gestalten, freie Schöpfungen eines denkenden Geistes mit Benützung von Modellen; aber keine Photographien von Absonderlichkeiten und Mißgeburten. Da ist selbst Mérimée, der in Zeichnung von Räubern, Zigeunern und Straßendirnen Gediegenes aufzuweisen hat, und der vor keiner Naturwahrheit zurückschreckte, ohne deshalb unter die Naturalisten zu gehen. Manche seiner Scenen sind so stark wie irgend welche der neuesten Schule; aber er hatte Geschmack, kannte seine Sprache aus dem Fundament, und fand Mittel, zu sagen was nöthig, ohne seine Ausdrücke im Straßenkoth aufzulesen. Er wußte die grobe Natur des Inhalts durch das feine Maß der Form kunstfähig zu machen. Dinehin haben in neuerer Zeit Goncourt und Flaubert in Beziehung auf unverblümte Darstellung der Wirklichkeit das Mögliche geleistet, und zwar indem sie die Forderungen künstlerischer Knappheit und literarischen Anstands im Auge behielten.

Offenbar sind unter solchen Umständen die Bezeichnungen Realismus und Naturalismus nicht sehr geeignet, dem Haupte einer „neuen“ Schule als Fahne zu dienen; Zola suchte daher nach einem weniger verbrauchten Namen und macht in einer glücklichen Stunde den Fund des „Roman expérimental“. Ein trefflicher Titel, der einen Geruch exacter Wissenschaft um sich verbreitet, wie ihn Zola seinen Bestrebungen längst zu geben suchte. Sein Verfahren ist ja das der strengen Beobachtung, der physiologischen Analyse, der Vorlegung „menschlicher Documente“. Da jedoch die Anwendung der wissenschaftlichen Methode auf den Roman einer soliden Basis bedarf, begiebt er sich unter die Fittige Claude Bernards und benützt dessen „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale“, um auf dieser Grundlage eine Abhandlung über seine literarische Sendung, und zwar in fünf langen Artikeln, zu schreiben,



die er im Journal „Le Voltaire“ zugleich mit den ersten Capiteln seiner „Nana“, gleichsam als Duvertüre, veröffentlicht. Der arme Claude Bernard hätte sich wohl nicht wenig über dieses unerwartete Pathenkind gewundert, wenn er noch gelebt hätte; todt aber, wie er war, konnte er die Gevatterschaft nicht ablehnen. Zola analysirt nun das medicinische Buch, giebt zahlreiche Auszüge aus demselben, setzt auseinander, in was die experimentale Methode bestehe, erklärt sich für einen Racheiferer des berühmten Physiologen, und zieht eine enge Parallele zwischen dessen Arbeit und der seinigen. Er ist der Claude Bernard des Romans. Wie seine Abhandlung ausfallen mußte, das geht schon aus der einleitenden Bemerkung hervor, „er habe bei seiner Wiedergabe häufig nur das Wort Arzt mit dem Worte Romandichter zu vertauschen gehabt, um seinem Gedanken die Strenge der wissenschaftlichen Wahrheit zuzuführen“. Und wie sie in der That ausfiel, davon giebt das Heureka Zeugniß, in das er nach Verkündung der neuen Botschaft über sich selbst erstaunt, ausbricht. „Auf diese Weise“ — ruft er aus — „machen wir praktische Sociologie, und kommen mit unserem Schaffen den politischen und ökonomischen Wissenschaften zu Hilfe. Ich weiß keine Arbeit von edlerer Art und von größerer Tragweite. Herr des Guten und Bösen sein, die Gesellschaft reguliren, sämtliche Probleme des Socialismus nach einander lösen, und vor allem, durch Beantwortung der Criminalitäts-Fragen vermittelst der Erfahrung, der Gerechtigkeit eine feste Grundlage geben, heißt das nicht, die nützlichsten und sittlichsten Arbeiter am menschlichen Werke sein?“ — Wie all diesen schönen Dingen die „Nana“ und das „Affommoir“ uns näher bringen sollen, ist leider nicht zu ersehen. Denn das Einzige, was aus Zolas endlosem Gallimathias mit Evidenz hervorgeht, ist, daß er gar nicht weiß, um was es sich handelt, und zwölf Spalten lang mit Worten um sich wirft, deren Sinn ihm böhmische Dörfer sind.

Ueberhaupt geht dem Talente Zolas gerade die hauptsächlichste der Eigenschaften ab, welche den Schriftsteller von Beruf machen: das Verständniß für den logischen Werth und die exacte Bedeutung der Worte. Das ahnungsvolle Ungefähr, das zu Malung der Gefühlseindrücke zur Noth ausreichen mag, trägt er in die Denkoporation über und giebt die Scheidemünze der Sprache auf gut Glück aus, ohne ihr Gepräge untersucht zu haben. So auch mit dem Wort Experimental-Roman. Allerdings bedarf die künstlerische Darstellung so gut wie die wissenschaftliche der Beobachtung; aber die Beobachtung ist kein Experiment, das Leben ist kein Laboratorium, und der Dichter ist kein Medicus, der mit dem Individuum seines Studiums beliebige Versuche anstellen kann. Der Ausdruck Experimental-Roman enthält also schon an sich einen Widersinn. Der Dichter ist auf die Intuition seines Gedächtnisses angewiesen, er arbeitet mit seiner Gestaltungskraft, und diese bedarf der ahnungsvoll schauenden Phantasie. Der Forscher dagegen hat das Object der Untersuchung in seiner Gewalt, er arbeitet mit seiner Urtheilskraft, und diese bedient sich des kritisch zerlegenden Verstandes. Der erste giebt,



mit Hilfe der Deduction, die ästhetische Synthese zu der logischen Analyse des zweiten, welche dieser, vermittelt der Induction, herzustellen hat. Der ganze experimental-belletristische Lärm Zolas ist daher nur das eitle, aus gutem Glauben und Marktschreierei vermischte Gebaren eines dialektisch ungeschulten Phrasenmachers, der die Aufgaben der Kunst und der Wissenschaft absolut verwechselt.

In einem Punkte freilich irrt sich Zola nicht: darin nämlich, daß er mit seinen Bestrebungen inmitten der Zeitströmung steht, die auf allen Gebieten nach dieser positiven materialistischen Richtung hindrängt. Abgesehen von der Erneuerung des Gewalts- und Autoritätsprinzips in der politisch-religiösen Welt und der Ausbreitung des pessimistischen Dynamismus in der dialektisch-ethischen, zeigt sich auch im Bereiche der Kunst überall das Voranstellen des Sinnlichen und Physischen im Gegensatz zum Geistigen und Moralischen. In der Malerei sehen wir ein ganz ähnliches Streben nach Darstellung des Stofflichen, nach Hervorhebung der Farbe, nach Geschicklichkeit der Mache. Schon Courbet war gewissermaßen ein Zola der Malerei. Auch er erklärte die alten Meister, namentlich die Nichtcoloristen, für dumme Jungen, und geberdete sich, als ob die Malerei mit ihm anfänge. Der Unterschied ist nur, daß hier die bildende Kunst sich im Vortheil befindet, eben weil die Wiedergabe der äußeren Erscheinung, wenn nicht ihre einzige Aufgabe, so doch ihr einziges Mittel, und deshalb die sinnlich-technische Frage viel wichtiger für sie ist.

Die Tonkunst befindet sich auf demselben Wege, und die Zukunftsmusik hat die größte Analogie mit der Zukunftsliteratur. Vor allem zeigt sie dieselbe Marktschreierei, dieselbe Mißachtung der Vorgänger unter dem Vorwand der Unnatur; sodann dasselbe Drängen nach dem Stofflichen; das Vorschieben der Klangfarbe, des Instruments, der Technik; das Hervorbringen der Wirkung nicht durch den Tonwerth, der zur Seele spricht, sondern durch den Tonreiz, der am Hörnerv rüttelt; kurz das Bestreben, das sinnliche Princip des Naturlauts zur Herrschaft zu bringen, und das geistige Princip der Melodie an die Wand zu drücken. Dabei dieselbe Ueberladung, die kein Ende findet. Eine Prügelscene, die ein wohlstilisirender Componist wie z. B. Mozart, mit einigen charakteristischen Sätzen zu zeichnen sich begnügen würde, füllt in den „Meistersingern“ einen ganzen Act mit ihrem wüsten Gelärm. Die alte Opernform hat freilich ihre Schablonen; aber wenn es richtig ist, daß die Menschen den Ausdruck ihrer gegenseitigen Gefühle nicht in Duette und Terzette zu kleiden pflegen, so ist es nicht weniger wahr, daß die Leute überhaupt nicht einander ansingen, wenn sie sich etwas mitzuthellen haben; daß alle Kunst eine Convention, und vom Standpunkte der Wirklichkeit betrachtet, der „Lohengrin“ um kein Haar weniger conventionell ist, als der „Don Juan“, wenn auch der eine Recitative abhaspelt, während der andere Arien singt. Im Gegentheil, diese abgerundeten, wiederkehrenden, liederartigen Formen liegen ganz in der Natur der Musik. Hat doch selbst die



sprachliche Kunst ihre Verse und Strophen, ihre Reime und Refrains. Und die Musik, welcher der logische Inhalt abgeht, wofern sie ihn nicht entlehnt, vermag solch' ornamentaler Klangfiguren noch viel weniger zu entzihen. Ein Schaubild kann das Auge länger und öfter betrachten, um seiner Schönheit Herr zu werden; ein Tonbild aber verflingt im Entstehen; von ihm verlangt daher das Ohr die Wiederholung. Die Wiederkehr der einfassenden Klangarabeske ist ein Genuß für's Gehör und eine Erholung für's Gemüth; während der endlos sich abwickelnde musikalische Bandwurm eine Qual für die Sinne ist, und eine Enttäuschung für die Phantasie. So bringt denn auch schließlich diese Musik dieselbe Wirkung hervor wie jene Literatur: statt mit einem Gefühl künstlerischer Erhebung, wie z. B. von einer Symphonie Beethovens, geht man von dieser höheren Raunenmusik müde und abgessamt nach Hause, mit unbefriedigtem Schönheitsinn und mißhandeltem Trommelfell. Beruht ja überhaupt der Traum einer Verbindung aller Künste zu einer großartigen Gesamtwirkung auf totaler Verkennung der ästhetischen Gesetze. Jede Kunst hat ihr bestimmtes Bereich, ihre besonderen Bedingungen, und kann zu ihrer Vollendung nur gelangen indem sie für eigene Rechnung wirkt. Die Vereinigung aller ist die Beeinträchtigung einer jeden. So gewiß daher die Oper, mit ihrem trügerischen, bei allen Künsten zusammengelehnenen Lappenkleide, im Grunde nichts ist als ein barbarisches Kunstgemisch, so gewiß ist das „Kunstwerk der Zukunft“, mit all seinen Pauken und Trompeten, nichts als ein großer Humbug.

## VIII.

Wie wenig unser „Naturalist“ von den ästhetischen Pflichten des Dichters eine Ahnung hat, das tritt am deutlichsten zu Tage, wenn wir sein Verfahren mit den Anforderungen vergleichen, welche ein geläuterter poetischer Geist, wie z. B. Schiller, sich selber stellt, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Der Abstand ist freilich ein gewaltiger; überdies bewegt sich das Drama auf einer höheren Bühne als der Roman, und neben dem Historiengemälde hat das Genrebild seine Berechtigung. Aber die ästhetischen Grundgesetze bleiben überall dieselben; und gerade die Vergleichung der Gegensätze scharft die Unterscheidung. Zudem ist Schiller — abgesehen von der Vertrautheit des deutschen Lesers mit seinen Werken — unter allen Dichtern wohl derjenige, welcher Theorie und Praxis, welcher das dichterische Schaffen und die ästhetische Reflexion im höchsten Grade mit einander zu verbinden mußte, und deshalb zur Lieferung des kritischen Maßstabes sich vorzugsweise eignet.

Auch Schiller hielt das Studium der Wirklichkeit in hohen Ehren. Er hatte von seinem ersten Berufe, dem des Arztes, sogar eine gewisse physiologische Neugierde zurückbehalten, und Goethe, der ihm gelegentlich über die Achseln schaute, ließ es an Annahmen zu eingehender Motivirung und realistischer Genauigkeit auch nicht fehlen. Um seinem „Tell“ die rechte



Farbe zu geben, studirte er nicht nur Tschudi's und Anderer Chroniken, sondern auch die Naturgeschichte der Schweiz und die Topographie der Arcantone. Er begnügt sich nicht, die nackte Handlung des Dramas vorzuführen, er giebt uns zugleich ein Panorama der Schweiz mit ihren Menschen und Landschaften. Der Hirt und der Fischer, der Jäger und der Landmann, der Adlige wie der Freie und Hörige — das ganze Volk kommt in seinen Vertretern zur Erscheinung. Die Seen und die Gletscher, die Wälder und die Matten, die Sturzbäche wie die Abgründe und Felsenthore — die ganze Natur tritt durch die Handlung in Mitleidenschaft; ist doch neben der läutenden Heerde und Wächter, dem Hunde, selbst die flüchtige Gemse und der krächzende Lämmergeier nicht vergessen! Wie weiß die dichterische Phantasie dieses Alpenleben in seiner Eigenthümlichkeit und Frische vor unser Auge zu zaubern! Und doch hat Schiller die Schweiz nie gesehen. — Ein deutlicher Fingerzeig, daß es mehr das geistige als das leibliche Schauen ist, was den Dichter macht und was ihn befähigt, die poetische Wirkung hervorzubringen.

In den Vorbereitungen zu seinem „Wallenstein“ ging Schiller so ernstlich zu Werke, daß er vorher die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ schrieb, und wie gewissenhaft er es mit der Wirklichkeit nahm, das zeigt sein „Wallensteins Lager“, dessen lebendige Plastik an dem handhohen Farbauftrag eines Zola sicherlich nichts zu gewinnen hätte. Und mit welcher bewußter Kunst sucht nun der Dichter seinem Helden unsere Aufmerksamkeit und Sympathie zu sichern! In dem trohigen Feldherrn und rauhen Kriegsmann zeigt er den warmen Freund und besorgten Familienvater. Neben dem Abfall und Ehrgeiz des Glückssoldaten kommt des Staatsmannes politischer Sinn für das Gemeinwesen zum Vorschein:

„Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab;  
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,  
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil,  
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen! —“

Und wohl mochte der mit wahrhaft souveränen Befugnissen und Privilegien ausgestattete Generalissimus diesem traurigen Kaiser und dieser dynastisch gewissenlosen Kriegswirtheft gegenüber einige Berechtigung fühlen, den Herrn zu spielen. Doch nicht genug — selbst der Irrthum soll die Schuld des Helden uns menschlich näher rücken, und auch die Astrologie mit ihrem phantastischen Glauben an die Gestirne wird zu Hilfe gerufen, um dem dämonischen Zuge in der Natur des genialen fürstlichen Abenteurers eine poetische Verbildlichung und zugleich eine psychologische Milderung zu geben.

Ähnlich verfährt der Dichter in der Charakterisirung seiner „Maria Stuart“. Nicht als ob er ihr die schlimme Vergangenheit schenkte; denn sie bekennt sich offen zu ihren Jugendsünden. Aber im Gegensatz zu diesen erscheint sie nun, durch Reue und Leid geläutert, als eine schöne, an ihrem



gegenwärtigen Schicksal unschuldige Dulderin, welche den unverdienten Tod als letzte Sühne für die längst gebüßte Schuld mit Ergebung dahinnimmt, und deren blutiges Haupt von der verklärenden Weihe des Unglücks den versöhnenden Glorienschein empfängt.

Was wäre jedoch aus den beiden Dramen geworden, wenn Schiller, nach Zolas Recept verfahren, im Wallenstein nichts als den gewissenlos-ehrzeigigen Streber gezeigt hätte, der, immer tiefer in die Gemeinheit roher soldatischer Selbstsucht versinkend, die Länder verheert, die Städte plündert, die Generale zum Verrath verlockt, dem Kaiser die Treue bricht und das Vaterland dem Feind ausliefert, bis diesem höheren Schinderhannes ein wohlverdienter Partisanenstich den Garaus macht? Oder wenn er die schottische Königin in ihrer eigentlichen Gestalt dargestellt hätte, als eine verführerische finlich-fanatistische, ehrgeizige Megäre, die nicht nur ihren ersten Gemahl — der freilich auch nicht viel Schatz werth war — in die Luft sprengen ließ, um sodann ihre Brunst in den Armen des Mörders zu kühlen, sondern auch mit allen Feinden des protestantischen England — mit den Urhebern der Alba'schen Vertilgungskämpfe in den Niederlanden, mit den Anstiftern der bartholomäusnächtlichen Gräuel in Frankreich — sich verschwor, ihre Anhänger zu Mordanschlägen gegen die Königin Elisabeth hegte und überhaupt, aller sittlichen Schranken bar, jedes Verbrechen für erlaubt, ja für gottgefällig hielt, wenn es nur zur Verherrlichung des katholischen Glaubens verübt wurde? Hätte nicht auch angesichts dieser Figur dem Leser der Gedanke sich aufdrängen müssen, daß mit einem solchen gefährlichen Kopfe unter den gegebenen Umständen nichts Besseres zu thun sei, als ihn abzuschlagen?

Statt einer erhebenden ethischen Empfindung hätte der Dichter nur jene gemeine Neugierde erregt, welche der „Mordthat“ des Jahrmarkts entgegenkommt, und statt zweier Kunstwerke von der höchsten dichterischen Schönheit, die fortleben werden, so lange es eine deutsche Sprache giebt, hätte er nur zwei jener Spectakelstücke geliefert, die eine Zeit lang die Massen der Schaubuden füllen, um dann spurlos zu verschwinden. Diese ästhetische Tugend ist übrigens bei Schiller um so höher anzuschlagen als, schon im „Wallenstein“ einigermaßen, namentlich aber in der „Maria Stuart“, der Dichter in ihm den Historiker und Philosophen zu überwinden hatte. Denn in letzterer Eigenschaft mußte er nothwendig für die englische Königin, welche immerhin den staatlichen Fortschritt und die geistige Freiheit bedeutete, und gegen die schottische Maria Partei ergreifen, welche den culturfeindlichen Absolutismus des blinden Glaubens vertrat. Damit wäre allerdings das Trauerspiel unmöglich geworden. Schiller schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, wobei er freilich der Elisabeth eine gehässigere Rolle zutheilte, als sie historisch verdient; denn um das politische Motiv zu vermenschlichen, machte er die Eifersucht des Weibes da zur hauptsächlichlichen Triebfeder, wo in Wirklichkeit nur die Staatsklugheit der Königin im Spiele war. Er hätte vielleicht diesen höheren Beweggrund etwas mehr hervorheben können,



ohne seiner Composition zu schaden; aber er benützte zugleich die Elisabeth als dunklen Hintergrund, um seine Heldin darauf abzuheben, und schließlich wollte er ein Drama schreiben und keine Historie. Ob es freilich recht und billig ist, einen historischen Charakter zu dramatischen Zwecken in sein Gegentheil zu verwandeln und ihm in der Phantasie des Volkes ein falsches, durch die Macht der Poesie fast unauflösliches Gepräge aufzudrücken, ist eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern wollen. Immerhin dürfte Shakespeare's treueres Festhalten an der Geschichte vorzuziehen sein.

Ohne Zweifel läßt sich auch dem Laster und Verbrechen eine poetische Seite abgewinnen, aber nur unter der Bedingung, daß das Böse durch seine Gefährlichkeit und Energie imponire und durch seine Niederlage sich selber negire. Ein Richard III. ist sicherlich das Muster eines Bösewichts; aber gerade die geniale Kraft, die er im Vollbringen seiner Unthaten entwickelt, zeigt auch in ihrer Verirrung die hohe Fähigkeit der menschlichen Natur — abgesehen davon, daß der schließliche Sieg der sittlichen Ordnung um so erhebender wirkt, je stärker der Feind war, den sie zu überwältigen hatte. Denn daß dieser Sieg — wenn auch nicht in der Zeitkürze und Handgreiflichkeit einer poetischen Fiction — so doch im Großen und Ganzen mit Naturnotwendigkeit eintritt, das eben ist der Grund, warum uns die Darstellung der Kraft, selbst in der Form des Bösen und Häßlichen, noch erfreulich erscheint. Was ist verderblicher als der Blitz, der die Eiche zersplittert, oder der Meeressturm, der das Schiff verschlingt? Und doch entzückt uns die wilde Schönheit dieser Naturgewalt, weil wir in ihr dieselbe Macht ahnen, die uns im Sternenhimmel entgegenglänzt und unsere Erde mit Licht und Wärme tränkt. Denn das, was wir schön oder häßlich, gut oder böse nennen, entspringt einer und derselben Kraftäußerung; der Unterschied besteht nur in der Entwicklungsstufe. Die ästhetische Verschiedenheit zwischen einem Löwen, der einen Stier zerreißt, und einem Helden, der einen Feind erschlägt, ist lediglich eine graduelle; und wenn die vierbeinige Bestie ihren Gegner gleich in seiner Substanz aufzehrt, die zweibeinige den ihrigen nur in seinem Wesen, indem sie ihm Boden und Freiheit nimmt und seine Arbeit sich aneignet, so ist dieser Unterschied mehr eine Geschmacks- und Opportunitäts- als eine Moralitäts-Frage. Ist doch das sittliche Moment selber nur ein Product der Energie, wenn auch einer qualitativeren Energie, die Vernunft heißt.

## IX.

Mit der sittlich-ästhetischen Frage verhält es sich nämlich so: In der physisch-mathematischen Welt sind das dynamische und das logische Princip noch mit einander verschmolzen; in der ethisch-intellektuellen Ordnung dagegen haben sie sich getrennt und stehen einander gegenüber. Ein Entwicklungskampf entspinnt sich nun zwischen beiden, in welchem das logische Princip als das stärkere sich erweist, weil es, mit Bewußtsein handelnd, der Waffen des



Gegners sich bemächtigt, um sie wider ihn selber zu kehren; denn der ganze Entwicklungsproceß ist nichts als ein Herrwerden der qualitativen Kraft über die quantitative. Im historisch-socialen Kampfe ist daher das logische, das ethische, d. h. das Princip des Schönen und Guten, immer das siegreiche — freilich nicht in jedem Individuum und zu jeder Stunde, aber in der Menschheit und von Periode zu Periode. Wenn dem nicht so wäre, gäbe es weder eine Sittlichkeit, noch eine Gerechtigkeit; die Tugend wäre der pure Schwindel, und dem logisch handelnden Menschen bliebe nichts übrig, als sich unverzagt auf den Standpunkt der blinden Naturkraft zu stellen, um, wie der Löwe seine Beute, den schwächeren Gegner einfach ab- und einzuthun. — Auch verharret auf diesem Standpunkte, trotz aller heuchlerischen Liebesphrasen, im Grunde die ganze christliche Moral. — Aber eben weil das logisch-ethische Princip das entwickeltere, höhere und deshalb mächtigere ist, auf welchem aller historische Fortschritt und das Wesen des Menschenthums selber beruht, so handelt der Mensch in einer seinem Naturgesetz adäquaten Weise, d. h. in seinem eigensten Interesse, nur unter der Bedingung, daß er sittlich handelt. Die Sittlichkeit bedarf daher weder einer überirdischen Offenbarung, noch einer göttlichen Gnade, noch einer himmlischen Verheißung — lauter Helfershelfer die, wie die blutige Geschichte und der klägliche Zustand der Menschheit nur zu klar beweist, mehr schädlich als nützlich sind; sie braucht nichts als die Erkenntniß der Schöpfungsgesetze und das Verständniß der menschlichen Wohlfahrt. Damit kommt sie weiter als mit allen Mythen, Dogmen und Wunderthaten.

Obwohl daher das Princip der Kraft an sich sittlich indifferent erscheint, ist es doch ästhetisch wirksam, und zwar deshalb, weil auch seine sittliche Indifferenz nur eine scheinbare, weil auch in der unbewußten Natur die ethische Wirksamkeit der Kraft latent ist — denn wie sollte sie sonst in der bewußten zum Vorschein kommen? Da vielmehr — vermöge des Entwicklungsgesetzes, das die Quantität in Qualität verwandelt — die „böse“ Kraft sich nothwendig in „gute“ umsetzt, so ist das Kraftprincip, wenn auch indifferent als Ursache, so doch ethisch als Folge, und deshalb von Haus aus ein ästhetisches, weil das Schöne nur die äußere Erscheinung des Wahren, d. h. des Gesetzmäßigen ist, und beide zusammen die zwei zur einheitlichen That sich ergänzenden Formen des Guten bilden. Das Gute ist der gemeinsame Act des Schönen und Richtigen, und was nicht gut ist, ist ebenso wenig schön, als es recht ist.

Wenn wir daher an das Kunstwerk die Forderung eines sittlichen Endziels stellen, gleichviel ob die „poetische Gerechtigkeit“ als positives oder negatives Ergebnis zum Ausdruck komme, so thun wir das nicht, weil wir die Kategorien verwechseln, oder um aus didaktischen Gründen der Poesie eine moralische Tendenz aufzunöthigen, sondern weil in der That der Entwicklungsgang der Schöpfung von der niedrigeren Bildung zur höheren, vom Häßlichen zum Schönen, vom Bösen zum Guten fortschreitet und die Kunst verpflichtet ist, uns nicht ein willkürliches Erzeugniß des Zufalls, sondern ein getreues Abbild



der Gesetzmäßigkeit zu liefern. Diese Formulirung der Kunstaufgabe ist eine Binsenwahrheit, welche die Aesthetik schon tausendmal in allen Tonarten gepredigt hat, mit der aber die Jünger der Künste immer wieder umspringen, als ob sie erst zu entdecken wäre. Die Kunst, so gut wie die Wissenschaft, ist nicht vorhanden, um uns ein X für ein U zu machen, sondern um uns in unserer Erkenntnißarbeit zu unterstützen, um die Schönheit, Größe und Folgerichtigkeit der Schöpfung unserm Empfinden und Denken näher zu bringen. Wenn wir von der bildenden Kunst einen leiblichen Menschen fordern, so wollen wir nicht, daß sie uns einen Krüppel liefere, unter dem Vorwande, daß die wirklichen Sterblichen keine Apollos seien. Wir verlangen allerdings keine idealisirte Puppe, aber ein Exemplar, das uns die Kraft und Schönheit der Gattung zum Bewußtsein bringt, denn den Krüppel können wir alle Tage in der Straße sehen. Ebenso, wenn wir von der sprachlichen Kunst einen geistigen Menschen fordern, so wollen wir nicht, daß sie uns einen Tropf vorstelle, unter dem Vorwande, daß unsere Mitbürger keine Engel seien; Tröpfe liefert uns das Leben genug, und zum Studium dieser Sorte brauchen wir die Poesie nicht. Wir verlangen freilich ebensowenig einen hohlen Hampelmann der Moral; aber einen Menschen, in dessen Thun und Lassen, in dessen Tugenden und Lastern, in dessen Freuden und Schmerzen das Wesen der Menschheit, d. h. jenes Streben nach einem höheren, allgemeineren, über die Existenz des Einzelgeschöpfes hinausreichenden Ideal sich offenbart, welches das Individuum mit der Gattung verknüpft, ohne sich in der rein animalischen Form dieser Verknüpfung, in den Sorgen der Ernährung und Fortpflanzung, zu erschöpfen. Mag es nun in positiver oder negativer, in directer oder indirecter Weise geschehen, als stiller *Associé* wenigstens muß dieses Streben, das die Erkenntniß zum Werkzeug und die Sittlichkeit zum Endziel hat, sich geltend machen, wenn eine poetische Composition mehr sein soll als ein müßiges Spielzeug der Unterhaltung. Denn was uns an der Darstellung des Bösewichts allein interessiert und erbaut, ist eben dieser Kraftproceß, durch den das Böse sich selbst zerstört, indem es schließlich beim Gegentheil seiner Absicht anlangt und, trotz seines schlimmen Willens, „das Gute schafft“. Im Einzelnen und Kleinen tritt dieses Gesetz freilich nicht immer klar zu Tage; aber das alte Bibelwort, daß die Sünden der Väter sich strafen bis in's dritte und vierte Glied, ist nur der Ausdruck desselben im Großen und Ganzen. Es bejaht die Solidarität der Geschlechter und ist daher um so weniger ungerecht, als die Nachkommen das eigentliche Moment der Strafe, das Bewußtsein der Schuld, auf ihre Vorfahren abwälzen können. Wenn wir die Erbschaft einer vieltausendjährigen Civilisation einstreichen wollen, müssen wir auch die Culturkosten, die noch daran hängen, mit in den Kauf nehmen.

Daß z. B. der sechszehnte Ludwig büßen mußte, was der vierzehnte und fünfzehnte verbrochen hatten — obwohl auch deren Ende kein beneidenswerthes war —, ist nur eine historische Gerechtigkeit; denn es ist nicht der Mensch, den



die Geschichte in ihm züchtigt, sondern der Uebermensch, der Vertreter der Dynastie. Keine bürgerliche Eigenschaft, weder die Fähigkeit, noch die Sittlichkeit, noch die Willensmeinung, kommt bei ihm in Betracht; alle Fehler und Laster, die er hätte, würden jenen Ruf der Legitimität nicht aufhalten: „Der König ist todt, es lebe der König“. Als absoluter Nachfolger ist er die moralisch-persönliche Fortsetzung seiner Vorgänger. Indem er die Erbschaft antritt und auf die Rechtswohlthat des Inventars verzichtet, übernimmt er auch die monarchische Verantwortlichkeit der Erblasser; und da er nicht nur ein Mensch, sondern die Verkörperung eines Princip's zu sein begehrt, muß er sich's auch gefallen lassen, wenn man dem Menschen den Kopf abschlägt, um das Princip zu widerlegen. Das humane Mitgefühl mag ihn bedauern; die historische Logik aber kann nur sagen: sein Princip hat zu viel Köpfe gekostet, um nicht mit Recht auch den seinigen.

Freilich hat eine Weltanschauung, die das Individuum auf den Egoismus seiner Unsterblichkeit stellt und mit seinem Weltbürgerthum in ein himmlisches Jenseits verweist, die Solidarität von Mensch und Menschheit, diese einzig wahre Grundlage aller Sittlichkeit, dergestalt vernichtet, daß auch die Begriffe von Lohn und Strafe sich einer richtigen Erkenntniß entziehen. Diese, so weit sie objectiv ethischer Natur sind, bestehen vielmehr darin, daß der gute, dem Entwicklungsgesetz dienende Mensch in seinem Schaffen und Wirken fortlebt, weil er für das Dauernde, das Ewige arbeitet, während der böse, das Weltgesetz des Fortschritts bekämpfende Unmensch sammt seiner Hinterlassenschaft der Vernichtung anheimfällt, weil er für Tod und Verwesung sich abmüht. Was ist — um nur an die größeren Glocken zu schlagen — aus dem Weltreiche Karl V. was aus den Glaubenssiegen Philipp II., was aus dem Sonnenkönigthum Ludwig XIV., was aus der Heldenkaiserrei Napoleon I. geworden? Ist die Vernichtung von allem, was sie persönlich erstrebt und geschaffen, ist diese historische Negation ihres innersten Wesens nicht das größte Strafgericht, das die ewige Gerechtigkeit über diese Halbgötter verhängen konnte? Und wenn schon jetzt, nach kaum zweihundert Jahren, die Republik den Staub der Versailler Herrlichkeit verächtlich von den Füßen schüttelt, wie mag es erst nach einigen weiteren Jahrhunderten mit dem Ruhme dieser Herren bestellt sein? Im Gegensatz zu den Gerechten wird man von ihnen sagen können: sie folgten ihren Werken nach.

Das soll übrigens nicht heißen, daß wenigstens bei Lebzeiten das erfolgreiche Laster glücklicher mache als die verkannte Tugend; das Ende und die letzte Gemüthsverfassung der eben genannten Machtpilze würde uns hierüber eines Besseren belehren. Aber nicht immer tritt das Gericht so unmittelbar und deutlich hervor; scheint doch mancher Ungerechte in Ruhm und Glück dahin zu fahren, wenn es auch in seinem Innern vielleicht nicht ganz so rosig aussah. In seiner Vergangenheit wird der Böse nicht immer zur Rechenschaft gezogen, wenn es auch Strafe genug ist, daß das süße Bewußtsein des Rechtthuns, der Genuß der eigenen Tüchtigkeit, das genugthuende



Gefühl moralischer Gesundheit ihm abgeht; aber in seiner Zukunft wird er immer getroffen. Wenn nicht an Leib und Gut, wird er doch an Seele und Geist gestraft, indem er der „Verdamniß“ des Todes anheimfällt, statt die „Seligkeit“ ewigen Lebens zu erwerben; und in diesem Sinne ist die alte Mythe, welche aus der Hölle kein Entrinnen kennt, nicht im Irrthum. Denn das ist's ja, was das Wesen des Menschen ausmacht, daß er nicht nur physisch, sondern auch moralisch das Glied einer Kette bildet und nur als solches Werth und Bedeutung hat. In dieser Eigenschaft muß ihn die Kunst denn auch auffassen, wenn sie — was ihres Amtes ist — sein Wesen darstellen will. Die Art und Weise, wie der Zufall mit irgend einem Individuum spielt, ist nur die scheinbare Wirklichkeit. Die wahre Wirklichkeit ist das Schicksal einer Persönlichkeit, wie es aus deren Stellung zum socialen Entwicklungskampfe mit Nothwendigkeit hervorgeht und dieselbe zum Typus einer Gruppe macht. Die Dichtkunst muß das, was im einzelnen Falle vielleicht der Zukunft vorbehalten blieb, wenigstens implicite in die Gegenwart hereinnehmen, um mit Hilfe dieses Abschlusses aus dem Stückwerk ein Ganzes zu machen. Verfäht sie anders, so thut sie das Gegentheil von dem, was ihr obliegt: sie erweitert willkürlich das Einzelne zum Allgemeinen, statt das Allgemeine im Einzelnen gesetzmäßig zusammenzufassen. Es ist wieder die Verwechslung von Wirklichkeit und Wahrheit, aber auf einer höheren Potenz, wo nicht nur die einzelne Figur, sondern die ganze Verkettung der Umstände, der ganze Verlauf der Entwicklung summiert und extrahiert sein will, um aus der Quintessenz der Wirklichkeit die Wahrheit zu gestalten.

## X.

Nun hat Zola allerdings für dieses Gesetz historischer Aesthetik ein gewisses Verständniß, das sogar so weit geht, daß er gleich eine Kette von zwanzig Gliedern schmiedet, deren jedes einzelne wieder eine Gruppe von Ringen, d. h. ein ganzer Roman, ist. Das Band jedoch, das die Theile verknüpft, ist kein moralisches: nicht die Gruppierung um ein ethisches Problem — sondern ein physisches: die Rassenvererbung der Organisationen und Temperamente. Und obwohl Zola auf den weltgerichtlichen Abschluß, für den die Geschichte durch den Fall des Kaiserreichs bereits gesorgt hat, ausdrücklich verweist, so ist doch — namentlich bei dem oft nur äußerlichen Zusammenhang der einzelnen Episoden — die Zumuthung an den Leser, zwanzig Jahre und zwanzig Bände lang auf die sittliche Schlußfolgerung zu warten, offenbar eine ungebührliche. Wenn freilich jeder einzelne Roman seinen letzten Act poetischer Gerechtigkeit hätte, dann möchte immerhin das Ganze in dem Zusammenbruch des verrotteten Kaiserthums gipfeln; aber von solch künstlerischer, bei dem ungeheuern Umfang allerdings fast unmöglicher Anordnung ist keine Rede. Vielmehr fallen mit Ausnahme der „Eroberung von Plassans“, die abgerundeten Romane aus dem historischen Zusammenhang



heraus; die darin verbleibenden aber sind mehr abgeschnitten als abgeschlossen — was nur deshalb weniger stört, weil man jedesmal froh ist, so oft vor diesem traurigen Gesindel der Vorhang wieder fällt. Wenn „große Laster, Verbrechen blutig kolossal“ der poetischen Motive keineswegs bar sind, so bleibt hingegen da, wo die Kraft verschwindet und der Wille aufhört, wo der Kampf der Elemente nur noch als ein Proceß der Fäulniß und Zersetzung sich offenbart, nicht die Spur eines ästhetischen Zwecks übrig. Denn die Verwesung, als die absolute Formzerstörung, bildet den directen Gegensatz der Schönheit, d. h. der Formgestaltung. Solches aber ist bei der großen Mehrheit der Zola'schen Helden der Fall. Was soll uns all dieses marktsaule hohe und niedere Lumpenpack, das an moralischer Auszehrung, an sittlicher Blutvergiftung laborirt, daran es langsam zusammenbricht, und das zu erbärmlich ist, um uns Entsetzen, ja um uns Haß oder Mitleid einzulösen, sondern uns einfach anwidert!

Summa Summarum kann man daher mit Recht sagen, daß bei Zola die ästhetische Intelligenz dem poetischen Talente nicht die Waage hält, und daß er, auf Abwege gerathen, einen übeln Gebrauch von seinen ungewöhnlichen Gaben macht. Die meisten seiner Romane sind, bei allem Aufwand von darstellender Geschicklichkeit und consequenter Durchführung, nicht nur schlechte Dichtwerke, sondern überhaupt schlechte Werke, weil sie, trotz der Unerforschlichkeit ihres Realismus, nicht wahr sind. Jeder denkende Künstler weiß, daß er, wenn seine Darstellung den Eindruck des Richtigen machen soll, nicht alles wiedergeben darf, was die Natur ihm giebt, weil der Beschauer instinctiv die Regel zu sehen verlangt und nicht die Ausnahme, und in der Kunst das Wahre auch wahrscheinlich sein muß. So z. B. birgt der sociale Morast der Großstadt ohne Zweifel ein Häuflein solch verkommener Gesellen, wie das „Assommoir“ sie schildert; aber indem es dieselben auf der poetischen Bühne zur Schau stellt und ihnen so eine typische Bedeutung giebt, werden sie zu einem verlogenen Schmähdgedicht auf den Arbeiterstand, der nicht nur in seinem Kern, sondern auch in seiner Masse weit entfernt ist, aus derartigen Hallunken zu bestehen. Ist doch ihre Wichtigkeit so groß, daß nicht einmal ihr tragischer Ausgang, d. h. die Bestrafung des Lasters, eine versöhnende, aufrichtende Wirkung zu üben vermag. Der Teufel — um ein mythisches Bild zu gebrauchen —, dem sie sich verschrieben haben, spart Donner und Blitz an ihnen, wenn auch der Gestank nicht abwesend ist: sie sind selbst ihm zu schlecht; auch kann er sich die Mühe des Holens ersparen, da sie ja von selber verfaulen. Die Macht des Guten, welche als treibendes Ferment der bösen Kraft innewohnt und sie schließlich zerstört, ist abwesend, und mit ihr das ethische Moment. Wenn man ein Buch Zolas zumacht, spürt man nichts von jenem anreizenden erhebenden Hauche echter Poesie, der uns zu allem Guten begeistert; was zurückbleibt, ist ein ästhetischer Ekel und ein moralischer Katzenjammer. Das genügt, um diese Literatur zu kennzeichnen und zu richten.



Im Uebrigen hat Zola gut das ethische Entwicklungsgesetz in seinen Arbeiten mißachten, factisch ist er ihm doch verfallen: auch er ist wider Willen genöthigt, das Gute zu schaffen, indem er das Schlechte vollbringt. Ist doch der „Naturalismus“, wie jeder Irrthum, auf's Eifrigste bestrebt, durch fortwährende Steigerung seines Princips seine Unvernunft an den Tag zu legen und seine Selbstvernichtung herbeizuführen. Zuerst hat die brutale Sittenlosigkeit der Zola'schen Heldensippe das sentimental lackirte Laster der Dumas'schen „Halbwelt“ übertrumpft und unmöglich gemacht — nun schlägt die Schamlosigkeit Manas auch dem eigenen Tasse den Boden aus, und der Inhalt dieser „Tasse mobile“ fließt in den Kinnstein. Die Reaction des guten Geschmacks ist im Anzug. Der üble Duft feilen Menschenfleisches hat sich nachgerade dem Publikum auf die Brust gesetzt, und es schnappt nach Luft. Es fühlt sich verrathen und verkauft in dieser Schandatmosphäre, es hat Heimweh nach Ehrbarkeit. Trotz der 55,000 Exemplare „Mana“, die schon vor Beendigung des Druckes beim Verleger bestellt waren, dürfte Zola auf der Höhe seines Ruhmes und am jenseitigen Abhang seines Realismus angelangt sein. Denn man darf sich von diesem trügerischen, durch die Ausschlag gebenden Kreise nichts weniger als unterstützten Erfolg der Reclame, der Neugierde und des Scandals keineswegs täuschen lassen. Und nicht umsonst tritt ein erprobter Kämpfer, der zwar auch kein Heiliger, aber jedenfalls ein Schriftsteller von ästhetischer Reinlichkeit ist, und der eine feine Bitterung für den Windwechsel hat — Edmond About — mit einer Erzählung auf den Kampfplatz, die den Titel führt: „Le roman d'un brave homme“.







## Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung\*).

Von

Eduard Grafen Lamezan.

— Wien. —

**T**ndem ich es unternehme, heute hier vor Ihnen das Wort zu ergreifen, muß ich befürchten, in zweifacher Richtung einen Act der Vermessenheit zu begehen, für den ich Ihre Nachsicht nur dadurch erlangen kann, wenn ich Ihnen darlege, wie ich zu diesem Entschlusse gelangt bin. Car tout comprendre, Sie wissen es ja, c'est tout pardonner! In erster Richtung also fühle ich mein Gewissen dadurch bedrückt, daß ich, obgleich mir mein Beruf eine ganz andere minder freundliche Stätte des Wirkens anweist, hier an dieser Stelle Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, wo doch nur die Wissenschaft vom Fach das Recht hat, ihr Bestes in freundlich faßbaren Worten darzubieten. In dieser Beziehung nun verweise ich zu meiner Entlastung auf die Herrn des Comité's der „Lesehalle“, die mit mächtiger Ueberredungsgabe und süßem Zwange mich zu einer Zusage vermochten, bei welcher allerdings auf Sie, verehrte Zuhörer, als die damals noch unbekanntem Opfer, keine Rücksicht genommen wurde. Ich war nicht Herr meines freien Willens und daher nicht zurechnungsfähig. — Sie sehen, ich komme zur Sache.

Diese aber ist's, die den zweiten Anlaß für meine Zaghaftigkeit liefert. Der Stoff, den ich für meine heutigen Betrachtungen gewählt habe, ist ein sehr ernster, schwieriger und — wie manche Stimmen mir warnend zuriefen — ein beinahe unüberwindbarer! Wie bin ich also dazu gelangt, gerade diesen Stoff zu erwählen?

Ich will auch hier ganz offen sein. Sie wissen, meine verehrten An-

\*) Vortrag, gehalten im Lesevereine der „Akademischen Lesehalle“ an der Universität Wien am 26. Februar 1880 vom kaiserlichen Staatsanwälte E. G. Lamezan.



wesenden, daß mein persönlicher Beruf, oder, wenn Sie lieber wollen, meine Alltagsbeschäftigung darin besteht, die Strafgewalt des Staates im Namen des Staates in einem bestimmten Umkreise desselben praktisch zu handhaben. Nun giebt es aber so Tage und Stunden im menschlichen Leben, in denen man sich selbst oft recht schwierige Fragen vorlegt und so geschah es mir, daß ich plötzlich eines Tages vor der Frage stand: Welche Berechtigung hat dieser Beruf an sich?

Es bedarf keiner speciellen Betonung, daß ich hierbei nicht die äußere oder factische Berechtigung der Stellung eines Richters oder eines öffentlichen Anklägers im Sinne hatte. Beide sind unerläßliche Uebel, so lange die Menschen den Gipfelpunkt sittlicher Vollendung noch nicht erreicht haben und beide sind durch die Gesetze eines jeden modernen Staatswesens sanctionirt. — Es handelt sich also bei jener Frage vielmehr um die ungleich schwerer zu ergründende innere Berechtigung des Amtes und der damit verbundenen Thätigkeit.

Was ist Recht und Strafrecht insbesondere und wie verhält sich der Staat dazu? Wie verhalte ich selbst als partieller Mandatar des Staates mich zu diesem Rechte? Sie begreifen gewiß, daß, sobald sich diese Frage dem einsamen Geiste präsentirt, man sich ihrer und der quälenden Zweifel, die sie in sich schließt, nicht mehr entledigen kann; daß man sie lösen muß, will man nicht in unerträglicher Skepsis zu Grunde gehen oder im gemeinen Indifferentismus versinken!

Menschliche Willensfreiheit — strafrechtliche Zurechnung: Der Stoff umfaßt ein zweifaches Gebiet; ein psychologisches oder philosophisches, und ein juristisches, beide von schwindelnder Tiefe, beide von unabsehbar weiten Grenzen. Sie dürfen darum aber nicht befürchten, daß ich beide Gebiete nach allen ihren Richtungen erschöpfen, daß ich Alles sagen will, was sich zur Sache sagen ließe; eines solchen Mißbrauches bin ich unfähig; es wird mir genügen, wenn ich den Bestand des bedeutsamen Räthfels in jenen vier Worten darlege, wenn ich den tiefgreifenden Widerstreit der Meinungen auf diesem Gebiete geistiger Forschung klar mache und wenn ich endlich den Weg der Erlösung andeute, den ich subjectiv aus diesem Irrsal gefunden zu haben glaube — nach „heißem Bemühen“, wenn auch geleitet von dem erhabenen und unvergänglichen Lichte, das große Denker der Vergangenheit uns hinterlassen haben.

Es ist also ein Stück der eigenen geistigen Lebensgeschichte, mit dem ich vor Sie hintrete; allein es möge mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich der Ansicht Ausdruck gebe, daß dieser Theil einer Lebensgeschichte über den Rahmen eines persönlichen Interesses hinausgeht, weil er, um mit Locke zu sprechen, eine Angelegenheit der Menschheit im Allgemeinen berührt 1).

1) Locke. Essay. IV. chap. 12 „Morality is the proper Science and Business of mankind in general“.



Von den beiden Seiten unserer Frage, die ich oben geschieden habe, ist die psychologische ihrem Gewichte nach bei weitem die vorwiegende, weil die juristische mit ihr steht und fällt. Ist die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens, sei es im allgemeinen oder im einzelnen Individuum gelöst, so bietet auch jene nach der strafrechtlichen Imputabilität sowohl im Ganzen als auch für den concreten Fall keine Schwierigkeiten mehr dar. Sehen wir also dieser Frage in ihr ernstes Auge.

Die ältere Psychologie behandelte ihr Forschungsgebiet, die menschliche Seele, nach empirisch ärztlicher Art, indem sie aus der Wahrnehmung ihrer Thätigkeiten auf den Bestand der zahllosesten speciellen Fähigkeiten zurückschloß, nach den Symptomen die ursachlichen Kräfte zu ermitteln suchte. Da nahm sich diese unfaßbare menschliche Seele wie ein complicirtes System sorgsam in einander geschachtelter Potenzen aus, von denen jede unabhängig und unbeeinflusst von der andern fungirte. Wie die Chemie bestrebt ist, die in der organischen Natur befindlichen Stoffe in ihre eigentlichen Elemente zu zerlegen und so eine Reihe von Grundstoffen ermittelt hat, die einer weiteren Zerfällung nicht mehr fähig sind, — so hat die Psychologie sich bemüht, jene einst so zahlreich seelischen Functionen auf ihre Grundmomente zurückzuführen und so in einer höhern Einheit das wahre Wesen des Menschen zu entdecken.

Aristoteles theilte die psychischen Phänomene in das Vermögen zu „denken und zu begehren;“ Kant sonderte das Erkenntnißvermögen vom Lust- und Unlustgefühl und vom Begehrensvermögen; Brentano <sup>2)</sup>, einer der modernsten Seelenforscher stellt gleichfalls eine Dreitheilung auf, aber abweichend von Kant und seinen Vorgängern, indem er zwar nachweist, daß die eine Gruppe — Lust- und Unlustgefühl und Begehren — sich auf eine Wurzel zurückführen lassen, dafür aber die andere Gruppe — das Erkennen — in zwei Theile spaltet, so daß er hiedurch die Seelenthätigkeiten in „Vorstellungen, Urtheilen und Phänomene der Liebe und des Hasses“ oder „Gemüths-bewegung“, „Interesse oder Liebe“ unterscheidet. Er giebt selbst zu, daß diese Bezeichnungen wegen ihrer Unbestimmtheit einer Mißdeutung fähig sind und daß für die Gruppe der Gemüths-bewegungen am meisten der geeignete einheitliche Ausdruck fehlt. Er ignorirt, beinahe möchte ich annehmen absichtlich, daß andere Forscher bereits lange vorher diesen mangelnden einheitlichen Ausdruck gefunden haben. Noch in jüngster Zeit hat Dr. Säger, der wohlbekannte Zoologe, die Seele selbst in den Lust- und Unlustdüften entdeckt, somit das Organ zur Erkenntniß der menschlichen Seele so recht eigentlich in der menschlichen Nase zu finden geglaubt.

Wenn die Kraft und das Ansehen einer Autorität mit ihrem Alter wächst, so bin ich in der glücklichen Lage, einen höchst ehrwürdigen Gewährs-

<sup>2)</sup> Dr. F. Brentano. Psychologie vom empirischen Standpunkte. Leipzig 1874, S. 256.



mann für die Behauptung anzuführen, daß diese Dreitheilung sich mit vollem Rechte auf bloß zwei Elemente zurückführen läßt, daß Lust- und Unlustgefühle nichts anderes als Aeußerungen der Willenshätigkeit sind. Schon der heilige Augustinus, der große Kirchenvater<sup>3)</sup>, der nebenher auch ein großer Denker vor dem Herrn war, wenngleich er sich durch seine vorhergesteckten Endziele in der Freiheit seines Denkens eingeengt fühlen mußte, hat in seinem Werke „De civitate Dei“ derselben Erkenntniß klaren Ausdruck gegeben und selbst Brentano, den ich oben angeführt habe, anerkennt<sup>4)</sup>, daß die Erscheinungen des Willens wirklich aus anderen psychischen Phänomenen nicht abgeleitet werden können. Kant und Schopenhauer und der Philosoph des „Unbewußten“, Moriz Hartmann, obgleich sonst in vielen Dingen gewiß sehr von einander abweichend, befinden sich in diesem Punkte in vollster Uebereinstimmung, so daß wir heute mit einiger Berechtigung als unbestritten annehmen können, es bestehe die seelische Seite des Menschen lediglich aus zwei Potenzen, die aber an sich nicht weiter analysirt, nicht weiter zerlegt werden können — nämlich Wille und Intellect. Auch der gemeine Sprachgebrauch im Deutschen hat diese Unterscheidung acceptirt, wir reden von „Kopf“ und „Herz“, „Geist“ und „Gemüth“, „Herz“ und „Verstand“ u. dgl., und sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mit dieser Antithese das ganze Wesen des Menschen umfassend erschöpft ist.

Wenn aber auch dieser Satz noch angefochten werden wollte, so ist doch soviel sicher, daß die Moral — und mit ihr das Strafgesetz — es durchaus nur mit der Einen Seite des Menschen, mit dem Willen zu thun hat. Baco von Verulam hat die Moral geradezu die Wissenschaft vom menschlichen Willen genannt<sup>5)</sup> und David Hume beweist in seinen Werken des ausführlichsten<sup>6)</sup>, daß nur die Eigenschaften des Willens und des Charakters und die aus diesen entspringenden Handlungen Gegenstand des moralischen Urtheils sind und nur durch diese Triebfedern eine moralische Bedeutung erhalten. Hume, der die Trennung des menschlichen Wesens in Intellect und Wille mit ungemeiner Präcision durchführt, betont mit Recht, daß nur der Wille den Menschen zum Handeln führt und daß man noch niemals daran gedacht hat, Verstandesvorzüge etwa Tugenden, Verstandesmängel Laster zu nennen.

Ich habe behauptet, daß auch das Strafgesetz sich nur mit dem menschlichen Willen und dessen Emanationen als seinen Objecten befaßt. Der

<sup>3)</sup> De civitate Dei. XIV: „Voluntas est quippe in omnibus, imo omnes nihil aliud quam voluntates sunt; nam quid est cupiditas et laetitia nisi voluntas in eorum consensionem, quae volumus? et quid est metus atque tristitia, nisi voluntas in dissensionem ab his, quae nolumus.

<sup>4)</sup> Brentano. a. a. O. S. 336.

<sup>5)</sup> De dignitate et augmentis scientiarum lib. VII.

<sup>6)</sup> A Treatise of human nature. III. siehe: Die Ethik David Humes in ihrer geschichtlichen Stellung von D. G. v. Gizycki. Breslau 1878, S. 100 u. ff.



Intellekt und seine Thätigkeit bleiben vom Strafgesetze gänzlich unberührt. Die Staatsgrundgesetze aller modernen Staaten schließen den erhabenen Satz in sich: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei<sup>7)</sup>“, einen Satz, welchen sich der Laie in dem landläufigen Dictum: „Gedanken sind zollfrei“ zurecht legt und in der That ist es ein Jedermann bekanntes Vorrecht des Staatsbürgers, nach seinem Belieben die höchste Stufe der Intelligenz zu erklimmen oder aber, wenn es ihm behagt, auf der untersten Sprosse sitzen zu bleiben und seine Intelligenz, nicht über die primitivsten Anforderungen hinaus zu entwickeln; das letztere freilich ein Recht, von dem nur allzu häufig ein greller Mißbrauch getrieben wird! — Die Zeiten, in denen der Staat mit seinen Machtmitteln wissenschaftliche Irrthümer oder religiöse Verirrungen zu verfolgen bemüht war, sind längst verschwunden. Das Strafgesetz Oesterreichs spricht es deutlich aus: „Ueber Gedanken und innere Vorhaben darf Niemand zur Verantwortung gezogen werden<sup>8)</sup>“, dasselbe Strafgesetz aber beginnt seinen § 1 mit den Worten: „Zu jedem Verbrechen wird böser Vorsatz erfordert“, ein Beweis, daß die Grundlage des Strafrechts lediglich auf dem Willen des Menschen beruht. Inwiefern hierbei die sogenannten „Wortverbrechen“, welche doch auch nicht viel mehr als ausgesprochene Gedanken, also Producte des Intellects, und nicht Handlungen zu sein scheinen, dennoch dem Strafgesetze unterliegen können, weil sie stets die Tendenz zum Uebergreifen in eine fremde Rechtssphäre in sich tragen, dies zu erörtern, würde mich hier zu weit ablenken.

Allein nicht nur materiell beruht das Strafrecht auf dem Willen des Menschen, auch seinem innern Wesen nach ist das Recht überhaupt durchaus nur aus dem menschlichen Willen abzuleiten.

Gestatten Sie mir, hier ein ziemlich bescheidenes Geständniß abzulegen. Der obige Satz schließt eine sehr bedeutsame Wahrheit in sich und gibt uns einen sehr gewinnreichen Einblick in das Wesen und die Genesis unseres Rechtsbegriffs — allein er ist nicht neu! Wir sind eben in tausend Dingen nur arme Epigonen, die von den geistigen Schätzen unserer Vorfahren zehren. Glücklich genug, wenn es uns gelingt, uns diese Schätze anzueignen, sie zu erhalten, und in unverfälschter Reinheit unsern Nachkommen zu überliefern. Trösten wir uns also mit den Worten unseres Altmeisters Goethe, der da sagt: „Alles Gescheidte ist schon gedacht worden; es kommt nur darauf an, daß Du Dich seiner bemächtigst“.

So sehen wir denn mit mehr Gemüthsruhe, daß schon J. J. Rousseau in seinem „Contrat social“ zu demselben Schlusse gelangt, daß das Gesetz nichts anderes ist, als der Ausdruck des Gemeinwillens<sup>9)</sup>, Kant definiert

<sup>7)</sup> Oest. Staatsgrundges. vom 21. Decbr. 1867 Nbg. 143 Art 17

<sup>8)</sup> Oest. St. G. vom J. 1852 § 10.

<sup>9)</sup> I. I. Rousseau. Du contrat social ou principes du droit politique. Chap. V. „ — — — Alors la matière, sur laquelle (le peuple) statue est générale comme la volonté qui statue. C'est cet acte que j'appelle une loi“. Ed. Lepetit et Guilmard aîné. Paris 1792 pag. 93.



das Recht geradezu als „den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einzelnen mit der Willkür der Andern (im Staate) nach einem allgemeinen Gesetze vereinigt werden kann“ und Köstlin<sup>10)</sup> freut sich über diese Errungenschaft der Forschung, die ihn selbst zu der Ueberzeugung führt, daß der verbrecherische Vorsatz nur aus der menschlichen Willkür seinen Ursprung nimmt. Robert Schellwien<sup>11)</sup> erklärt in seinem Buche: „Der Wille, die Lebensgrundmacht“, daß der Wille allein das Recht bildet, erzeugt, erwirbt; daß alle Beziehungen des Einzelnen zur Gesamtheit im Staate durchaus nur auf der gegenseitigen Einschränkung des Einzelwillens durch den Willen der Gesamtheit, auf der Unterordnung des Einen unter den Andern beruhen.

Wir gelangen durch diese Betrachtung naturgemäß zu der weitern Erkenntniß, daß auch der Staat selbst, oder die gesellschaftliche Ordnung der Menschheit überhaupt auf derselben Basis aufgebaut ist. Auch hier kann ich mich auf Rousseau beziehen<sup>12)</sup>, der die Entstehung des Staates auf den Abschluß eines — wenn auch vielleicht niemals thatsächlich abgeschlossenen — so doch ideell gedachten und durch ganz concludente Handlungen erfüllten Vertrages, also mehrseitiger Willensübereinstimmung zurückführt, durch welchen der Einzelne aus dem Naturzustande sich zum Zwecke der Selbsterhaltung zur Association der Kräfte und Willen entschließt und einen Theil seiner frühern schrankenlosen Freiheit opfert, um sich des Restes mit Sicherheit erfreuen zu können. Herbert Spencer formulirt dies übereinstimmend in den Sätzen<sup>13)</sup>: „Die Interessen der Individuen müssen den Interessen der Gemeinschaft insoweit aufgeopfert werden, als dies zum Wohlergehen dieser Gemeinschaft erforderlich ist. Die Erhaltung der Gesellschaft ist das Mittel zur Erhaltung ihrer Einheiten“ und Schellwien leitet hieraus das Axiom ab<sup>14)</sup>, daß das Recht zwar des Staates, um in's Leben zu treten, nicht bedarf, weil, wo Menschen sind, auch das Recht schon in irgend einer Form besteht, daß aber wohl der Staat die höchste und adäquate Organisation des Rechtes ist, daß der Zweck der Staatsbildung die Verwirklichung des allgemeinen Willens ist und daß das, wodurch der Staat wird, der Wille; das Recht aber nichts ist, als der Ausfluß und Ausdruck des Willens.

<sup>10)</sup> C. R. Köstlin. Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. 1845 S. 129.

<sup>11)</sup> Robert Schellwien. Der Wille, die Lebensgrundmacht. Berlin 1879. S. 233.

<sup>12)</sup> Rousseau. a. a. D. Bd. 1. S. 32: Les clauses de ce contrat sont tellement déterminées par la nature de l'acte, que la moindre modification les rendrait vaines et de nul effet; de sorte que, bien qu'elles n'aient peut-être jamais été formellement énoncées, elles sont par-tout les mêmes, par-tout tacitement admises et reconnues — — — — —

<sup>13)</sup> Herbert Spencer. Die Thatfachen der Ethik überf. von Dr. B. Wetter. Stuttgart 1879. S. 146.

<sup>14)</sup> Schellwien a. a. D. S. 235 u. ff.



Es ergibt sich hieraus ganz von selbst die weitere Folgerung, daß auch das Unrecht, — die Differenzirung des Rechtes — im Gegensatze nichts anderes ist, als die Abweichung des Einzelwillens von dem Willen der Gesamtheit und aus diesem Widerstreite des individuellen Willens mit dem Gemeinwillen entspringt das Unsittliche sowohl wie das im Staatsverbannde strafbare. Die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Individuen, durch die ewig neuschaffende Natur stets neu geboren, wird hierdurch zur Quelle der Willensdifferenzen, also des Unrechts<sup>15)</sup>. Diesem Gedanken hat die christliche Religion in dem Mythos von den gefallenen Engeln einen unverkennbaren Ausdruck gegeben und wir erkennen mit Bewunderung, welcher tiefer Sinn darin liegt, wenn Goethe die Verkörperung des Bösen, seinen Mephisto, als den Geist bezeichnet, der stets verneint, der zwar stets das Böse will, dennoch aber hiemit nur zur Verwirklichung des Guten beizutragen vermag.

Hienach sehen wir die ganz außerordentliche Macht und Bedeutsamkeit des Willensbegriffes für die Lehre des Rechts und im Staatswesen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Forscher, welche sich mit der Ergründung des Wesens, das diesem Begriffe zu Grunde liegt, beschäftigt haben, diesem Wesen die außerordentlichsten Eigenschaften beizulegen bestrebt gewesen sind. Vor allem nimmt man für den Willen eine dem Intellekte beiseite nicht untergeordnete Stellung in Anspruch, indem man mit Recht betont, daß der Verstand nur die Motive prüft und abwägt, nach denen der Wille dann den Entschluß faßt; daß jener den Weg zum Ziele zeigt, dieser aber das Ziel selbst bezeichnet, wie etwa in dunkler Nacht die Laterne des Wanderers diesem wohl den Pfad erhellt, sicherlich aber nicht über die Richtung des Weges und dessen Endpunkt mitentscheidet<sup>16)</sup>.

Desgleichen ist der Wille unveränderlich, weil er aus dem Wesen des Menschen, aus seinem innersten Kern entspringt; er ist vor Allem unermülich und nie erschlassend, wie sein minder qualificirter Colleague, der Intellekt, er braucht nicht erlernt zu werden<sup>17)</sup> und er ist in jedem Menschen, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, im gleichen Grade mächtig und selbständig. — Sie werden mir zugeben, daß es um diesen Willen ein ganz wunderbares Ding sein muß und Sie haben das Recht, doch endlich die Frage zu stellen: „Was ist Wille? was ist der Wille?“ Und da muß ich das Bekenntniß ablegen, daß, so weit ich auch umherblicken mag auf dem weiten Gebiete menschlicher Forschung, eine letzte Definition für diesen Begriff nicht zu finden ist. Augustinus erklärt: „Der Mensch ist nichts als Wille“; David Hume erklärt den Willen als eine ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins, und

<sup>15)</sup> Rousseau a. a. O. Bd. II. S. 79 u. ff. Schellwien a. a. O. S. 255. Köstlin a. a. O. S. 57.

<sup>16)</sup> Jul. Frauenstadt. Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Leipzig Brockhaus 1876.

<sup>17)</sup> Seneca: „Velle non discitur“.



daher keiner Definition fähig, so wenig, wie das Licht oder die Farbe<sup>18)</sup>, richtiger gesagt, noch viel weniger als diese, deren Natur wir viel klarer verstehen mögen. Robert Schellwien erklärt<sup>19)</sup>, Wille und Substanz — das ist nämlich die vielfach und stets von Neuem gesuchte unbekannte Größe der Philosophie — Wille und Substanz ist dasselbe; er ist die Quelle alles Seins und Bewußtseins, er ist das, was den Impuls seiner Thätigkeit bloß in sich selbst hat, in all' seinem Thun nur sich selbst bethätigt u. dgl.

Ich glaube nun aber nicht, daß uns durch diese Erklärungen, die mehr das „Wie“ der Sache treffen, das Wesen selbst aber nur umschreiben und durch ein ebenso unfaßbares Wort ersetzen, der Begriff, den wir suchen, näher gerückt ist und ich kann sie daher nur ersuchen, sich die Beantwortung unserer schweren Frage aus Ihrem eigenen Innern, aus Ihrem Selbstgefühl, aus Ihrem persönlichen Bewußtsein zu entnehmen, wo ich dann darüber beruhigt bin, daß Sie fortan nicht mehr im Zweifel darüber sein werden, was der Wille ist, da Ihr Selbstbewußtsein — und je entwickelter es ist, desto mehr, selbst nur ein Ausfluß und Effect dieses Willens ist und sich selbst daher gewiß erkennen wird.

Sind wir uns nun in dieser Richtung so weit als es möglich scheint, klar geworden, so kann ich zu meinem früheren Satze zurückkehren, daß der Wille die objective Grundlage der Sittenlehre und des Strafrechts ist und zwar der ersteren im umfassenderen Sinne, da es sich bei ihr um ein actives Gutthun, um positives Wohlwollen für Andere, kurz, um das Gebot der Liebe handelt, während das Strafgesetz nur die Repression der Uebelthat, ein negatives Verhalten durch Nicht-Unrechtthun, also ein Verbot des Eingreifens in die Rechtssphäre eines anderen in sich schließt.

Auf beiden Gebieten nun ist schon zum Bestande der Ethik sowohl als des Strafrechts, noch mehr aber für die Verantwortlichkeit des Menschen, sowohl vor dem einen, wie vor dem anderen Forum die Freiheit des Willens, die unerläßlichste Prämisse. Und hiermit bin ich, zwar spät, werden Sie finden, aber dennoch zu dem Kernpunkte der Betrachtungen gelangt, denen Sie Gehör zu schenken so gütig sind.

In diesem Punkte stimmen die Ansichten aller competenten Autoritäten unbedingt mit einander überein. Fichte<sup>20)</sup> spricht es aus: „daß in der That auf die Lehre von der Freiheit des Willens in der Sittenlehre Alles ankommt“; der Jurist C. K. Köstlin anerkennt denselben Grundsatz auf dem Gebiete des Strafrechts mit größter Entschiedenheit; der Naturforscher Vogt geht in seinen „Physiologischen Briefen“ von derselben Voraussetzung aus; Moriz Carriere in „Die sittliche Weltordnung“ erklärt<sup>21)</sup>, daß der Begriff

18) Leibniz. Op. philos. ed. Erdmann p. 672. bei Gizycki a. a. D. S. 255.

19) Schellwien a. a. D. S. 6. u. ff.

20) Fichte, Ges. Werke Bd 4. S. 226.

21) Moriz Carriere. Die sittliche Weltordnung. Leipzig 1877. S. 103 u. ff. „Aus der Thatfache des Sittengesetzes folgt die innerliche Unabhängigkeit des Willens vom Naturmechanismus; ein Gebot und Gefühl der Pflicht wäre undenkbar ohne das Vermögen der Freiheit“.



„gut oder böse“ nur mit der Freiheit denkbar ist, da sonst die sittliche Idee und die sittliche Welt als nichtig zusammenfällt; Krafft, Ebing in seinem „Lehrbuche der gerichtlichen Psychopathologie“ stellt an die Spitze seiner Erörterungen<sup>22)</sup>, die gewiß dem Juristen nicht unterstützend zur Seite stehen, daß „die Grundlage des gesammten Strafrechts das Axiom der Freiheit des menschlichen Willens“ ist und, um endlich aus der Reihe der modernsten Forscher eine Autorität hervorzuholen, kann ich anführen, daß auch mein einstiger Lehrer, der sehr geehrte Professor Wahlberg, in seinen „Grundzügen der strafrechtlichen Zurechnungslehre“<sup>23)</sup>, einer speciell unserem Gegenstande gewidmeten Monographie, an mehreren Stellen uns lehrt, daß die Zurechnung durchaus nur von der Frage der Willensfreiheit abhängt, daß diese die nothwendigste Prämisse jener ist. — Hierüber also können wir uns angesichts so vieler hochachtbaren Gewährsmänner, eines jeden Zweifels entschlagen; umsomehr, als wir selbst gewiß bei einigem Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß man den Menschen für seine That nicht verantwortlich machen kann, der nicht im Zustande freien Willens, sondern unter dem Zwange irgend welcher äußeren Macht gehandelt hat.

Allein ich muß dem gegenüber ebenso bekennen, daß die Versuche, welche so manche dieser Autoritäten gemacht haben, um uns von der Freiheit des Willens zu überzeugen, mir nicht eben ganz geglückt oder doch zum mindesten sehr schwer faßbar erscheinen. Denn wenn z. B. Köstlin, nachdem er in einer Weise, die man heut zu Tage geradezu unphilosophisch nennen muß, die beiden Potenzen, Wille und Intelligenz, durcheinander gemengt, den Willen, die sich selbst bethätigende Intelligenz, dann wider das Denken ein Resultat des Willens nennt, somit die vor und nach ihm so reinlich gezogenen Grenze zwischen beiden verwischt — endlich ganz unvermittelt zu dem Resultate gelangt „Freiheit und Wille sind ein und dasselbe“<sup>24)</sup>, womit so viel wie gar nichts erklärt ist, so kann es uns kaum überraschen, wenn er kurz darauf seinen eigenen Freiheitsbegriff wieder zerstört, indem er bekennet: „Die reine Freiheit ist die Unfreiheit selbst“. Seine Methode, die Gegner des freien Willens aus dem materialistischen Lager zu vernichten, indem er ihre Sätze in's Lächerliche wendet, sie in ihrer „ganzen Verkehrt-heit und Nacktheit“ hinstellt, wodurch angeblich jede Widerlegung überflüssig sein soll<sup>25)</sup> — diese Methode ist allerdings sehr einfach und siegesgewiß, aber nichts weniger als überzeugend. *Le ridicule tue* — im gesellschaft-

<sup>22)</sup> Dr. K. von Krafft-Ebing. Lehrb. der gerichtl. Psychopathologie S. 10. Abs. 2. „Die Grundlage des gesammten modernen Strafrechts ist das Axiom der Freiheit des menschlichen Willens. Wo das Vermögen frei zu handeln aufgehoben ist, da findet keine Verbindlichkeit aus den Gesetzen statt“.

<sup>23)</sup> Wilh. Em. Wahlberg. Gesammelte kleinere Schriften. Wien 1875. 1 Bd. S. 4.

<sup>24)</sup> Köstlin a. a. O. S. 69 u. ff.

<sup>25)</sup> S. 87.



lichen Leben eine gewaltige Wahrheit — kann auf dem Gebiete ernster Forschung nicht unbedingte Geltung beanspruchen. — Wenn weiters Schellwien in dem Bemühen, den Begriff der Freiheit zu ermitteln und zu beweisen zu dem Schlusssatze gelangt: „Das Absolute in seinem Selbst- und Fürsichsein“ — umschließe die gesuchte Freiheit<sup>26)</sup>, so klingt das zwar sehr tief und philosophisch, nur leider hat die heutige Generation das Verständniß für diese Art Axiomensprache der deutschen Philosophie schon verloren.

Wir müssen daher einen anderen Weg einschlagen, um die uns so nothwendige Ueberzeugung von der Freiheit des Willens zu retten oder erst zu gewinnen.

An diesem Punkte angelangt, muß ich gar sehr befürchten, daß viele von Ihnen meine Zweifel über die Freiheit des Willens mit einem ungläubigen Lächeln zu beantworten geneigt sein werden! Denn wer von uns hätte jemals einen gleichen Zweifel im praktischen Leben empfunden? Sind wir nicht Herren unserer Handlungen — die Frauen natürlich mit inbegriffen? Und in der That sagt schon Descartes<sup>27)</sup>: „Wir sind uns der Freiheit, die in uns ist, derart bewußt, daß wir nichts klarer und sicherer verstehen, als das“. Schopenhauer, ein entschiedener Gegner der Willensfreiheit im gewöhnlichen Wortsinne, und Moriz Carriere, einer ihrer wärmsten und edelsten Vertheidiger, begegnen sich darin, daß wir die Freiheit mit untrüglicher Gewißheit ebenso wie unsere Verantwortlichkeit fühlen, daß dieses Freiheitsbewußtsein eine so unleugbare Erfahrungsthatsache sei, wie nur je irgend eine.

Daß aber mit dieser Gefühlsüberzeugung — an sich eine *contradictio in adjecto* — die Schwierigkeiten noch keineswegs beseitigt sind, wird uns alsbald offenbar, wenn wir der Sache näher auf den Grund sehen, und die Argumente der Gegenseite ernstlich in Betracht ziehen. Es ist selbstverständlich, daß wir hiebei von den Satzungen der christlichen Religion einstweilen ebenso absehen müssen, wie von allen anderen tendenziös vorgefaßten sonstigen Meinungen, da jene zum Aufbau ihrer Sittenlehre der Willensfreiheit absolut bedarf, unsere altgewohnten Vorurtheile aber uns diese Freiheit als etwas selbstverständliches und keines weiteren Beweises bedürftiges erscheinen lassen und uns daher in der nothwendigen Voraussetzungslosigkeit unserer Forschung einschränken würden.

Die Zweifel an der Freiheit des menschlichen Willens sind so alt, als die philosophische Forschung überhaupt; allein in größter Hestigkeit entwickelte sich der Kampf um dieses Princip doch erst in der modernsten Zeit und

<sup>26)</sup> Schellwien a. a. D. S. 210: „Vorweg sei daran erinnert, daß in dieser Untersuchung die Ausdrücke: Substanz, Wille, Ich, Geist, Freiheit alle dasselbe besagen (!), nämlich: das Absolute in seinem Selbst und Fürsichsein“.

<sup>27)</sup> Cartesius: *Principia philosophiae*: „*Libertatis autem et indifferentiae, quae in nobis est, nos ita conscios esse, ut nihil sit, quod evidentius et perfectius comprehendamus*“.



zwar in einer Weise, welche diese Frage zu einer geradezu brennenden, und ihre Lösung zu einer höchst dringenden gestaltet.

Nachdem sich die philosophische Forschung — um nur von ihrer geschichtlichen Entwicklung in Deutschland zu sprechen — einige Generationen hindurch bis zu den äußersten Grenzen abstracter Speculation hinaufbewegt hatte, erfolgte als nothwendiger Rückschlag eine Umkehr vom Idealismus zum Realismus, und ein Herabsteigen — wenn ich es so nennen darf, zum entschiedensten Materialismus, zu welchem vor Allem die empirischen oder Naturwissenschaften den energischen Anstoß gaben. Es liegt mir fern, die Berechtigung der einen oder der anderen Forschungsmethode hier einer Kritik zu unterziehen; ich werde bloß versuchen, deren Ergebnisse soweit zu berühren, als dies mit dem Gegenstande meiner Betrachtung zusammenhängt. Um nun da sogleich in medias res zu gelangen, will ich erwähnen, wie im praktischen Rechtsleben der Widerstreit der wissenschaftlichen Meinungen actuell wurde.

Es giebt bekanntermaßen factische Einschränkungen des freien Willens, welche auch das Strafgesetz als solche anerkennt und bei denen es die Verantwortlichkeit und strafrechtliche Zurechnung des Menschen ausschließt.

Unser Strafgesetz zählt solche Willensstörungen einzeln und gewissermaßen casuistisch auf, indem es in seinem § 2 von: „der Vernunft gänzlich beraubten“ Thätern, von „vorübergehender Sinnesverrückung“, von der Trunkenheit und vom physischen Zwange spricht. Eine flüchtige Betrachtung dieser Hinderungsgründe der Willensfreiheit zeigt uns, daß unser Gesetz eigentlich nicht von der Annahme ausgeht, es werde die Freiheit des Willens an sich aufgehoben, ausgenommen im Falle des physischen Zwanges, sondern daß es vielmehr die Irreleitung des Willens durch eine erkrankte oder getrüübte Intelligenz als Eintheilungsgrund aufstellt. Denn auch der Irresinnige hat seinen Willen, frei, wie der Geistesgesunde<sup>28)</sup>, allein der Wille wird irreführt durch die Störungen seiner Vernunft. Die Nothwehr endlich gehört eigentlich gar nicht in den Kreis dieser Betrachtungen, denn in ihr bethätigt sich der Wille des Individuums erst recht in vollster Kraft zum Zwecke der Selbsterhaltung.

Das deutsche Reichsstrafgesetz hat den oft gestellten Forderungen der modernen Zeit, diese Begriffe etwas allgemeiner zu fassen und den Weg der casuistischen Formulirung zu verlassen, Rechnung getragen und erklärt in seinem § 51: „eine Handlung sei nicht strafbar, wenn sich der Thäter in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen erscheint. Aehnlich verhält sich unser österreichischer Strafgesetzentwurf, welcher im § 56 normirt: „es sei die Handlung nicht strafbar, wenn ein Zustand von Bewußtlosigkeit oder

<sup>28)</sup> Dr. Henry Maudsley. Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Leipzig 1875. S. 12.



frankhafter Hemmung oder Störung der Geistesthätigkeit eintritt, der es dem Thäter unmöglich machte, seinen Willen frei zu bestimmen und das strafbare seiner Handlung einzusehen“. — Dieser letztere Beisatz ist von unverkennbarer Bedeutsamkeit. —

Mit diesen Bestimmungen hat das positive Gesetz seine Beschäftigung mit dem unergründlichen Problem der Willensfreiheit abgeschlossen und mit Recht, denn das zur Geltung im Leben berufene Gesetz darf und kann sich nicht zum Tummelplatze abstract philosophischer Streitfragen hergeben.

Und doch ist von diesem engen, mit wenigen Worten umgrenzten Gebiete der Ausgangspunkt zu dem Kampfe abzuleiten, der zwischen den Juristen und ihren Gegnern über diesen Punkt entbrannte. Sene mußten an dem Princip der Willensfreiheit festhalten, denn für sie war es die Grundbedingung des Rechtsstaates und des Rechtes selbst und sie fanden energische Streitgenossen an den Theologen, die die Willensfreiheit als Dogma und in der Sittenlehre aufstellten, und an jenen Philosophen, die sie aus metaphysischen Gründen annahmen; allein in den Physiologen, Naturforschern und der hieraus entspringenden ärztlichen Wissenschaft erstanden ihnen allen gar heftige Widersacher. Nachdem die Physiologen es unternommen hatten, die Existenz des Geistes, der Seele, kurz alles sinnlich nicht wahrnehmbaren zu bestreiten und hiebei nachzuweisen, daß alle geistige Thätigkeit nichts als eine Function des materiellen Organismus ist, mußte man ihnen einräumen, daß das, was man dereinst „Geisteskrankheiten“ nannte, auf eine Störung der Gehirn-Organen zurückzuführen und nur daraus zu erklären sei.

Allein es hatte hierbei nicht sein Bewenden. Nachdem man uns Juristen den Geist des Menschen als Träger der Intelligenz wegescamotirt hatte, den wir allenfalls noch entbehren können, weil er, wie oben gezeigt, mit dem Rechte nicht direct zu thun hat, sucht man uns nun auch den Willen des Menschen zu nehmen, ohne den wir nicht leben können. Die ausgesprochene Tendenz hiebei war, wie Dr. von Krafft-Ebing gar nicht verhehlt<sup>29)</sup>, die Begrenzung des Gebietes der Strafrechtswissenschaft und also die Eroberung des streitigen Terrains für die Psychopathologie; ein Kampf um unsere gegenseitige Existenzberechtigung. Wie schon der Urvater der ärztlichen Wissenschaft, Hippokrates, behauptete „jedes Verbrechen sei der Act eines Irfsinnigen“<sup>30)</sup>, so trachtet man jetzt für das Verbrechen nicht den Verbrecher, sondern alle andern Factoren eher verantwortlich zu machen; bald die Erbllichkeit des Charakters, also die Eltern, wie Schopenhauer; bald die Erziehung, also die Lehrer, wie Plato<sup>31)</sup>; bald die ganze Gesellschaft und ihre Insti-

<sup>29)</sup> Krafft-Ebing a. a. D. S. 2.

<sup>30)</sup> H. Maudsley a. a. D. 25.

<sup>31)</sup> Ebenda: „Nach Plato ist der Bösewicht durch seine Erziehung und seine Organisation zum Bösewichte geworden und nicht er selbst, sondern die Eltern und Lehrer sind dafür verantwortlich“.



tutionen, wie unsere Socialisten. Und da man diese unfaßbaren und unwäg-  
baren Einflüsse im einzelnen Falle nicht nachweisen konnte und da man eben  
so wenig im Stande ist, für den verbrecherischen Willen irgend ein speciell-  
Leibesorgan als den erkrankten und alterirten Träger — wie das Gehirn  
bei dem Denkproceß nachzuweisen, so construirte man eine wissenschaftliche,  
derzeit allerdings noch recht wenig wissenschaftlich begründete Hypothese,  
die der Willenskrankheit (*moral insanity*)“.

Als ihr Erfinder kann der englische Psychiater Prichard bezeichnet  
werden; der berühmte französische Irrenarzt M. B. Morel widmete ihr ein  
eigenes Buch „de la folie morale“ und neuestens hat Henry Maudsley das  
Schlagwort von der „affectiv insanity“, der Krankhaftigkeit des Gefühles  
wieder in die Arena geschleudert. Krafft-Ebing hat sich mit diesem Problem  
ausführlich befaßt, allein zum Glücke geben sowohl er als Maudsley eine der-  
artige Schilderung dieses Krankheitszustandes — denn von einer wissenschaft-  
lichen Definition kann bei einem so unbestimmten und nicht begrenz-  
baren Gegenstande freilich nicht die Rede sein — daß uns die angeblichen Willens-  
patienten in der Praxis unendlich selten entgegentreten und dann nur in  
der Gestalt der sogenannten Gewohnheitsverbrecher, deren hochgradige  
moralische Verkommenheit doch immer noch aus ganz andern Factoren zu  
erklären sein wird, ohne daß es dazu der Annahme einer Erkrankung bedürfte,  
für die selbst eine ausreichende Erklärung mangelt.

Es wird hieraus begreiflich, daß die Lehrer der „moral insanity“ bei  
der Ableitung der Consequenzen ihrer Theorien ziemlich zaghaft zu Werke  
gehen. Denn obgleich bei starrer Durchführung des zu Grunde gelegten  
Princips die ganze juristische Lehre von der Zurechnungsfähigkeit aufgehoben  
werden müßte, so behaupten Maudsley<sup>32)</sup> und von Krafft-Ebing<sup>33)</sup> doch nicht  
mehr, als daß sich aus dem Phänomene der Willenskrankheit eine „modificirte  
oder verminderte Zurechnungsfähigkeit“ ergebe, daß die Frage nach dem Maße  
dieser Verantwortlichkeit als eine offene bezeichnet werden muß. Es ist  
bemerkenswerth, daß, während die frühere österr. Strafproceßordnung vom  
Jahre 1853 (im § 95) noch des Begriffes der „verminderten“ Zurechnungs-  
fähigkeit so nebenher Erwähnung macht, der Entwurf des zukünftigen österr.  
Strafgesetzes sich dieser praktisch ohnedieß ganz unanwendbaren Voraussetzung  
bereits gänzlich entledigt und die Gründe für diesen entschiedenen Vorgang

<sup>32)</sup> Maudsley a. a. O. S. 175: „Fragt man, ob denn Personen, die an  
moralischem Irzsinne leiden, allemal der Zurechnungsfähigkeit für ihr böses Thun  
enthoben sein sollen, so muß ich freilich Bedenken tragen, eine bejahende Antwort für  
alle Fälle ohne Unterschied zu geben. Moralische Zurechnungsfähigkeit im vollen Sinne  
darf sicherlich nicht bei ihnen zugelassen werden; ihre Zurechnungsfähigkeit reicht aber  
nur soweit, als sie sich vor Strafe fürchten“.

<sup>33)</sup> Krafft-Ebing S. 162: „Die Frage nach der rechtlichen Verantwortlichkeit  
solcher degenerativer Individuen muß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Straf-  
gesetzgebungen als eine offene bezeichnet werden“.



in den Regierungsmotiven in sehr lichtvoller und überzeugender Weise darlegt<sup>34)</sup>.

Zwar haben sich auch eminente Juristen theilweise auf den Standpunkt dieser neuen Schule gestellt und Professor Wahlberg hat den sensationellen Fall des Muttermörders Hackler — der nebenbei gesagt, das schönste und vollendetste Gehirn hatte und so alle Theorien zu Schanden machte — zum Anlaß einer speciellen Betrachtung erwählt;<sup>35)</sup> allein auch er mußte schließlich anerkennen, daß diese Prämissen zuletzt nothwendig zu der gänzlichen Straflosigkeit aller Verbrechen führen müssen. Krafft-Ebing freilich weiß einen andern Ausweg, wonach man alle „Willenskranken“ als im hohen Grade gemeingefährliche „Unglückliche“ auf ihre ganze Lebensdauer hinter Schloß und Riegel setzen<sup>36)</sup> und auf Staatskosten verpflegen müsse; allein mit dieser Consequenz dürfte sich weder irgend ein Jurist, noch aber der Verbrecher selbst einverstanden erklären.

Von dieser Seite also drohen uns praktischen Juristen wohl keine besonders heftigen Gefahren. Schon darum, weil die Frage der Willensfreiheit auf diesem Gebiete gar nicht gelöst, ja eigentlich gar nicht berührt, sondern nur auf empirischem Wege vergewaltigt werden will.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn wir einmal zum Wollen gelangt sind, wir auch die Freiheit besitzen, zu thun, was wir wollen, unsere Entschlüsse auszuführen. „Wenn wir daher“, sagt schon Hobbes, „unter Freiheit die Fähigkeit oder Kraft verstehen, nicht zum Wollen, sondern zu thun, was gewollt wird, dann müssen wir diese Freiheit allerdings anerkennen“<sup>37)</sup>. Und diese Freiheit ist es auch, deren wir uns so sehr bewußt sind, wenn wir uns rühmen: „Ich kann ja doch thun, was ich will!“ auf dieses unleugbare Gefühl stützen die Vertreter der Theorie des freien Willens ihre Argumente. Allein nicht um diese Freiheit des Handelns bewegt sich

<sup>34)</sup> Regierungsvorlage. Allgemeine Bemerkungen zu dem am 7. Novbr. 1874 im Abgeordnetenhaus des Reichsrathes eingebrachten Entwurfe eines Strafgesetzes. Wien 1875. S. 49 u. 50: „Eine Bestimmung über verminderte Zurechnungsfähigkeit hat der Entwurf nicht aufgenommen. Es kann zugegeben werden, obwohl die Wissenschaft darüber streitet, daß es Geisteszustände gibt, welche zwischen voller Willensfreiheit und absoluter Unfreiheit in der Mitte liegen. — — — Wenn dieselben aber nicht so weit gehen, daß sie die Zurechnungsfähigkeit aufheben, so werden sie lediglich auf dem Gebiete der Strafzumessung Berücksichtigung finden — — —“ u. s. w.

<sup>35)</sup> Wahlberg a. a. D. „Criminalpsychologische Bemerkungen über den moralischen Irtsinn“. S. 216.

<sup>36)</sup> Krafft-Ebing a. a. D. S. 163. „Solche Entartete haben kein Recht und keine Fähigkeit, in der bürgerlichen Gesellschaft zu existiren; sie sind in hohem Grade gemeingefährlich, sie sind es auf Lebensdauer, denn gegenüber ihrer organischen Störung erweist sich die ärztliche Kunst machtlos. Man halte sie hinter Schloß und Riegel auf Lebenszeit, aber man brandmarke sie nicht als Verbrecher; sie sind Unglückliche, die Mitleid verdienen“.

<sup>37)</sup> F. C. Fischer. „Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze“. Leipzig 1871. S. 157.



unsere Frage, denn aus ihr erweist sich nur, daß unser Körper unserem Willen gehorham ist. Ist aber der Wille selbst frei? steht hinter ihm, der Ursache der Handlung, nicht wieder eine neue, zwingende Ursache? Können wir wollen, was und wie wir wollen?

Schon Leonardo da Vinci, der gottbegnadete Künstler, läßt diesen Gedanken in einem Sonett durchklingen, das uns Niemer deutsch überliefert hat:

„Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle,  
Zu wissen ob, ob nicht wir wollen können —“<sup>38)</sup>

und in der That, wie entrinnen wir mit unserer Willensfreiheit dem allgemeinen Gesetze der Causalität, das unerbittlich alle irdische Dinge beherrscht?

Geburt — der Anfangspunkt des menschlichen Lebens, ein ebenso unfreiwilliger und unerwünschter Act wie dessen Ende, der Tod —, sie beide bilden den eisernen Rahmen, die wahre ἀνάγκη der alten Griechen, in den der Mensch ohne Widerstand eingezwängt ist. Und das Leben zwischen ihnen beiden, sollte das ganz frei, dem Zwange vollständig entriickt sein? „Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden“, sagte der gedankentieffte unserer Dichter!

Daß das gesammte sichtbare Weltall von solchen unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, ihnen ohne die Möglichkeit eines Widerstandes unterworfen ist, können wir nicht bestreiten. Gilt dies für den Makrokosmos, wie sollte der Mikrokosmos, die innere Welt des Menschen, von diesen Gesetzen befreit sein? Das Gesetz der Causalität läßt sich in die einfachen Worte einkleiden: „Alles, was geschieht, geschieht aus einer bestimmten Ursache. Jede Wirkung muß auf eine bestimmte Ursache zurückzuführen sein. Jede bestimmte Ursache hat unter gegebenen Umständen ihre bestimmte Wirkung und stets dieselbe“. Soll nun der Mensch mit seinen Willensacten diesem Gesetze nicht unterstehen? Wie sollte man eine solche Anomalie in der einheitlichen Natur begründen?

Um uns nur überhaupt diesen Fragen näher zu bringen, müssen wir uns die weitere Frage vorlegen: „woraus entstehen die Handlungen oder richtiger vor ihnen schon die Willensentschließungen des Menschen?“ Sicherlich nur aus zwei Factoren: einem subjectiven, im Wesen des Menschen, in ihm selbst gelegenen, — und einem äußern, objectiven, nämlich den an den Menschen ohne sein Zuthun herantretenden Umständen, die sich ihm in der

<sup>38)</sup> Guhl. Künstlerbriefe. Das ganze wenig bekannt gewordene Sonett lautet: „Kannst wie Du willst Du nicht, wie Du kannst, so wolle — weil Wollen thöricht ist, wo fehlt das Können; — demnach verständig ist nur der zu nennen — der wo er nicht kann auch nicht sagt, er wolle. — Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle — zu wissen ob, ob nicht wir wollen können — drum kann nur der, der nimmer trennen — sein Wollen mag vom Wissen, was er solle. — Nicht immer ist zu sollen, was wir können; — oft däuchte süß, was sich in bitter kehrt — wie ich beweint, besaß ich, was ich wollte. — Drum mög, o Leser, meinen Rath erkennen, — willst Du der Gute sein, der Andern werthe — woll immerdar nur können das Geßollte“.



Gestalt von Motiven darstellen. Diese prüft er mit dem Maßstabe der Intelligenz; den Stärkern gibt er den Vorzug vor den Schwächern, den Stärksten folgt er. Auf ihr Zustandekommen, ihre Beschaffenheit, ihre Intensität, ja auch auf den Zeitpunkt, wann und die Gruppierung, in der sie ihm begegnen, hat der Mensch allerdings keinerlei Einfluß, sonst müßte er das Weltall und alle seine Nebenmenschen in seiner vollen Gewalt haben. Denn aus der steten Umwälzung dieser Elemente, aus dem unerschöpflichen Wirbeltanze dieser zwei Potenzen entstehen die Motive in ihrer mannigfaltigsten Formation nur nach dem Gesetze der Causalität. — Liegt aber dieser Theil der Entstehung seiner Entschlüsse außerhalb der Willenssphäre des Menschen, so bleibt nur sein eigenes Wesen, der zweite Factor, als mit verursachende Kraft, auf den er seinen Willen bestimmend wirken lassen kann.

Aber, so sagen die Gegner der Freiheit, ist denn der Mensch sein eigener Schöpfer? Hat er bei seiner eigenen Entstehung, bei seiner organischen Gestaltung, hat er auch nur bei seiner Erziehung, der Entwicklung seines Charakters selbstthätig mitgewirkt, wollend und bewußt?

Wir können nicht umhin, die verneinende Antwort, die uns da zu Theil wird, vorläufig zu acceptiren und uns demüthig zu unterwerfen, wenn man uns sagt: „Wie jede Wirkung in der unbelebten Natur ein nothwendiges Product der allgemeinen Naturkraft und der hervorrufenden Ursache ist, so ist auch die Handlung ein Product des Charakters einerseits und des Motivs andererseits. Sind diese beiden gegeben, so muß die Handlung erfolgen und wären diese beiden Factoren uns erkennbar und bekannt, so ließe sich auch jede Handlung vorausberechnen<sup>39)</sup>“ wie etwa die Aberrationen einer Planetenbahn aus dem Gesetze der Schwere:

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,  
„So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln<sup>40)</sup>“.

Hält man uns nun vollends die lange Reihe von Autoritäten entgegen, die alle sich in der Negation der Willensfreiheit vereinen, von Luther, der aus der Bibel die Annahme der Freiheit als eine Kezerei darthut und uns auf die Lehre von der göttlichen Gnade verweist, von Augustinus, dem der Sündenfall Adams als Markstein für den Beginn der Unfreiheit gilt, bis zu Hobbes, Spinoza, David Hume, Priestley, Kant, Schopenhauer, Feuerbach und Moleschott — so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn man uns schließlich sagt: „Die Frage nach der menschlichen Willensfreiheit ist der Probirstein, an welchem sich tief denkende Geister von den oberflächlichen unterscheiden, da die Letztern mit dem großen Haufen (der Thoren nämlich) dem Phantom der Willensfreiheit anhängen<sup>41)</sup> —“ oder: „Die vollkommene und strenge Nothwendigkeit der Willensacte, bei eintretenden Motiven, ist so deutlich bewiesen und außer Zweifel gestellt, daß sie den vollkommen demon-

<sup>39)</sup> Jul. Frauenstädt a. a. O. S. 232.

<sup>40)</sup> Schillers Wallenstein.

<sup>41)</sup> Arthur Schopenhauer. „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens“ S. 59.



stritten Wahrheiten beizuzählen ist, daher nur Unwissenheit und Rohheit von Freiheit des Menschen in seinen einzelnen Handlungen sprechen kann<sup>42)</sup>.

Wie Sie sehen, verehrte Anwesende, ist die Energie derjenigen, die die Freiheit des Willens aus der Welt schaffen wollen, eine sehr bedeutende und da gehört denn, aufrichtig gesagt, eine ziemliche Gabe von moralischem Muth dazu, sich dennoch, Rettung suchend, nach einem letzten Strohalm umzusehen, mit dem man sich auf das feste Land der Erlösung retten möge, froh des wieder gewonnenen sittlichen Lebens, auf die Gefahr hin, auch zu der misera plebs der Thoren geworfen zu werden.

Vorher aber gestatten Sie mir noch, in Kürze eines weitem Einwurfs zu gedenken, der gegen die Möglichkeit der Willensfreiheit von Seite einer Wissenschaft oder vielmehr mittelst derselben erhoben wurde, von der man sich am wenigsten eines Eingreifens in das abstracte Gebiet der Philosophie hätte versehen sollen.

Es ist dies die Statistik, eine Disciplin, die an sich und ursprünglich nur aus einer Anhäufung von Ziffern und Ermittlung gewisser Proportionalverhältnisse besteht und den Namen einer Wissenschaft erst gewinnt, wenn sie aus diesen, der Erfahrung entnommenen Ziffern Folgerungen, Rückschlüsse auf die Ursachen der Erscheinungen und Rathschläge abzuleiten beginnt. Sie umfaßt alle im Menschenleben vorkommenden Ereignisse, Geburt und Tod, Heirathen und Verbrechen, Krankheiten und Unglücksfälle und liefert den Nachweis, daß allen diesen Dingen, die man sonst so gerne als zufällige zu bezeichnen pflegt, ein gewisses Gesetz der stetigen Wiederkehr, eine stabile Ziffer der Häufigkeit ihres Eintretens zu Grunde liegt. Und da z. B. bei wachsenden Getreidepreisen die Zahl der Heirathen abnimmt, jene der Verbrechen aber vielleicht wächst, so folgert die Statistik hieraus, der Entschluß, den Ehebund einzugehen, hänge eben so wenig von dem freien Willen des Einzelnen ab, wie der Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen. In beiden Fällen handle der Betreffende unter dem, ihm freilich unbewußten, aber darum nicht minder zwingenden Einflusse eines allgemeinen Gesetzes.

Quetelet, der belgische Statistiker, hat diese Anschauungen in ein vollständiges System gebracht<sup>43)</sup> und in der That erscheinen dieselben auf den ersten Anblick so bestechend, daß alle mit der Frage der Willensfreiheit beschäftigten Forscher von ihnen Notiz zu nehmen bemüßigt sind. Allein zu voller Anerkennung vermochten sie es weder bei den Juristen, noch bei den Psychiatern oder sonstwo zu bringen. Krafft-Ebing<sup>44)</sup> wie Friedrich Körner<sup>45)</sup>

<sup>42)</sup> Derselbe. „Ueber das Fundament der Moral“ S. 174.

<sup>43)</sup> Quetelet. „Du système social et des lois qui le régissent“. Paris 1848.

<sup>44)</sup> Krafft-Ebing a. a. O. S. 18.

<sup>45)</sup> Friedrich Körner: Instinct und freier Wille. Beiträge zur Thier- und Menschenpsychologie“. Leipzig 1875. S. 85.



Moriz Carriere<sup>46)</sup>, wie Wahlberg<sup>47)</sup> lehnen sich in gleicher Weise gegen den Zwang auf, den die Statistik auf die Freiheit der Forschung auszuüben versucht, indem sie ihr das Gesetz der Ziffer octroirt. Sie betonen mit Recht, daß die Statistik nur Durchschnitts- oder Mittelzahlen bietet, somit an sich nicht objective Wahrheiten, sondern relative Combinationen, Approximativa, die also ein wirkliches Gesetz gewiß nicht zu begründen vermögen. Die Schwankungen zwischen den Maximal- und den Minimalzahlen, aus denen die abstracte Mittelzahl der statistischen Tabelle hervorgeht, sind eben der Ausdruck der Aenderungen, die sich in dem Thun der Menschen aus deren Entschliessungen ergeben. Es ist einleuchtend, daß die Statistiker eben die Wirkung für die Ursache setzen und aus den wandelbaren Phänomenen, in denen sich diese Ursachen äußern, ein Gesetz ableiten wollen, das dem Wesen der Dinge zwingend auferlegt werden soll. Aber nicht die Ziffern beherrschen den Menschen; der Mensch beherrscht die Ziffer, indem er sie durch sein Thun und Lassen selbst schafft.

Sie sehen aber aus dem Gesagten, mit welcher reichem Arsenal von Waffen das Princip der Willensfreiheit von seinen Gegnern angefochten wird. Ja in den jüngsten Tagen erst wurde es von Seite eines sehr hochachtbaren Gelehrten geradezu schon vollends zu den Todten geworfen! In einem Vortrage, welchen Herr Dr. Jul. Dfner in der „Juristischen Gesellschaft“ hielt<sup>48)</sup>, spricht derselbe die Ansicht aus, daß die Erfahrung lehrt, es sei unser Gefühl, als ob wir in unseren Handlungen die Freiheit der Wahl hätten, nur ein scheinbares und gelangt zu der Behauptung: „mit dem Dogma des freien Willens fiel auch die Schranke für die erfahrungsmäßige Forschung auf socialem Gebiete“.

Ohne hier in eine specielle Polemik einzugehen, kann ich doch sagen, daß es wohl nicht die Erfahrung ist, die uns das Gefühl der Wahlfreiheit als eine Täuschung erscheinen läßt, sondern vielmehr ganz und gar nur die Theorie, die Doctrin, die uns trotz unseres Widerstrebens das sehr entschiedene eigene Gefühl als ein trügerisches demonstrieren will.

Und vor wenigen Tagen, als es bekannt wurde, daß ich es unternehme, über Willensfreiheit und Zurechnung einige Aperçus zu bieten, wurde mir von sehr werth befreundeter Seite ein Feuilleton<sup>49)</sup> zugesendet, das ich, als es erschienen war, übersehen hatte. Da freut sich der Verfasser — es ist ein in ganz Europa wohlbekannter Arzt — daß wir jetzt endlich den wissenschaftlichen Nachweis dafür besitzen, daß dieses Gefühl ein fälschliches sei, und daß Descartes mit dem Satze, den ich oben citirt habe, überwunden ist.

<sup>46)</sup> Moriz Carriere a. a. D. S. 206.

<sup>47)</sup> Wahlberg. a. a. D. S. 287.

<sup>48)</sup> In den „juristischen Blättern“ No. 2 vom J. 1880. Vortrag am 30 December 1879.

<sup>49)</sup> In der „Deutschen Zeitung“ vom 27. October 1879: Die Zurechnungsfähigkeit im Lichte der „objectiven Psychologie“ von J. Mundy.



Ob dieser Standpunkt mit der ethischen und strafrechtlichen Verantwortlichkeit des Menschen vereinbar ist, darüber scheinen sich diese beiden Denker nicht weiter zu beunruhigen. Dr. J. Osner läßt sich dadurch nicht abhalten, weitere Forschungen auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft anzustellen, obgleich er, wie ich glaube, dadurch dem Recht den größten Theil seiner Basis entzogen hat, und Dr. Mundy — denn er ist's, den ich früher erwähnte — sagt lediglich: „Die Consequenz dieser Anschauungen schließt die juristische Verantwortlichkeit des Menschen nicht aus. Die Gesellschaft muß sich vor ihren Feinden schützen, den Verbrecher sequestriren, bisweilen selbst vernichten, — — weil sociale Postulate höher stehen, als die Rücksicht für das Individuum“. Es scheint mir, daß er hiebei außer Acht läßt, daß man hierdurch das Strafbefugniß des Staates lediglich nur mehr als eine Machtfrage gelten läßt und die sociale Ordnung durchaus nur auf das Princip der Nothwehr stellt. Abgesehen davon, daß Macht und Recht, wenn auch vielleicht in der realen Welt zuweilen, so doch gewiß vor dem Forum der Wissenschaft keineswegs gleichbedeutend sind, hätte dies auch noch die mißliche Folge, daß der Staat nur so lange das Recht hätte, zu strafen, als er eben auch die Macht dazu besäße, und daß daher mit jeder Wandlung der Machtverhältnisse auch das Recht ein total anderes werden müßte.

Sie ersehen aus meinem Hinweise auf ein Zeitungsfeuilleton, daß man nun schon daran geht, die subtilsten Lehren der Philosophie der großen Masse „unter dem Striche“ geläufig zu machen. Sicherlich ist dagegen nichts einzuwenden, denn die Wissenschaft soll Gemeingut Aller werden; allein ich erinnere mich hierbei eines Gedankens, den Herbert Spencer in der Vorrede zu einem seiner Werke<sup>50)</sup> in sehr glücklicher Weise zum Ausdruck bringt. Heutzutage, sagt er, wo die sittlichen Gebote der positiven Religionen allmählig immer mehr an ihrer früheren Autorität verlieren, ist es mehr als je dringend geboten, die „Moral zu säcularisiren“, das heißt, sie auf einer anderen allgemeineren Grundlage neu aufzubauen und jedermann zugänglich zu machen, ohne daß es hierzu eines religiösen Impulses bedürfte. Daß diesem gewiß berechtigten Wunsche nicht Genüge geschieht, indem man die Unfreiheit des Willens auf der Straße predigt, ist wohl zweifellos. Denn daß diese Lehre in ihren Consequenzen eine für das sittliche Leben, für das Wesen des Rechtes und somit des Staates höchst gefährliche ist; daß mit ihr, sobald sie uns in ihre Fesseln schlägt, Moral und Recht hinfällig wird und die sociale Ordnung, die nur auf der Basis der Freiheit des Willens beruhen kann, in ihr Nichts, ins Chaos zurückversinken muß, ist wohl einleuchtend. Allein eben so sicher ist, daß mit dem Vorwurf der Gefährlichkeit allein diese Lehre sicherlich nicht überwunden und beseitigt wäre, denn mit Polizeiverordnungen — das leugne ich nicht — kann man der Wissenschaft nicht an den Leib rücken! Wäre die Lehre noch so gefährlich — wäre sie dabei

<sup>50)</sup> Herbert Spencer a. a. O. S. IV. der Vorrede.



wahr und unwiderleglich, wir müßten sie als aufrichtige Forscher, denen die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, das höchste Ziel ist, in Demuth annehmen und unser Haupt unter das caudinische Joch des Geständnisses beugen, daß wir Sklaven sind!

Aber — und man möge mich nicht für unbescheiden halten, wenn ich es mit Zuversicht ausrufe — es giebt einen Ausweg, der uns durch die Erkenntniß zur Freiheit führt! Hierbei wird uns gewiß zur Befriedigung dienen, wenn wir sehen, daß wir nicht allein diesen Ausweg gefunden haben, daß wir nicht allein zu diesem erhabenen Ziele wandeln, sondern daß uns so mancher große Geist mit der Leuchte seiner Gedanken als Führer voranschreitet

Ich will hier nicht alle jene Forscher ins Treffen führen, die zwar die Freiheit des Willens behaupten, aber aus ihrem Gesichtspunkte nicht überzeugend darzuthun vermochten, noch jene, denen bei ihren moralphilosophischen Erörterungen ein Zweifel an dieser Freiheit überhaupt gar nicht hindernd in den Weg tritt, wie etwa J. Baumann<sup>51)</sup>, sondern ich betone, daß selbst jene Männer, die man als die heftigsten Gegner der Willensfreiheit anzusehen pflegt, schließlich aus ihren eigenen Prämissen zu dem Resultate gelangen, es sei die Freiheit mit der Nothwendigkeit allerdings vereinbar, es bestehe also die Freiheit und mit ihr die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen.

Kant und Schopenhauer statuiren diese Freiheit in einer höheren Kategorie der Gedanken, die sie in einer niedrigeren so energisch bekämpfen und sie haben Recht. Nur ist die Art ihrer Deduction eine solche und die Begriffe, mit denen sie hantiren, sind so transcendente, daß man nicht jedem „kindlichen Gemüthe“ das Verständniß für das zumuthen darf, was da „der Verstand der Verständigen“ ermittelt hat. Seit langen Jahrhunderten ist das unermüdlige Streben der Philosophie aller Nationen darauf gerichtet, die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und Erscheinungen ihres äußern Scheines zu entkleiden und hinter demjenigen, was uns unsere Sinne als das Wie der Dinge, als Farbe, Form, Dauer und Wechsel zeigen, auch das Was derselben zu ergründen, ihr inneres Wesen, ihr eigentliches Sein, ihre Substanz.

Von den platonischen „Ideen“ bis zu den geheimnißvollen „Müttern“ im Faust und zu dem „absoluten Ich“ Fichtes haben sich die Forscher mit dieser für uns, an die Sinne gebundene Menschen höchst schwierigen Aufgabe bemüht und selbst der große Kant, zu dessen Höhe wir nur staunend emporblicken, mußte zuletzt dieses stets gesuchte „Ding an sich“ als eine ewig unbekannte Größe, als das X der unlösbaren Gleichung erkennen.

Allein seit ihm hat die deutsche Philosophie noch einen Schritt nach vorwärts gerade in dieser Richtung gemacht und, wie mir scheint, einen nicht ganz unbedeutenden gerade für unsere heutigen Zwecke.

Ich gestehe, daß es heutzutage etwas beinahe mißliches hat, sich auf den Urheber dieses Fortschrittes zu berufen. Denn der einsame Denker von

<sup>51)</sup> D. J. Baumann. Handbuch der Moral. Leipzig 1879.



Frankfurt, den ich meine, lebte sein langes Leben kaum beachtet in seinem engen Kreise. Dann gab es Jahre, wo man die weiten Strecken der deutschen wissenschaftlichen Production vergebens durchforschen konnte, ohne seinem Namen, wenn auch recht oft unter fremder Flagge seinen Gedanken zu begegnen. Und als endlich nach seinem Tode sein Name in das Getriebe des Marktes hineintönte, schossen die Gegner wie Pilze aus der Erde und selbst solche, die im Wesen der Sache die Berechtigung seines Systems anerkennen mußten, suchten ihn mit dem vielgebrauchten Vorwurfe des „Pessimismus“ abzuthun<sup>52)</sup>, seine Anschauungen als die „Philosophie der Verzweiflung“ zu brandmarken<sup>53)</sup>.

Es ist nun heute gewiß nicht meine Aufgabe, eine Lanze für Arthur Schopenhauer einzulegen, der wenige zwar, aber sicher bessere Kämpen als mich gefunden hat, sondern ich greife aus seinem reichen Gedankenschatze nur den Einen Grundgedanken heraus, auf dem sein ganzes System aufgebaut ist. Aber auch diesen will ich gewiß weder mir noch Ihnen auf Treu und Glauben auferlegen — das jurare in verba war mir stets verhaßt, sondern wir werden, wenn wir diesen Grundgedanken vorangestellt haben, die Rechnungsprobe machen und zu erforschen suchen, ob er sich mit unsern anderweitigen Grundsätzen, Ansichten, ja auch Gefühlen vereinigen läßt, ob er sich in den Rahmen der ethischen Wissenschaft einfügt oder nicht. Und dabei werden wir sehen, daß zahlreiche, um nicht zu sagen alle Forscher vor und nach Schopenhauer demselben Gedanken, wenn auch oft nur nebenher Ausdruck gegeben haben, ja, daß ein großer Theil der Menschheit ihn ohne Weiteres, wenn auch in der symbolischen Hülle des Glaubens anerkennt.

Schopenhauer also meint, als das gesuchte Ding an sich, als das Wesen der Dinge und Erscheinungen, als ihr Sein und ihre Substanz den „Willen zum Leben“ oder den Willen schlechtweg zu erkennen. Dieser Wille zum Leben wohnt aber nicht etwa bloß dem Menschen allein und jedem Menschen als der innerste, nicht weiter definirbare Kern seines Wesens inne, sondern nicht minder dem Thiere, wie allen, wenn auch nicht bewußten Dingen in der Natur. Ja die Welt in ihrer Totalität beruht auf diesem Urding, sie ist aus ihm oder durch ihn entstanden und lebt mit ihm, so lange sie leben will.

Wollen wir uns diesen allumfassenden Gedanken zu eigen machen, so müssen wir allerdings dem Worte „Wille“, das wir täglich zu handhaben pflegen, einen höheren, intensiveren Sinn zu Grunde legen, als wir dies bisher gewohnt waren, aber dem Wesen, dem innern Begriffe nach ändert sich das Wort keineswegs; was wir als Wille in uns empfinden und kennen, ist zugleich der Dualität nach identisch mit dem, was wir zum Unterschied den „Allwillen“ nennen wollen: der individuelle Wille ist der Potenz nach ein Theil des Allwillens.

<sup>52)</sup> D. G. v. Gizycki f. v. Ann. 6. S. 208 Anmerkung.

<sup>53)</sup> Wahlberg a. a. D. S. 15.



Ich habe gesagt, daß dieser Gedanke im Allgemeinen weder neu noch vereinzelt ausgesprochen sei. Schon Spinoza sagt: „Das Streben sich zu erhalten ist das Wesen eines jeden Dings“; Schelling sagt: „Die Quelle des Bewußtseins ist das Wollen. Es giebt in der letzten Instanz kein anderes Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen alle Prädicate desselben, Grundlosigkeit, Ewigkeit und Selbstbejahung“. Augustinus, wie bereits erwähnt: „Der Mensch ist nichts als Wille“. Robert Schellwien: „Wille und Substanz ist dasselbe<sup>54)</sup>“; Köstlin: „Die Natur ist die Schöpfung des Willens“. u. s. w.<sup>55)</sup>

Halten wir diesen Gedanken fest, daß der Wille im allgemeineren Sinne das Wesen der Dinge ist, so haben wir auch für unsere heutige Forschung ein Beträchtliches gewonnen. Denn wir haben oben zugeben müssen, daß unser Thun und Lassen von zwei Factoren abhängt, denen es nach dem unabweislichen Zwange der Causalität folgen muß, und haben als diese zwei einerseits das Wesen, den Charakter der Menschen, andererseits die von außen in Gestalt sachlicher Motive an ihn herantretenden Umstände erkannt. Da es nun zweifellos ist, daß wir diese äußeren, unserm Willen entrückten Umstände nicht beherrschen, nicht nach unserem Belieben ändern können, so bleibt uns, wollen wir uns die Freiheit retten, nur der zweite Factor übrig. Als diesen zweiten Factor aber haben wir jetzt den Willen erkannt, der das Wesen des Menschen wie des Alls ausmacht. Und in diesem Willen liegt auch in der That die Freiheit selbst. Denn Freiheit ist nicht anderes als Ursachlosigkeit, Lostrennung aus der großen Kette der Causalität, Ausscheidung aus dem Gebiete, wo dieses Gesetz herrscht und unserer Freiheit Fesseln schlägt.

Kant sagt uns: „Es muß der Wille gedacht werden als gänzlich unabhängig von dem Naturgesetze der Erscheinungen, nämlich dem Gesetze der Causalität; eine solche Unabhängigkeit aber heißt Freiheit im strengsten Verstande, im Gegensatz zur bloßen Freiheit der Wahl, die schon nur eine halbe Freiheit ist, weil sie durch die Beschränkung der angebotenen Objecte gebunden ist<sup>56)</sup>“.

Der Wille selbst liegt außerhalb des Gesetzes der Motivation; jeder einzelne Willensact hat ein Motiv als Ursache, der Wille überhaupt aber keines<sup>57)</sup>; er ist frei, weil er selbst das grundlose ursprüngliche Wesen der Dinge ist, der unabhängige, selbständige, unerschaffene, wirkliche und letzte Urheber der That, deren Freiheit beurtheilt werden soll<sup>58)</sup>.

So verstehen wir Köstlin, wenn er, etwas unvermittelt und schwer faßbar den Satz ausspricht: „Freiheit und Wille sind eins und dasselbe“<sup>59)</sup>

<sup>54)</sup> Schellwien a. a. O. S. 6.

<sup>55)</sup> Köstlin a. a. O. S. 54.

<sup>56)</sup> Kant. „Kritik der praktischen Vernunft“ I. Hptst. S. 116. ff.

<sup>57)</sup> N. Schopenhauer. „Die Welt als Wille und Vorstellung“. I. S. 127 194. II. 407.

<sup>58)</sup> Die Uzeität des Willens.

<sup>59)</sup> Köstlin a. a. O. S. 69 u. ff.



und meint: „Das Absolute wird zum Geist, das Ich wird Wille und hiedurch der Causalität entrückt, negirt es die Freiheit nicht mehr<sup>60)</sup>“, wir verstehen auch Kant selbst, wenn er uns lehrt: „Die Freiheit liegt nicht im Handeln, sondern im Sein“, in der Essenz und wir begreifen, wie Schopenhauer es als das größte und unsterblichste Verdienst seines Vorgängers hervorhebt, durch diese Erkenntniß das Zusammenbestehen der Freiheit und der Nothwendigkeit nachgewiesen zu haben<sup>61)</sup>. Nur unter dieser Voraussetzung erscheint der Mensch und mit ihm die ganze lebende Welt, soweit sie der sittlichen Idee zu ihrem Bestande bedarf, von der Sklavenkette befreit, die man ihm unwiderruflich angeschmiedet zu haben glaubt. Und nur aus dieser Prämisse läßt sich eine freie Uebereinstimmung mit den höchsten Anforderungen des Sittengesetzes selbst ableiten und darthun, daß die Gebote, die sich hieraus ergeben, mit den Geboten der Moral, mit unseren eigenen unmittelbaren Gefühlen, mit der Geschichte der Menschheit im Einklange stehen.

Sind wir zu der Erkenntniß gelangt, daß das innerste Wesen des einzelnen Menschen eins und identisch ist mit dem innersten Wesen aller Menschen überhaupt, ja mit dem, dem ganzen Weltall zu Grunde liegenden Wesen selbst, so haben wir erst eigentlich den Boden errungen, auf welchem die Principien der modernen Humanität, der heute herrschenden Weltanschauung aufgebaut sind.

Die antike Ethik, wie die Philosophie der besten Griechen und Römer und das ganze Alterthum in allen seinen Einrichtungen beruht auf jenem realen und kräftigen Egoismus, dem das Wohl des Individuums als das höchste Ziel galt; ja selbst das alte Testament und der Dekalog Moses stand auf demselben Standpunkte. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlgerhe und Du lange lebest auf Erden“. Der Gedanke der Nächstenliebe war ihnen allen fremd, weil ihnen die Erkenntniß der Identität aller lebenden Wesen mangelte. „Erst die christliche Moral brachte den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes und die Erkenntniß der tiefen ethischen Bedeutung der diese Einheit schaffenden und erhaltenden Grundpotenz in der menschlichen Natur zur Herrschaft, der freien uneigennütigen Menschenliebe, die sich bethätigt in dem Wirken für Anderer Wohl. Der moralische Schwerpunkt liegt nunmehr nicht mehr im Individuum, sondern im Ganzen der einigen Menschheit. Das Wesen der Tugend ist ihre glückschaffende Kraft, aber nicht nur für die Tugendhaften selbst und zunächst, sondern für alle Andern<sup>62)</sup>“. Baco von Verulam, dem man allerdings nur in seinen Worten, nicht aber in seinen Thaten folgen darf, hat in der Ethik zuerst jene bedeutsame Wendung vom Egoismus zum Altruismus — der ungewohnte Ausdruck ist nicht meine linguistische Erfindung — wissenschaftlich begründet<sup>63)</sup>. Aus diesem Gesichtspunkte

60) Derselbe S. 98.

61) Schopenhauer „Ueber das Fundament u. s. w. S. 174.

62) G. v. Gizecki a. a. D. S. 253.

63) Derselbe S. 209.



werden uns auch die oft so streitigen Begriffe von „Gut und Böse“ klar. Gut ist, was, auf die Hervorbringung und Vermehrung des Glückes, der Wohlfahrt der andern abzielt, — böse was einen Abbruch an diesem Glücke bezweckt. So hat Leibniz aus dem Satze der christlichen Moral „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ die Betrachtung abgeleitet, daß der wahre Standpunkt zur Beurtheilung einer Handlung nicht der eigene, sondern der des Nebenmenschen (*la place d'autrui*) ist <sup>64</sup>). „Was der Mensch andern thut, thut er sich selbst, weil er Eines Wesens mit ihnen ist; den Zweck des Ganzen zum eigenen machen <sup>65</sup>) — oder nach Hegel: „sein Sein in einem andern haben“ ist Tugend. Hume hat als die tiefste Basis der Moral das Princip der Sympathie erkannt, und wir können nicht leugnen, daß jede That, die aus egoistischen Motiven zum eignen Wohl oder Weh unternommen wird, auf moralische Werthschätzung keinen Anspruch haben wird. Der wahrhaft gute Mensch erkennt, daß zwischen ihm und jedem andern ein Unterschied nicht besteht, da für das innerste Wesen der Dinge eine Trennung durch Raum und Zeit und durch Individualisirung, die ja insgesammt Attribute der bloßen Erscheinungsformen sind, nicht gedacht werden kann; ja er wird in dem außer ihm lebenden nicht ein anderes, sondern nur sich selbst noch einmal erblicken. Das „*Tat twam asi*“ der alten indischen Upanischaden!

Haben wir uns aber von diesem Gedanken der All-Einheit des Wesens aller Dinge ganz durchdringen lassen, so haben wir nur noch Einen Schritt zur vollen Erkenntniß unserer eigenen sittlichen Freiheit zu thun. Das Gesetz, dem wir gehorchen sollen, wird uns dann nicht mehr als ein lästiger, von außen auferlegter Zwang erscheinen, sondern als der wahre Ausdruck unseres eigenen Wesens, durch dessen Erfüllung wir nur unsere eigene Bestimmung vollenden. „In dem Gesetze, das der Wille sich selber giebt, fühlt er sich nicht an ein fremdes, sondern an das der eigenen Natur Gemäße gebunden. Sobald der besondere, nämlich der persönliche Wille sich selbst versteht, erkennt er sich als Glied eines Ganzen, das sein eigener Lebensquell ist, so daß er nur dem eigenen Wesen dient, wenn er mit dem eigenen Streben die sittliche Weltordnung verwirklichen hilft“ <sup>66</sup>). Denselben Gedanken drückt auch J. J. Rousseau aus, indem er sagt: „Blos der eigenen Begierde folgen, ist Sklaverei; dem Gesetze gehorchen, das man sich selbst gegeben, ist Freiheit“ oder an anderer Stelle: „Den Gesetzen unterworfen, ist man frei, da sie ja nichts anderes sind, als die Formeln unseres Willens“ <sup>67</sup>).

<sup>64</sup> „Le véritable sens de la règle est, que la place d'autrui est le vrai point de vue pour juger équitablement, lorsqu'on s'y met“.

<sup>65</sup> Moriz Carriere a. a. O. S. 159.

<sup>66</sup> Derjelbe S. 219.

<sup>67</sup> J. J. Rousseau a. a. O. Bd. 1. S. 47: „ — — — car l'impulsion du seul appetit est esclavage, et l'obéissance à la loi, qu'on s'est prescrite, est liberté“. S. 95: „on voit, qu'il ne faut plus demander, comment on est libre et soumis aux lois, puisqu'elles ne sont que les registres de nos volontés“.



So sehen wir denn, daß der Zwang, der durch irgend welches Gesetz auf den Willen des Menschen ausgeübt scheint, nichts ist als ein Zwang, den der Wille selbst vermöge seines eigenen Wesens auf sich ausübt; daß er sich selbst gehorcht, indem er dem Gesetze Folge leistet, das aus ihm allein seinen Ursprung ableitet und wir werden begreifen, wie Kößlin in seinen tiefkönnig angelegten Betrachtungen zu dem allerdings erfreulichen Resultate gelangt: „Aus dem zur absoluten Freiheit durchgedrungenen Willen kann ein Verbrechen (oder ein Unrecht) nicht hervorgehen, weil dieser Wille die durch die Freiheit vermittelte Identität der substantiellen Allgemeinheit mit der Besonderheit ist —“ weil also der persönliche Wille, sobald er sich mit dem Allwillen in Widerspruch setzt, d. h. ein Unrecht begeht sein eigenes Wesen negirt, sich selbst aufhebt<sup>68)</sup> — —

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß der unermülich forschende Menscheng Geist, an dieser Grenze seiner ethischen Betrachtungen angelangt, seine Neugierde auch noch weiter erstreckt und auch dasjenige erkennen will, was hinter diesen Grenzen wirklich als das All-Eine, als das Wesen aller Wesen verborgen ist, daß er also über die Welt der Erscheinung hinaus in's Metaphysische greift.

Jacob Böhme, der große Mystiker des 16. Jahrhunderts, Schuhmacher und Philosoph dazu, hat als das „ewige Wollen und als das ewige Sehen“ (Intellect) Gott, den innemwohnenden Grund und das wahre Wesen aller Dinge bestimmt<sup>69)</sup> und auf dem gleichen Wege sind viele Denker und unter ihnen der gemüthstiefe Moriz Carriere an dem gleichen Ziele angelangt.

Wie man aber immer dies ewige Geheimniß immer nennen mag, ob „Weltseele — Weltgeist“ — ob das All-Eine, das Absolute, das Sein an sich, oder Nirwana das Nichts — der Streit der Wissenschaft muß hier ein Ende nehmen, weil das Wissen selbst ein Ende hat!

Ueber allen Zwiespalt der Meinungen und den fruchtlosen Streit aber erheben sich in künstlerischer Harmonie versöhnend die unvergänglichen Dichtersworte, mit denen Gretchens kindliche Bedenken beschwichtigt werden sollen:

„Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist  
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist —  
Nenn' es dann, wie Du willst:  
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!  
Ich habe keinen Namen  
Dafür! — Gefühl ist Alles!  
Name ist Schall und Rauch,  
Unnebelnd Himmelsgluth!“

<sup>68)</sup> Kößlin a. a. D. S. 129.

<sup>69)</sup> Jacobus Boehme: Von der Geburt oder Bezeichnung aller Wesen. Gef. Schriften von Schiebler. Leipzig 1831.





## Ueber altgriechische Musik.

Von

Carl Lang.

— Offenburg. —

**D**ie enge Zusammengehörigkeit von „schön“ und „gut“, jenen Idealen, welche der Mensch nimmer „missen kann, wenn er sich nicht seiner aristokratischen, ja königlichen Stellung in der irdischen Natur“ begeben will, haben die Griechen unter allen Culturvölkern am lebhaftesten empfunden und in dem bekannten Schlagworte *καλοκαγαθία* „Schön- und Gutheit“ sprachlich fixirt. Aber schon die Reihenfolge, in welcher die beiden Begriffe in diesem Worte an einander geschmolzen sind, bezeichnet das „Schöne“ als das Vorwiegende. Und so war es in der That. Daher hat bei ihnen einerseits die Moral sich an die Kunst angelehnt und ihr manchen Tribut bezahlt, andererseits die hervorragende Stellung der Kunst selbstverständlich eine zum Höchsten strebende Pflege derselben zur Folge gehabt. Von diesem gesteigerten Cultus des Schönen bei den Griechen können wir, soweit er sich in Poesie und in den bildenden Künsten bethätigte, uns selbst annähernd überzeugen: die Bewunderung, welche die Alten ihrem Homer und Sophokles zollten, hat der Abendländer, dem es vergönt ist, in die überlieferten Werke der antiken Klassiker sich zu vertiefen, an der eigenen Begeisterung ermessen; die staunende Verehrung, welche die Alten für die Denkmäler eines Phidias und Praxiteles empfanden — wir haben sie längst aus den erhaltenen Resten hellenischer Architektur und Plastik nachgeföhlt und lernen sie noch intensiver grade jetzt nachfühlen, wo unser aller Augen nach dem ästhetisch-nationalen Mittelpunkt des Hellenenthums, nach Olympia, sich richten. Nicht so günstig steht es für uns in dieser Beziehung mit einem Zweige der antiken Kunst, über dessen wunderbare Wirkungen namentlich ethischer Art die Alten voll des Lobes und so entzückt sind, daß sie seinen Ursprung auf die Götter zurückführen zu müssen glauben: es ist die Musik, die



geheimnißvollste und unmittelbarste aller Künste, die „Kunst des Unausprechlichen“, die Kunst, welche das Innerlichste des Menschen, die unsichtbare, „gewaltige Dynamik“ von Lust und Schmerz nachahmt und berührt. Aus erhaltenen Musikwerken der klassischen Zeit den Enthusiasmus der alten Griechen für die Tonkunst zu begreifen, ist uns versagt. Zwar besitzen wir drei Hymnen sowie einige Solfeggien aus dem 2. und 3. Jahrhundert nach Christus; jene wie diese sind für einzelne Punkte der Theorie von großem Werthe — aber die an und für sich nicht unbedeutenden Lieder eines Mesomedes und Dionysius vermögen uns kein Trinklied oder Liebeslied eines Anakreon, keine Schlachtmusik eines Tyrtaeus, keine Oper eines Aeschylus vor die Ohren zu zaubern, und die herrliche Melodie, welche uns zu einem ganz kleinen Stücke einer Ode Pindars nur mittelbar überliefert ist, sie kann uns, ihre Aechtheit vorausgesetzt, in die erhabene, würdevolle Einfachheit altklassischer Composition nur einen ganz beschränkten Einblick gewähren. Dagegen haben wir aus antiker Zeit eine Anzahl theoretischer Werke, wenn auch zum Theil in fragmentarischer Form, unter welchen die Harmonik und die Rhythmik des Aristogenus, jenes hochbewunderten, mit wenig Worten wie kein anderer immer viel sagenden Aristotelikers, ferner Plutarchs Schrift über die archaische und klassische Periode der griechischen Musik und des Alypius Tractat über die griechischen Noten in erster Reihe stehen. Diese, sowie viele einschlägige Notizen in anderen Schriftwerken des Alterthums haben Gelehrte von musikalischer Bildung gerade in den letzten Decennien emsig ausgebeutet, die erhaltenen Reste und zum Theil auch die mit altgriechischen Melodien zusammenhängenden liturgischen Gesänge der katholischen Kirche haben sie mit sorgfältigstem Fleiße verglichen und so das Wesen der altgriechischen Musik in vielen wichtigen Punkten in's Klare gestellt. Können wir aber an der Hand dieser theoretischen Einsicht den tieferen Gehalt des Musikalisch-Schönen nach Begriffen griechischer Aesthetik nur ahnen, so befriedigt diese Einsicht jedenfalls einigermaßen unser Streben nach dem Ganzen, unseren Trieb nach Einheit, insofern als wir in der griechischen Musik nicht bloß im Allgemeinen die Grundsteine der abendländischen, sondern auch im Einzelnen manchen interessanten Zusammenhang oder wenigstens manche überraschende Aehnlichkeit mit späterer Tonkunst entdecken. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte es nicht unangemessen sein, einige der wichtigsten Errungenschaften der — wenn ich so sagen darf — musikalischen Philologie weiteren Kreisen bekannt zu geben.

Der geneigte Leser erinnert sich an die pädagogische Provinz in Goethes Wanderjahren; Wilhelm hört beim Eintritt in dieses Gebiet von ferne Knaben singen und erfährt von seinem Begleiter Folgendes über die Bedeutung der Musik in dem pädagogischen Idealstaat: „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingepägt, ja, selbst was wir überliefern von



Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt". Diese Stelle ruft sich uns in's Gedächtniß, wenn wir an einer Elementarschule vorüberwandelnd von den Kleinen etwa das Einmaleins oder sonst ein Schulpensum in Gesangsform vortragen hören; diese Stelle ruft sich uns aber auch in's Gedächtniß, wenn wir bei Aristoteles lesen, daß man, bevor man die Schrift kannte, die Gesetze sang, um sie nicht zu vergessen. Leihen wir dem eben berührten Unterrichtsconcert in unserer Elementarschule ein aufmerksames Ohr, so werden wir uns bald davon überzeugen, daß die jungen Recitativsänger sich in dem engen Kreise einer Quarte oder Quinte bewegen. Ganz ähnlich wird der von Aristoteles erwähnte Gesetzesgesang gewesen sein. Wenigstens beschränkte sich in der ältesten Zeit alle und jegliche Musik auf die vier Töne eines Quartintervalls, und zwar hielten sie in Bezug auf Wechsel von Ganz- und Halbtonintervallen die Ordnung ein, daß der tiefste Ton und sein Nachbar ein Halbtonintervall, die übrigen aber Ganztonintervalle bildeten. Nachdem diese vier Töne auf der Kithara fixirt waren, hieß ihre Zusammenstellung die „Viersaitenzusammenstellung“, das „Tetrachordsystem“. Auf den vier Tönen dieses Systems (z. B. efga, oder abcd u.) beruhte das zu Ehren des delphischen Apollo von den Dorern vor ihrer Eroberung des Peloponnes gesungene und von der Kithara, der Erfindung des genannten Gottes, unison begleitete Festlied; auf denselben vier Tönen beruht auch die Melodie, mit welcher unsere Kinder das Reigenpiel begleiten:

Elen auf der Wiesen (z. B. gggage)  
 Sieben Jahre schießen (gggagge)  
 Acht Jahre rumbilibum (ggaggge)  
 Fräulein Mina dreh' sich um (gggafff)  
 Fräulein Mina hat sich dreht (gggagge)  
 Hat der Raß den Schwanz abdreht (gggafff).

Das dorische Festlied schloß sicher mit dem tiefsten der vier Töne (z. B. e). Ähnliche engrahmige Motive werden auch von unseren Componisten nicht verschmäht; wen hätte nicht z. B. der Hauptsatz aus Schuberts „Nebensonnen“ entzückt?

„Drei Sonnen sah ich am Himmel steh'n,  
 Hab' lang' und fest sie angeschaut“.

So darf es nicht befremden, daß bei den Griechen zu einer Zeit, wo man bereits über einen größeren Tonumfang verfügte, unter den verschiedenen stehenden Weisen, wie solche von Terpander im 7. Jahrhundert v. Chr. festgestellt worden waren, es immerhin auch noch einen νόμος τετραοιδιος gab, eine Weise, welche sich wenigstens im Gesange auf vier Töne beschränkte.

Der eben genannte Terpander kann als der eigentliche Begründer der griechischen Musik gelten. Er schuf das Siebensaitensystem in der Form efgah-d'e'. Daneben benutzte er ein Siebensaitensystem in der Form efgabc'd'; letzteres bestand aus zwei Tetrachorden, deren Mittelton zugleich



Schluß des ersten (efga) und Anfangston des zweiten (abc'd') ist; eine Combination, welche Terpander vielleicht schon vorfand. Pythagoras war es dann, der durch Einfügung des Tones c' in das terpandrische Siebensaitensystem (efgah-d'e') das Achtsaitensystem herstellte. Doch auch diese Octave wurde nur als eine Zusammensetzung zweier getrennter Tetrachorde (efga-hc'd'e') angesehen im Gegensatz zu den zwei verknüpften des bei Terpander soeben erwähnten, neben dem Achtsaitensystem weiter existirenden Siebensaitensystems (efgabc'd'); auf diesem Gegensatz beruht ein von einem Anonymus des 3. Jahrhunderts v. Chr. überliefertes altes Solfeggio:

efga | ea | agfe | ae || fgab | fb | bagf | bf | gahc' | gc' | c'hag | c'g || re.

In der Entwicklung der pythagoreischen Octave zu dem ausgedehnten Tonumfang von zwei Octaven und einer Quinte, wie ihn die Theorie im 4. Jahrhundert v. Chr. in Betracht zog, sind die zwei ersten Stationen die wichtigsten: der Ansaß eines verknüpften Tetrachords nach unten (Hedefgahc'd'e') und die Hinzufügung des nach griechischer Stimmung unter gewöhnlichen Verhältnissen tiefsten singbaren Tones A, welcher als außerhalb der Tetrachorde stehend *προσλαμβανόμενος* „der hinzugenommene“ hieß. Im Laufe des Mittelalters wurde von den ihre Stimme nach der Tiefe probirenden Mönchen zeitweise an dem Ehrenstuhle des genannten tiefsten singbaren Tones gerüttelt, bis im 16. Jahrhundert — es soll durch Giuseppe Lazarino geschehen sein — als der tiefste von Einzelnen singbare Ton nach der damaligen Stimmung C erschien (solche Stimmen „energischer“ Tiefe sollen die Kirchenchöre im Berliner Dom und in St. Petersburg besitzen); jetzt wurde die von diesem Ausgangspunkt sich ergebende Scala, wie bei den Griechen die auf A gebaute, als Normaltonleiter angenommen, auf alle zwölf Töne der Octave übertragen und ihr jeweils eine Scala entgegengesetzt, welche sich von ihr nur durch die kleine Terz unterschied: so entstand unser Dur und Moll; die weiteren Formen unseres Moll beruhen auf der harmonischen Führung. — Doch kehren wir zu Pythagoras zurück. Pythagoras war es auch, welcher durch Verschiebung eines Stegs unter einer aufgespannten Saite und darangeknüpfte Berechnung die arithmetischen Verhältnisse der Tonintervalle entdeckte. Wenn auch mehrere seiner Intervallzahlen mit den natürlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen, so war es doch für den Musiker und Mathematiker Pythagoras ein glücklicher Fund, die ganze diatonische Scala quantitativ zu verkörpern; ein doppelt großer Fund aber war dies für den Philosophen Pythagoras, den eine geniale Intuition in Folge der genannten Entdeckung den gewaltigen Gedanken fassen ließ, daß auch in anderen Gebieten des Kosmos die Zahl herrsche, ein Gedanke, dessen Wahrheit die moderne Wissenschaft durch ihre staunenswerthen Resultate in Chemie und Physik völlig gerechtfertigt hat. Das Alterthum freilich begnügte sich, jenen akustischen Zahlen eine absolute Bedeutung zuzuschreiben und sie der übrigen Welt in phantastischer Weise zu Grunde zu legen. Aristogenus aber, der große Schüler des größeren Aristoteles, trat, wie schon sein Lehrer gethan, gegen den pythagoräischen



Zahlendespotismus auf: nicht durch Berechnung, sondern durch das Gehör will er den Unterschied der Töne bestimmt wissen. Von da bekämpften sich Pythagoräer und Mathematiker einerseits und Musiker andererseits oder, deutlicher gesagt, Rechenmusiker einerseits und Gehörmusiker andererseits auf das Lebhafteste in musiktireoretischen Fragen, und der Kampf dauert noch heute fort. Interessant ist, daß Aristogenus die Octave in zwölf Halbtöne theilte, also die gleichschwebende Temperatur unserer Klaviere anerkannte. Daß diese Stimmung praktisch im Wesentlichen schon vor Aristogenus bestand, beweist die Thatsache, daß sogar in der Notenschrift in gewissen Fällen dasselbe Zeichen z. B. für ges und fis gebraucht wurde. —

Im engsten Zusammenhange mit der Lehre von den Intervallen steht die von den Consonanzen und Dissonanzen. Aus diesem Gebiete sei hier nur soviel gesagt, daß die Griechen, wenn sie die Terz auch aus gewissen, sehr triftigen Gründen zu den Dissonanzen rechneten, sie gleichwohl nicht viel weniger angenehm als wir und jedenfalls angenehmer als die Mönche des 10. und 11. Jahrhunderts empfanden. Ich müßte zu weit ausholen, wenn ich hier an jene uralte, in den Trümmern von Ninive gefundene und im Museum der asiatischen Gesellschaft zu London aufbewahrte Pfeife aus Thon anknüpfen wollte, welche auf die drei Töne *e e g* eingerichtet ist; ich bemerke nur: Ptolemäus (170 n. Chr.) nennt ausdrücklich die Terzen die sanftesten der Dissonanzen; in den erhaltenen Resten sind die Terz- und Sextintervalle nicht vermieden und namentlich die Terzen sehr zahlreich, auch Dreiklangfolgen einzeln angewandt; Gaudentius aber, ein Musikschriftsteller des 4. Jahrhunderts nach Christus, der übrigens fast nur aus älteren Quellen schöpft, bezeichnet mit dem Namen *παράφωνοι φθόγγοι* (deutsch etwa „unvollkommene Consonanzen“) zwei Intervalle: die große Terz und die übermäßige Quart. Betreffs der letzteren erinnern wir daran, daß auch die moderne Harmonielehre sie im großen Sextenaccord (dfh) als unvollkommene Consonanz behandelt. So mag auch Gaudentius an der berührten Stelle an harmonische Verwendung der beiden Intervalle gedacht haben.

Ja, hatten denn die Griechen harmonische Verwendung für ihre Consonanzen? Nicht bloß für die Consonanzen, sondern auch für ausgesprochene Dissonanzen; die viel ventilirte Frage, ob die Griechen auch mehrstimmige, nicht bloß einstimmige Musik hatten, ich beantworte sie mit einem entschiedenen Ja und sehe keine dichterische Freiheit in den bekannten Schiller'schen Versen:

Aber aus den gold'nen Saiten  
Lockt Apoll die Harmonie  
Und das holde Maß der Zeiten  
Und die Macht der Melodie.

Doch treten wir der Frage näher. Daß unser mehrstimmiger Satz einem Kunstprincip, nämlich dem der Einheit, widerspricht, läßt sich nicht leugnen. Und es wäre ganz und gar verfehlt, wenn man all die Wunder



musikalischen Effects, von denen die griechische Mythe und Geschichte erzählt, als Beweis für die Vielstimmigkeit der griechischen Musik anführen wollte. Ein Araber, dem ein Franzose die Marseillaise auf dem Piano vorspielte, faßte die linke Hand des Spielers mit den Worten: „Nein, erst jene Melodie, dann kannst Du diese andere auch spielen“. Und doch, wer hätte nicht schon von dem wunderbaren Eindrücke gehört, den die Araber, Sinder u. noch heute von ihrer unisonen Musik empfangen? Auch für unsere Componisten ist die Unisonität oft das Ei des Columbus. „Es giebt gewisse in singender Urkraft gedachte Melodien, insbesondere Volksmelodien, welche durch Harmonisirung nicht nur nicht gewinnen, sondern entschieden getrübt werden und an Kraft und Eindringlichkeit einbüßen“. Ambros („Geschichte der Musik“) fügt diesen feinen Worten als Beleg zwei böhmische Volkslieder bei; wir bleiben in unserem Lande und fragen: was würde aus dem herrlichen Chorliede „König Wilhelm saß ganz heiter“ (nach der Melodie von „Prinz Eugen“ gesungen), wenn man die Naturgewalt des Textes nach zwei, drei, vier Richtungen zersplitterte? Ja, wenn im 16. Jahrhundert der berühmte römische Sänger und Componist Giulio Caccini, ein Förderer der Arie und einer der Erfinder der heutigen Recitativform, den Contrapunkt als *laceramento* d. i. Zerfleischung der Poesie verdamnte, so darf dieses Verdict nicht so kurzer Hand, wie geschehen ist, mit dem etwas frivolen Bedeuten auf die Seite geschoben werden, der Mann sei eben ein schlechter Contrapunktist gewesen. Vergewärtigen wir uns andererseits den Effect durch die Detailbildung in den Künsten der Hellenen, dem in gleicher Feinheit nachzudenken und nachzufühlen uns nimmer möglich wird, „der die unvergleichlichste Sinnesschärfe des Naturmenschen mit dem überlegensten Kunstsinne des fertigen Culturmenschen verband“, der, wenn er in sonstiger Bildung auf noch so tiefer Stufe stand, von dem das Theatergeld ihm in die Hand drückenden Staate rasch dazu erzogen war, „jedes Detoniren, den mißtönenden Anschlag eines Kitharisten, den unreinen Ansatze eines Flötenspielers, das kleinste Verfehlen des richtigen Einfallens der Instrumente auszu hören und auszutrommeln“: vergewärtigen wir uns das Alles, so fängt die Frage der Vielstimmigkeit bei den Griechen an uns verdrießlich zu werden. Gleichwohl müssen wir auf Grund einer Reihe von unzweideutig sprechenden Stellen die Polyphonie bei den Griechen zulassen, jedoch nicht für den Gesang. Wenn Baß- und Alt- oder Tenor- und Sopranstimmen in demselben Chore zusammenwirkten, wurde selbstverständlich nicht wirklich unison, sondern in Octaven gesungen, was übrigens im Eindruck einem Unisone gleichkommt. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß die Chöre in den Dramen von Baßstimmen, die ja zu allen Zeiten leicht zu beschaffen waren, ausgeführt wurden und sich in geringerem Umfange bewegten, als die Sologesänge (Monodien). Insbesondere stehen folgende Thatfachen fest: 1) Die in ihren Anfängen bis ins 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr. zurückgehende Polyphonie herrschte nicht blos zwischen Gesang und Begleitung, sondern auch zwischen zwei Instrumenten oder auf einem



Instrument; Ptolemäus verwarf ausdrücklich das Monochord, auf welchem, wie wir bei Pythagoras sahen, mittels verschiedener Stellung eines beweglichen Stegs verschiedene Töne nacheinander erzeugt wurden, aus dem Grunde, weil es das Zusammenspiel zweier Hände nicht gestatte. 2) Die Begleitung lag — jedenfalls bei den Flöten und wohl auch meist bei der Kithara — über der Melodie; dazu bietet sich aus mittelalterlicher und noch späterer Zeit mehr als eine Analogie; wir erinnern nur an Ludwig XIV. Liebling Lully, in dessen Opern, so oft ein Bass singt, die Begleitung höher als die Singstimme liegt. 3) Die Begleitung brauchte, gerade wie bei uns, der Singstimme nicht in Noten von gleicher Dauer zu folgen; auf diese Freiheit der Bewegung in der Instrumentation scheint sich eine Notiz bei Plutarch in erster Reihe zu beziehen, wonach in der klassischen Periode rhythmische Mannigfaltigkeit in großem Ansehen stand und in Beziehung auf den Verein des Gesanges mit der begleitenden Instrumentalmusik ein größerer Formenreichthum stattfand. 4) Der Schlußton der Begleitung mußte mit dem Melodieton übereinstimmen oder die Octave dazu bilden. Daß bei so gestalteter Begleitung ein Volk, welches in der Baukunst das absolut Senkrechte und absolut Wagerechte mit feinem Beobachtungssinne mied, die Dissonanzen verschmäht haben sollte, ist schon an und für sich nicht glaublich. Nun wird aber bei Plutarch gelegentlich der Besprechung eines besonderen gottesdienstlichen Gesangs die *Secunde* ausdrücklich als begleitfähig bezeichnet. Nach alledem dürfte es jedenfalls verzeihlich sein, wenn man bei der Stelle in Aristophanes' Fröschen, wo Euripides in der Unterwelt die Musik des Aeschylus wiederholt mit *πλαττοδραττοπλαττοδραττ* verspottet, nur an die Begleitung denkt.

Aber, wird der Leser nach dem Gesagten fragen, ging denn die griechische Musik nicht über die Zweistimmigkeit hinaus? Westphal, ein hochbegabter Arbeiter auf dem Felde der musikalischen Philologie, glaubt an reichere Polyphonie: doch sein Glaube beruht auf Hypothesen und, wenn irgendwo, so ist hier das treffende Wort des berühmten Altmeisters der klassischen Philologie Gottfried Hermann am Plage: *Est etiam aliqua ars nesciendi*. Zwar waren die Flöten — oder besser gesagt die Oboen, bezw. Clarinetten, denn diese Instrumente, nicht unsere Flöten, stehen nach Gestalt und Tonhöhe den griechischen *αλλοί* am nächsten — um 450 v. Chr. schon so vervollkommenet, daß man aus drei verschiedenen Tonarten in einer Octave spielen konnte, also verschiedene chromatische Intervalle zur Verfügung standen. Auch hatte das Saiteninstrument Simikion 35 Saiten, worunter gewiß viele der Chromatik angehörten. Ferner gestattete die von Klefibiös 120 v. Chr. erfundene, mit Tastatur versehene Wasserorgel eine complicirtere Polyphonie; denn sie enthielt — wenigstens im 2. Jahrhundert nach Christus — 3 Octaven mit allen Tönen (auch den Halbtönen) unseres Klaviers, ausgenommen *As*, *eis* und *eis'* (auch bei uns fehlen an älteren Orgeln einzelne Halbtöne). Ja, man vereinigte viele — bis zu 600 — Rohr- und Saiteninstrumente in



der alexandrinischen Zeit zu Masseneffecten, eine Verirrung des Geschmacks, welche Wieland so herrlich in seinen Abderiten verspottet. Aber aus allem dem läßt sich für die wirkliche reichere Polyphonie kein Schluß ziehen. Da wir eben das Gebiet der Instrumente gestreift haben, so möge hier noch Folgendes erwähnt werden: die Kithara, das griechische Nationalinstrument, war in der klassischen Zeit eines Pindar und Aeschylus nur achtsaitig; alle griechischen Saiteninstrumente sind ihrem Klange nach unserer Harfe am meisten zu vergleichen; bei Wechselungen, wie sie in der nachklassischen Zeit die einzelnen Theile einer Composition in Bezug auf Tonart mit sich brachten, konnten sie rasch umgestimmt werden, vielleicht durch einen Mechanismus wie bei unserer Pedalharfe (wenigstens von einem Stimmschlüssel ist die Rede); das Saiteninstrument Magadis hatte die Eigenthümlichkeit, daß seine Wirkung dem gemeinschaftlichen Gesange von Männern und Kindern glich, d. h. daß man auf demselben in fortschreitenden Octaven spielte; wem fielen hier nicht jene Flügel des 16. und 17. Jahrhunderts ein, auf welchen mit je einer Taste zwei Saiten angeschlagen wurden, von denen die eine die Octave der anderen ertönen ließ? Metallsaiten und Streichbogen kannten die Alten nicht, vielleicht aber die Flageolettöne (*Ἐναυλος κιδάριστος*); die Saiteninstrumente wurden theils mit einem unserem Citherschlagring verwandten, federartig scharf zugespitzten Stäbchen, Plectrum genannt, theils mit den bloßen Fingern gespielt; endlich: die Griechen hatten, wenngleich in anderer Art, auch ihren Paganini: der von Pindar verherrlichte Flötenspieler Midas aus Agrigent verlor einst in einem Concerte sein Mundstück, führte aber dennoch mit ausgezeichnete Bravour sein Spiel zu Ende; der Beifall, welcher ihm zu Theil wurde, war ein ähnlicher wie in jenen Tagen, wo der genannte große Violinvirtuose neuerer Zeit auf der bloßen G-Saite sein Spiel bis in die oberen Octaven hinein durchführte. Doch nach dieser Digression zurück zur Polyphonie. „Diese scheint bei den Griechen in Folge des etwas spröden, aller Sentimentalität fernen und einfacher Würde zustrebenden Idealismus des hellenischen Geistes auf der ersten Stufe ihrer Entfaltung stehen geblieben zu sein und näherte sich offenbar der Begleitungsmanier der Lautenschläger des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts . . . . Als die heidnische Cultur sank, gerieth die Polyphonie gänzlich in Vergessenheit, so daß sie später — gegen das zehnte Jahrhundert — sozusagen — neu erfunden werden mußte“. (Gebaërt [sprich Gëwert], *histoire et théorie de la musique de l'antiquité*, Gand. 1875).

Die Gebaërt'sche nach den im Vorstehenden mitgetheilten Resultaten entworfene Instrumentation des Hymnus „an die Sonne“, eines der Lieder aus nachchristlicher Zeit, von denen uns neben dem Texte oder, genauer gesagt, „über“ (s. u.) dem Texte auch die Melodie erhalten ist, darf in hohem Grade die Aufmerksamkeit jedes musikalisch Gebildeten beanspruchen; ist doch schon der allgemeine Eindruck, den wir von diesem Liede mit dieser antikisirenden Be-







## II.

Saben wir bis jetzt bei den Griechen nichts principiell von unserer Musik Verschiedenes gefunden — auch ihre Polyphonie unterschied sich nur graduell von der unsrigen —, so müssen wir nun an eine wirkliche Kluft zwischen abendländischer und griechischer Musik herantreten. Diese liegt in den Tongeschlechtern. Wir kennen — nach griechischer Terminologie — nur zwei Tongeschlechter, das diatonische und das chromatische; die Griechen hatten deren drei, das diatonische, chromatische und enharmonische. Die griechische Chromatik läßt nach zwei Halbtonintervallen die kleine Terz eintreten (z. B. effis abhd'; eng verwandt mit dieser Scala ist die altindische Désäkri, z. B. aish e'dis'ef'gis'). An diese Intervalle hielten sich ausschließlich ganze Compositionen, namentlich für die Kithara. Daß man darin ganz hübsch componiren kann, beweist ein contrapunktisch behandeltes chromatisches Fugenstück von Frescobaldi (in seinen *fiori musicali*, 1635), welches auf die Töne effis abh gebaut ist. Die Chromatik hat unbestreitbar einen weichlichen, ja weinerlichen Charakter, und dieser Umstand war es sicher, welcher den hochverdienten Niedercomponisten Lassen den Mißgriff thun ließ, in dem bekannten, von Schumann so herrlich componirten Heine'schen Liede „Ich hab' im Traum geweinet“ durch ausgeführte moderne Scalen der absteigenden Chromatik uns ein Erfleckliches in niederströmendem Thränenfluß vorzuweinen. Die moderne Chromatik eignet sich nun einmal entschieden nicht zu melodioser Verwendung; praktisch kann man daher bei uns vom chromatischen Tongeschlecht kaum reden; dagegen darf man wohl — a potiori fit denominatio — in den Tonwerken Chopins und Wagners, welche die einzelnen chromatischen Elemente überaus reichlich verwenden, chromatische Compositionsmanier erblicken. — Das dritte griechische Tongeschlecht, das enharmonische, ließ nach zwei Vierteltonintervallen das der großen Terz eintreten (z. B. ee'kfaa'hd'). Das Vierteltonintervall ist das punctum saliens der oben erwähnten Kluft zwischen abendländischer und griechischer Musik. Man dachte an die Manier gewisser Sänger, beim Singen von einem Ton zum anderen durch den Zwischenraum hindurchzuschleifen, und betrachtete die Fixirung dieser häßlichen Durchschleifung zu wirklichen Tönen am Tetrachord für eine bloße Erfindung der Theoretiker. Doch widerspricht dem die nichts weniger als knappe Ueberslieferung über diesen Punkt, und um uns jeden Zweifel, ob man nicht an ein sog. Portamento denken darf, zu benehmen, sagt der für die Enharmonik begeisterte Aristoxenus ausdrücklich: „Wir vermeiden beim Singen die Stimme zu schleppen und zu schleifen und suchen im Gegentheil mit jedem Tone fest einzusetzen“. Und der Leser staunt, wenn derselbe Mann sich also vernehmen läßt: „Das enharmonische Geschlecht ist das schönste, edelste und geordnetste Tongeschlecht, aber nur den hervorragendsten Künstlern zugänglich“. So begreifen wir allerdings, daß — nach einem derben Ausdruck desselben



Theoretikers — gewisse Leute Galle spien, wenn sie einen enharmonischen Gesang hörten. Interessant ist eine Mittheilung Gebaërts, wonach Marchesi, von 1854—64 Professor des Gesangs am Conservatorium in Wien, ihm oft mit merkwürdiger Sicherheit die vier Viertelstöne eines Ganztonintervalls vorgesungen hat. Auf Flöten (oder Geigen) läßt sich der Viertelston auch mechanisch herstellen. Demgemäß wurde das enharmonische Geschlecht von den Griechen vorwiegend zur Cultusmusik gebraucht, wo die — deswegen in der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums verpönte — Flöte das Hauptinstrument war. Noch heute wird im Orient und im griechischen Kirchengesang der Viertelston verwendet. Hat die griechische Chromatik neben dem uns geläufigen chromatischen Intervall den geheimnißvollen Reiz der mangelhaften Scala, wie man ihn aus chinesischen und gälischen Liedern kennt, so vereinigt die Enharmonik denselben Reiz mit demjenigen, welcher für ein feinfühliges Ohr in noch kleineren Intervallen liegt, als sie die Chromatik bietet. Wenn wir die Schönheit dieser Geschlechter auch nur ahnen können, so müssen wir doch offen gestehen, daß hier die Griechen uns weit voraus waren.

Einen zweiten Punkt, in welchem sich unsere Musik von der griechischen unterscheidet, wollen wir nur ganz kurz berühren, nämlich die Notenschrift. Die griechische Notenschrift hatte für Tonhöhe und Tondauer verschiedene Zeichen, jedoch waren die Zeichen für Tondauer nur unvollkommen und spärlich, was damit zusammenhängt, daß die griechische Musik, welche vorwiegend Vocalmusik war, sich von selbst an den festgegliederten Rhythmus des Textes anschloß. Die Tonhöhezeichen sind Buchstaben, welche über den Silben des Textes stehen; die Noten für Instrumente gehören einem vor-solonischen, die für Gesang dem gewöhnlichen an; bei beiden Klassen gewinnt man durch kleine Veränderungen neue Notenzeichen, z. B. I = Singnote d', — (d. i. I quergelegt) = Singnote c u. s. w. Ueber die Notenschrift sind wir glücklicherweise sehr zuverlässig berichtet; aus den bezüglichen Ueberlieferungen, wo auch der Umfang der menschlichen Stimme besprochen ist, hat Bellermann, vormalig Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Vater des bekannten Contrapunktisten Bellermann, unumstößlich bewiesen, daß die griechische Stimmung um  $1\frac{1}{2}$ —2 Töne tiefer als die unsrige war.

Ich eile zu dem dritten Punkt, in welchem man eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der griechischen Musik hoch bewundert, in dem wir jedoch nach den neuesten Forschungen ein wenn auch vielleicht etwas lockeres Band zwischen der griechischen und unserer Musik zu knüpfen in der Lage sind: wir meinen die Tonarten oder, genauer gesagt, Octavengattungen, d. i. Gattungen der Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen. Wer nicht gerade mit alter Kirchenmusik sich beschäftigt hat oder zufällig auf Raffs „Frühlingsboten“ Nr. 3 („Gelübde“) gestoßen ist, wer nicht etwa den „heiligen Dankgesang eines Genesenen“ in Beethovens A-moll-Quartett op. 132 oder Berlioz' erste Bearbeitung seiner Oper „die Trojaner“ kennt, wo bei einem



Wettsingen auf das Lob der Dido sich die verschiedenen Bünfte der verschiedenen griechischen Octavengattungen bedienten: für alle diese existiren nur zwei Octavengattungen, Moll und Dur. Die Alten kannten deren jedenfalls 8. Zur Verdeutlichung derselben diene folgende Tabelle:

	hypodor. (aeol.) synton.	mixol.	lydisch.	phry- gisch.	dorisch.	hypo- lydisch.	hypo- phryg. (ionisch.)		Trans- positionsscala :
I. 6b	es	f	ges	as	b	ces'	des'	es'	mixolydisch
II. 5b	B	c	des	es	f	ges	as	b	dorisch.
III. 3b	c	d	es	f	g	as	b	e'	phrygisch.
IV. 1b	d	e	f	g	a	b	c	d	lydisch.
V. —	<b>A</b>	<b>H</b>	<b>c</b>	<b>d</b>	<b>e</b>	<b>f</b>	<b>g</b>	<b>a</b>	hypolydisch
VI. 1#	e	fis	g	a	h	c'	d'	e'	hochmixo- lydisch.

Die Octavenreihe in V., die mit A (a) anfängt und aufhört (AHedefga), heißt hypodorisch oder äolisch, bzw. syntonolydisch, die Octavenreihe, die mit H (h) anfängt und aufhört (Hedefgah), mixolydisch, die Octavenreihe, die mit c (c') anfängt und aufhört (cdefgahc'), lydisch u. c.: je nachdem ich einen anderen Anfangs- und Schlußton in derselben Transpositionsscala (in dem gewählten Beispiel in der Transpositionsscala ohne Vorzeichen [V.]) wähle, wird die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine andere, die Octavenreihe A—a enthält Ganz- und Halbtöne in folgender Reihe: 1, 1/2, 1, 1, 1/2, 1, 1; die Octavenreihe H—h mit folgender Reihe: 1/2, 1, 1, 1/2, 1, 1, 1, u. s. w. Die Reihen I.—IV. über und die Reihe VI. unter der A-Reihe sollen einige Beispiele griechischer Transpositionsscalen zeigen: die Transpositionsscala mit 1b heißt die lydische, weil der Mittelton der menschlichen Stimme, nach griechischer Tonhöhe f, unter die Octavengattungsrubrik „lydisch“ fällt; ebenso heißt die Transpositionsscala mit 3b phrygisch weil in ihr der Ton f in die Octavengattungsrubrik „phrygisch“ fällt; die Transpositionsscala mit 6b heißt mixolydisch, weil in ihr f unter die Octavenrubrik „mixolydisch“ fällt. Die Transpositionsscala mit 1# enthält kein f und ist um 1/2 Ton höher als die mixolydische und heißt deswegen die hochmixolydische u. Die lydische Transpositionsscala war bei den Griechen Currentschrift; die Kreuztonarten kamen erst seit dem peloponnesischen Kriege auf.

Doch kehren wir zu den Octavengattungen zurück, um noch länger bei ihnen zu verweilen. Wir haben vorhin bemerkt, daß in jeder der 7 durch die Buchstaben AHedefg angedeuteten Scalen die Aufeinanderfolge von Halb- und Ganztonintervallen eine verschiedene ist; aber sie sind harmonisch nicht in gleicher Weise verschieden, auch sind „äolisch“ und „syntonolydisch“ nicht identisch; sondern die Octavengattungen gruppieren sich in drei Classen: 1) dorisch ist unser absteigendes Moll; die auf die Quinte dieses Moll aufgebaute Octave heißt dorisch im engeren



Sinn, die auf die Prim desselben aufgebaute hieß ursprünglich äolisch, später hypodorisch, d. i. um eine Quint unter der dorischen liegend. In der Praxis, wo ja die Lieder nicht aus ausgeführten Scalen bestehen, gibt der Melodieschlußton, der für die feinsüßlichen Griechen noch höhere Bedeutung hatte, als für uns, den Ausschlag, ob das betreffende Lied der dorischen im engeren Sinne oder der hypodorischen Octavengattung angehört. Die dorische im engeren Sinne, d. i. das absteigende Moll mit Quintschlüssen, nicht die hypodorische, d. i. das absteigende Moll mit Primschlüssen, war die häufigste und ursprünglichste Octavengattung. Der Leser ist von letzterem überzeugt, wenn ich ihn an die Entwicklung der Octave aus Tetrachorden mit Halbtonintervall an erster Stelle erinnere. Der Quintschluß ist speciell griechisch: „er drückt“, sagt Gevaert feinsüßlich, „etwas Passives, Unbestimmtes, das vollkommene Gleichgewicht der Seele aus, einen Gefühlszustand, den die griechische Aesthetik als dem Ideale zunächst kommend erachtet, für welchen sich aber der moderne christliche, mit hebräischem Lyriismus und germanischer Träumerei genährte Genius wenig begeistern kann“. 2) Phrygisch ist ein Dur mit verminderter 7. Stufe [d. i. mit Schwanken nach der Unterdominante; z. B. ein C-dur (mit b statt h) mit Schwanken nach F-dur oder ein Es-dur (mit des statt d) mit Schwanken nach As-dur u.]; dasselbe Verhältniß, welches zwischen „dorisch“ im engeren Sinne und „hypodorisch“ herrscht, gilt auch für „phrygisch“ im engeren Sinne und „hypophrygisch“: jenes ist die Quintlage, dieses die Primlage des eben gekennzeichneten Dur. 3) Lydisch ist ein Dur mit erhöhter 4. Stufe [d. i. mit Schwanken nach der Oberdominante; z. B. ein C-dur (mit fis statt f) mit Schwanken nach G-dur, oder ein Es-dur (mit a statt as) mit Schwanken nach B-dur u.]; in vollständiger Correspondenz mit 1. und 2. bedeutet auch hier „lydisch“ im engeren Sinne die Quintlage und „hypolydisch“ die Primlage. Bei 2. und 3. kommt aber zu Quint- und Primlage auch die Terzlage, d. h. es gab phrygische und lydische Lieder auch mit Melodieschlüssen in der Terz; auf diese Weise fügen sich das „Mizolydische“ als Terzphrygisch und das „Syntonolydische“ als Terzlydisch organisch dem — von Westphal aufgestellten und von Gevaert der Evidenz nahegebrachten — Systeme der griechischen Octavengattungen ein. Die Lieder mizolydischer und syntonolydischer Gattung lagen hoch: das Hohe aber galt und gilt zum Theil noch jetzt als klagend; dazu haben gewiß die Griechen wie wir (ich erinnere an „Zu Straßburg auf der Schanz“, da ging mein Trauern an“) das Schmerzvolle des Terzschlusses empfunden: also Grund genug für Plato, das weinerliche Paar aus seinem Idealstaate zu verbannen. Das sei noch ausdrücklich bemerkt, daß neben den erhaltenen griechischen Resten (s. Anhang zu meiner Broschüre „Kurzer Ueberblick über die altgriechische Harmonik“ Heidelberg bei Weiß, 1872) die liturgischen Gesänge der katholischen Kirche (das Credo z. B. ist „phrygisch“ im engeren Sinne des Wortes), sowie vlämische und schwedische Volksmelodien satzsam Beispiele für die genannten verschiedenen Octavengattungen bieten, sowie daß Neuere, wie Raff und



Dvorak, in Melodie wie Instrumentation — ob bewußt? — Fragmente griechischer Octavengattungen mit Glück einstreuen.

Das Ethos der Octavengattungen d. i. ihr Charakter in Bezug auf die durch sie erweckten Empfindungen ist bei den Alten genau fixirt. Nur muß festgehalten werden, daß diese Ethisirung des Dorisch, Phrygisch, Lydisch zwar in erster Reihe auf die Octavengattung, daneben aber auch zugleich auf Rhythmus, Höhenlage der Melodie und andere Punkte der Composition, namentlich auch auf Instrumentation, sich erstreckt. Beherzigen wir dieses, dann kann uns die Uebereinstimmung des Ethos der Tonarten mit der von der Geschichte entworfenen Charakterzeichnung der Völker, welche ihnen den Namen gegeben, keineswegs befremden, ist doch der Volksgesang das treueste Spiegelbild des Volkscharakters. Die Dorer waren einfach, mannhaft, ernst und streng; die Aeoler thatkräftig, ritterlich in Gewohnheiten und Gesinnung, heiter; die Joner beweglich, feurig, leidenschaftlich; die Phryger orgiastisch und ekstatisch; die Lyder sinnlich und elegisch, ihre Todtengesänge waren berühmt. Alle diese Prädicate wenden die Alten auf die betreffenden Octavengattungen an. Sie scheinen unsere gewöhnlichen Vorstellungen von dem Ethos des Dur und Moll geradezu umzukehren; insbesondere überrascht uns die Universalrolle, welche dem Moll als Nationaloctavengattung zum Ausdruck des Einfachen Geraden, Würdigen, aber auch Ritterlichen und Freudigen zukommt. Doch erinnern wir uns einerseits, daß in den alten deutschen und slavischen Volksliedern das Moll vorherrscht, daß ferner noch bei Bach und Händel das Moll überwiegt. Andererseits sind gerade die feierlichsten liturgischen Gesänge, z. B. das Te deum laudamus (aaa-aahc'haga) oder die Präfation (bekanntlich ein Lobgesang) und alle Introitus, d. s. alte Eingangsmessegesänge, nach deren Anfangsworten z. B. unsere Sonntage Dominica, Laetare, Exaudi u. benannt sind, alle Introitus also, sage ich, welche mit Gaudeamus oder Gaudete anfangen, in Moll geschrieben. Das orgiastische Phrygisch=Dur ist uns faßlich, nicht so das weichliche klagende, Lydisch=Dur. Doch wie herrlich stimmen dazu die wunderbaren Klagegesänge des Jeremias, welche man — wenigstens im Auszuge — in der Charwoche in allen katholischen Kirchen hört, wie herrlich Haydn's bekanntes Lied „Verzweiflung preßt mein armes Herz, ein lange schon verschloss'ner Schmerz, den keine Zeit mehr heilt“, das nicht bloß in Dur, sondern sogar in E-dur, in der Tonart für Jubelouvertüren und frohe Jägerlieder, des Grames voll einherwandelt! An diesem Liede eines gewaltigen, kaum durch Moll ausdrückbaren Schmerzes, läßt sich begreifen, warum nach einer ganz klaren Notiz des Aristoteles gewisse griechische Musiker nur zwei Octavengattungen anerkannten, Dorisch und Phrygisch, und alle übrigen als Variationen dieser beiden betrachteten. Diese Männer ordneten offenbar das KlageLydisch dem Jubelphrygisch unter; denn beide aus Kleinasien eingeführte Octavengattungen bilden den Gegensatz der leidenschaftlichen Erregtheit zur edel einfachen Seelenharmonie der nationalgriechischen Moll-Dorik; daß aber das Phrygisch und nicht das Lydisch den



betreffenden Musikern die Gattungsbezeichnung an die Hand reicht, hängt wohl mit der Verachtung zusammen, welche die griechischen Philosophen gegen das weichlich-barbarische Lydisch hegten und aussprachen. Stellen wir aber die berührte Stelle des Aristoteles unter das culturohistorische Visir, so erscheint in der erwähnten Zweitheilung aller Octavengattungen nichts Geringeres, als der Dualismus der polarischen Mächte in der griechischen Volksseele: der Dualismus des Apollo- und des Dionysoscultus. Apollo mit der Kithara ist der Gott der einfachen, edlen, ruhigen Schönheit; ihm sind die dorischen und äolischen Lieder gewidmet; Dionysos, der von Flöten umrauschte, ist der Gott der Leidenschaft und des aufgelösten Innern; „den Bacchanten und Bacchantinnen scheint der Schoß des Berges sich zu öffnen und Schrecken wie Entzücken durchschauern sie zugleich, wenn ihnen der gekrönte Gott erscheint mit leuchtenden Augen“, bald freudetrunken, bald voll Traurigkeit und unendlichem Sehnen. So birgt der Dionysoscultus die positive und negative Seite der Leidenschaft; und wenn ein orphischer Spruch sagt: „Aus dem Lächeln des Dionysos wurden die Götter, aus seinen Thränen die Menschen geboren“, so wähten vielleicht jene Musikdualisten bei Aristoteles, daß aus dem Lächeln des Dionysos die phrygische, aus seinen Thränen die lydische Sangesweise entstand.

## III.

Es sind uns im Laufe unserer Erörterungen so manche Beziehungen der griechischen Musik zur modernen entgegengetreten und auch in dem zuletzt behandelten Cardinalpunkte der Octavengattungen, welchen man lange Zeit als einen schneidigen altgriechische und moderne Musik auseinanderhaltenden Keil betrachtete, eine wenn auch nicht besonders dicke Verwachsung mit der modernen Tonkunst gefunden. Zum Schlusse soll noch ein Band, welches die neueste Zeit im Hinblick auf die berühmten Bayreuther Aufführungen mit altgriechischer Musik geknüpft hat, einer kurzen Beaugenscheinigung und Prüfung unterworfen werden. „Wagner — der deutsche Meschylus“, dieses vom bewundernden Munde vieler Wagnerverehrer laut ertönende Schlagwort, trägt für jeden, der sich ein Bißchen über die schriftstellerische Thätigkeit des Bayreuther Musikheros orientirt hat, nicht bloß quantitative, sondern auch qualitative Bedeutung in sich; es preist nicht einfach unseren großen Nationaldichtercomponisten, es anerkennt, von der auch sonst vorkommenden Vereinigung von Musiker und Dichter abgesehen, altgriechische Eigenthümlichkeiten in seiner neuesten Kunst. Welche sind diese, soweit sie sich speciell auf die Musik beziehen? Da kann zunächst die vorwaltende, allerdings schon zur Zeit der Entwicklung unserer Oper gepflegte Einstimmigkeit des Gesangs genannt werden, nur ist diese Einstimmigkeit des Gesangs vielmehr Monodie, d. i. Sologefang, als Monophonie, d. i. einstimmiger Chorgesang; letzterer bildete aber bei den Griechen in der klassischen Zeit gerade einen fundamentalen Theil des Bühnen-



spiels. Ferner wird die Herrschaft des Worts über den Ton als Hauptbeziehung zwischen Wagner und altgriechischer Musik geltend gemacht. Auch dieser Punkt trifft nur halb zu; die griechische Musik darf mit Recht eine poetische heißen, aber nie eine gedankliche, begriffliche oder gar memoriale, wie es die neueste Musik Wagners mit ihren leitmotivirenden Ideenassocationen nicht bloß ist, sondern auch sein will. Können wir, wie wir bereits im Eingang bemerkten, das tiefere Wesen des Musikalischschönen bei den Griechen auch nur ahnen: jedenfalls gehen wir nicht irre, wenn wir im Ganzen und Großen auch bei ihnen die bekannten zwei jede Lust an Musik bedingenden Hauptfactoren voraussetzen, den sinnlichen Reiz und die einheitliche Stimmung, beide durch ein „geordnetes Formenspiel“ erzeugt. Bei der Vorliebe der griechischen Musik für das melodische Nacheinander — im Gegensatz zum harmonischen Nebeneinander — darf es nicht befremden, wenn bei ihr die Eurhythmie — d. i. die Regelung des musikalischen Zeitmaßes, des „männlichen“ Elements in jeder Melodie, nach Takten, Reihen und Perioden in correspondirenden Zahlverhältnissen — eine fast dictatorische Gewalt ausübt. Ja, bei den Griechen muß Jeder in die Schule gehen, welcher den wunderbaren Formenbau Gluck'scher und Mozart'scher Kunstwerke mit innerster Seele erfassen will. Nur innerhalb dieses eurhythmischen Gebäudes tritt jene Tonmalerei oder, genauer gesagt, Rhythmusmalerei ein, von der wir oben geredet haben. Und wir dürfen sicher annehmen, daß die einheitliche Ruhe, welche in den Chorgesängen auszudrücken dem griechischen Musiker Bedürfnis war, ihn ebensowenig um Einzelpunkte des Inhalts willen jeden Augenblick die Formentwicklung abbrechen ließ, als es dem bekanntlich maskirten Schauspieler etwa erlaubt gewesen wäre, bei jeder neuen Detailstimmung aus einer anderen Larve zu blicken und zu sprechen. Der einfach erhabene Edelsinn des Griechen hatte eben eine weitere Perspektive, um dramatische Wahrheit und Formenschönheit im Gleichgewicht zu erhalten, als unsere „vom Scheidewasser der Reflexion zerfressene“ musikalische Aesthetik. Doch was rede ich? Der Leser schlage die erhaltenen Reste auf: die scharf abgemessene Form, die Entwicklung von Satz und Gegensatz zu gesundem Gedeihen, ja sogar das vielverschrieene Mittel der nur musikalischen einfachen und variirenden Wiederholung; alles das kann ihm nicht verborgen bleiben. So wird man in der Hauptsache d. h. in Bezug auf das Verhältniß von Inhalt und Form eher Gluck als Wagner mit Aeschylus vergleichen können. Für diesen Vergleich spricht auch der Schimmer apollinischer Würde, welcher uns aus Glucks Opern antiken Stoffs entgegenstrahlt. Der Charakter der Wagner'schen Musik dagegen — und hier liegt die Hauptkluft zwischen Wagners Musikdrama und dem feinen rohen, dionysischen Ursprung durch vorwiegende Dorik fast ganz verleugnenden antiken Bühnenspiel — ist exclusiv dionysisch. „Für das in mittleren Stimmungen zart bewegte Farbenspiel des menschlichen Gemüthes hat seine Palette keine Farben. Er fühlt sich nur vom heißesten Lichtstrahl der erregten Leidenschaft zum Schaffen und Schildern hingerrissen“ und, wenn er in Rücksicht



auf dramatische Wahrheit die Vielstimmigkeit des Gesanges in seiner neuesten Kunstphase fast ganz aufgab, so wollte er sich dadurch zugleich den Weg bahnen zu der „üppigsten Entfaltung orchestraler Gluthfarben“ und nervenbezaubernder Effecte. Wie ganz anders urtheilt bei Plutarch Soterichus — oder, sagen wir es offen, Aristogenus; denn bei ihm hat er sich Rath erholt — über Aeschylus und die klassischen Musiker: „Nicht aus Unkenntniß, sondern mit Vorbedacht haben sie in den Mitteln der Melodieführung sich beschränkt, kein Chroma, kein Umschlagen in alle möglichen Tonarten, keine melodielaufbrecherischen Intervallensprünge — obgleich diese Mittel in ausgedehnter Weise ihnen zu Gebote standen“; und „mit ihnen ist eine schönere Welt der hellenischen Musik zu Grunde gegangen — nach ihnen ist die effecthaschende, nur den Beifall der großen Menge erstrebende Theatermusik in Barbarei versunken“ — so etwa lautet in Kurzem das *Ceterum censeo* des Aristogenus über klassische und nachklassische Musik seiner Nation. Ja, edle Würde, einfache Größe, das war der Charakter der griechischen Musik in ihrer Blüthezeit. Denken wir daher nicht gering von ihr. „Mag sie auch“, so schließen wir mit Geväert, „auf der Leiter der Neußerungen menschlichen Gefühls niederer stehen als die unsrige; wir dürfen nicht vergessen, daß die alte Kunst, wenn sie die jähen Kühnheiten und das gigantische Hochstreben der neuen Musik nicht gekannt hat, auch deren Verirrungen und Schwächen fern geblieben ist . . . . Kommen wird vielleicht der Tag, wo die abendländische Kunst, nachdem alle Register nervöser Einwirkung verbraucht sind, der gewaltsamen Erregungen satt, sich wieder dem antiken Geiste zugehrt, um von ihm ein Geheimniß zu ersehen, das Geheimniß der ruhigen, einfachen und ewig jungen Schönheit“.







## William Harvey,

der Begründer der neueren Physiologie und ihrer Methode, im Lichte  
der Culturgeschichte.

Von

J. Herm. Baag.

— Worms. —

**E**ine in die Augen fallende geschichtliche Thatsache, welche gewiß nicht auf Zufall beruht, sondern auf noch unerkannte Gesetze der Geistesentwicklung hinweist, ist die: daß Angehörige gewisser Zeiten in eigenthümlicher Uebereinstimmung nur die Anfänge bestimmter Wahrheiten finden, daß andere Zeiträume über dieselben Probleme unter sich ähnliche falsche Lehren bringen, bis in späteren Epochen auch diese wieder gemeinsam eingerissen werden, um der vollen Wahrheit Platz zu geben. So brachte, um nur ein Beispiel anzuführen, dieselbe Entwicklungsepoche die ersten Anfänge der Kenntniß des Kreislaufs des Mikro- und Makrokosmos, eine andere gab beiden in bestimmtem geistigen Aehnlichkeitsverhältnisse stehende, aber falsche Mittelpunkte — Galen dem ersteren die Leber, Ptolemaios dem letzteren die Erde —, wieder eine andere entfernte das Irrige und setzte die Wahrheit in ihr Recht: Copernicus und Kepler lehrten den Kreislauf der Welt und ihre Gesetze, Harvey den des Blutes.

Die Wahrnehmung solcher Erscheinungen führt dahin, den geistigen Untergrund jeden Wahrheitsfundes in der Gesammtrichtung der Cultur derjenigen Epoche zu suchen, in welcher er in die Geschichte trat.

Das Leben des Entdeckers des Blutkreislaufes und des Entwicklungsgesetzes bei den Thieren fiel nun einestheils in die Nachblüthe der Reformation im weitesten Sinne, aber auch noch in die Zeit des Reactionskampfes gegen die Errungenschaften jener.

In dem Schlachtrufe Luthers: „Die Zeit des Schweigens ist vergangen und die zu reden ist kommen!“ — einem Schlachtrufe, der gegen das ganze auf allen Gebieten durch die Kirche stumm gewordene Mittelalter gerichtet



war — und in dem Jubelrufe Guttens: „O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ liegt die Charakteristik jener ersten Zeit. Und sie war unsere Epoche, die der größten geistigen Machtstellung, welche das deutsche Volk jemals erreicht hat! Der letzteren aber gaben Kriegsnoth und unsagbare Leiden unseres Vaterlandes mit nachfolgender Noth und Armuth desselben neben Liederlichkeit und Verschwendung der Hölse und Knechtung des Geistes durch staatlichen und kirchlichen Absolutismus die Signatur: in ihr ward der deutsche Volksgeist zur Hälfte zu Grabe getragen, für welchen Verlust griechische, römische, französische und englische Thaten im folgenden Jahrhundert nicht entschädigen konnten.

Es ist hier nicht der Ort, die beiden Epochen des 16. und 17. Jahrhunderts ihrem Geiste nach vollständig und erschöpfend vorzuführen; doch erinnern müssen wir wenigstens an die hauptsächlichsten Aeußerungen desselben, selbst auf anderen Gebieten, als auf dem der Medicin, um den culturhistorischen Zusammenhang aller und die geistigen Wurzeln der Reform der Medicin durch Harvey's physiologische Entdeckungen darzulegen.

Das 16. Jahrhundert, in dem auch die letztere ruht, war ein Zeitraum vorwiegend idealistischer Stimmung auf allen Gebieten des Denkens und des Fühlens, die selbst das Volk ergriffen hatte in Folge der religiösen Reformation; denn die Religion, der einzige Idealismus, dem es huldigt, ward durch jene wieder in seine Seele gepflanzt, nachdem die mittelalterliche Kirche durch fortschreitende Veräußerlichung derselben es innerlich mehr und mehr ihr entfremdet, die Sprache des Gottesdienstes ihren Inhalt unverständlich, das Treiben der Geistlichen aber deren Wirkung verdächtig, ja verächtlich gemacht hatte.

Durch Bekämpfung des Hexenwahns trat auch die Medicin in ergänzende Beziehung zur religiösen Reformation, insofern der Arzt Weyer diesen Schäden des Mittelalters mit der Macht nüchternen Denkens entgegentrat, was um so mehr zu verwundern ist, als die Medicin selbst doch noch bis tief in's 18. Jahrhundert hinein am Dämonenglauben hängen blieb und damals noch so sehr an astrologischem Aberglauben, von welchem beiden bei Harvey aber keine Spur zu entdecken ist, hing, daß Arzt und Astrologe so ziemlich dasselbe bedeutete. Es war der Neuplatonismus, der dies bewirkte; denn dieser ward in der Philosophie des 16. Jahrhunderts mit echtem Platonismus, den man zur Gegenwirkung gegen den mittelalterlichen Aristotelismus wieder erweckt hatte, vielfach vermischet und verwechselt, so daß der gleichfalls wiedererwachende Scepticismus erst zur Zeit Harvey's seine Wirkungen äußerte.

Zur Charakterisirung der idealistischen Kunstrichtung des Jahrhunderts der Renaissance, in der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, selbst des Kunsthandwerks, genügt es, die Namen eines Lionardo, Tizian, Michel Angelo, Raphael, Benvenuto Cellini, Dürer, Holbein zu nennen, die einen Theil der Herrlichkeit ihrer Schöpfungen wieder der Medicin, vielmehr der Anatomie verdankten; denn sie alle studirten und betrachteten diese, welche bekanntlich



im 16. Jahrhundert großartigen Aufschwung nahm, als Grundlage ihrer Zeichnung und Gestaltenbildung. Andererseits theilten sie durch vollendete Abbildungen dem Hauptsach der realistischen Forschung des 16. Jahrhunderts, der Anatomie, einen künstlerischen Zug mit, so zwar, daß es der Betrachtung werth wäre, wer bei dieser Wechselwirkung mehr gewann, die Kunst oder die Anatomie. Auch die Musik dieses Jahrhunderts war eine rein idealistische. Wir erinnern nur an Luthers und seines Walter Kirchenmusik, dann an die Palestrinas. Und selbst die Musik stand zu der Anatomie damals noch in, wenn auch nur innerlich-erheiternder Beziehung, insofern den Schmäusen und Gelagen, welche in jener Zeit, wenigstens in Deutschland, den Sectionen folgten, durch sie ein idealer Nachklang gegeben ward. Wie sehr überhaupt das 16. Jahrhundert allem einen künstlerischen Hauch mittheilte, geht ferner daraus hervor, daß selbst einzelne Theile der Pathologie von sehr fragwürdigem poetischen Gehalt in dichterischer Form dargestellt wurden, z. B. von Fracastori.

Eine hohe Aufgabe war besonders der klassischen Philologie in der Erklärung und dem Studium der Alten zugefallen, deren Werke nunmehr durch die Buchdruckerkunst allgemein zugänglich waren und in den zahlreichen Lateinschulen, welche auch die Vorbildung der Aerzte übernahmen, als Bildungsgrundlage benutzt wurden. Der Medicin — viele ihrer bedeutendsten Lehrer waren zugleich große Philologen — gab sie die unverfälschten alten Aerzte, zumal den Hippokrates, zu Mustern, untergrub dadurch den Einfluß der arabischen Aerzte, erhielt zwar einerseits noch große Verehrung für die Autorität der Alten, wirkte aber als Gegengewicht gegen den noch fortwirkenden Autoritätsglauben der mittelalterlichen Medicin, besonders durch das Studium der Werke des Genannten für die in den Endjahrhunderten des Mittelalters nur erst spärlich und schüchtern auftretende selbständige Beobachtung. So ward durch die Philologie in erster Linie die Wiedergeburt der letzteren im 16. Jahrhundert bewerkstelligt, ein Gewinn, für den man jener nicht dankbar genug sein kann. Dadurch ward sie geradezu die Mutter der neueren Medicin.

Auch bei der Wiedererweckung der Mathematik und Naturwissenschaften, die man als Grundlage der Bildung des Arztes heute in den Vordergrund stellt, war die Philologie theilhaftig, insofern durch sie Männer, wie Beheim, Peurbach und Copernicus, Cordus, Matthiolus und Casalpin zu Euklides und Dioskorides hingeführt und im Gefolge davon zu ihren mathematisch-astronomischen Großthaten und botanischen Forschungen veranlaßt wurden. Deutlich ersichtlichen Einfluß auf die Medicin des 16. Jahrhunderts hatte unter den Naturwissenschaften jedoch nur die Botanik neben der in der letzten Zeit des Mittelalters im Abendlande aufgetauchten Chemie.

Die Reform der Pathologie, vielmehr der pathologischen Theorie, bahnte auf Grundlage der letztgenannten im vielthätigen 16. Jahrhundert Theophrast von Hohenheim an, indem er, auf synthetischem Wege freilich, der das ganze



Mittelalter hindurch unbeanstandeten galenischen Humoralktheorie eine solche mit drei chemischen sogenannten Elementen: Salz, Schwefel und Quecksilber als Grundlage alles Organischen gegenüberstellte. Noch mehr aber erschütterte er durch seine chemischen Mittel die galenische Therapie, und darin liegt sogar seine geschichtliche Hauptwirkung. Ebenso förderte er, ein Mann klaren und genialen praktischen Instinctes, aber derb-deutsch-mystischen Denkens, die chirurgische Therapie durch Betonung einfachen Verbandes, während Paré durch die Einführung der Freidligatur bei der Amputation zu gleicher Zeit die Operationslehre reformirte.

Die Reform der Anatomie durch Vesal, ohne deren Vorauszgang die Harvey'sche der Physiologie kaum möglich gewesen, übte auf Medicin und Chirurgie des 16. Jahrhunderts sehr wenig Einfluß. Unter den Anatomen des letzteren ragt neben dem genannten großen Reformator der Anatomie besonders Fabricius ab Aquapendente hervor, der Lehrer Harveys und mittelbare Schüler jenes. Dessen lückenhafte Beschreibung gerade des Herzens gaben Harvey den ersten Anstoß zu seinen Untersuchungen über den Kreislauf, dessen Forschungen über die Entwicklungsgeschichte des Huhns dagegen die Anregung zur Begründung seines berühmten Entwicklungsgesetzes. Die Anatomie ward die Mutter der Physiologie.

Unter die Hilfsmittel, welche die wissenschaftliche Forschung im sechszehnten Jahrhundert, insbesondere innerhalb der letzteren, im Ganzen schon häufig, wie bereits auch die Alexandriner und Galen, benützten, gehörten die Vivisectionen, welche auch damals lauten Widerspruch erfuhren, weshalb Colombo zuerst an Stelle des verrätherischen schrillstimmigen Schweines den stilleren Hund gebrauchte. —

Als besondere anatomisch-physiologische Vorarbeiten für die Harvey'sche Kreislauflehre sind hier die Angaben Servets und die Nachweise Colombos und Casalpini zu nennen.

Servet gab den Weg des sogenannten kleinen Kreislaufs bis jenseits der Lunge präciser als Galen an, ließ aber, wie dieser, den Inhalt der Lungenvenen Luft beim Ein- und Ruß beim Ausathmen mit wenig dünnstem Blute, fortbestehen, so daß von einer Entdeckung des kleinen Kreislaufs, abgesehen von der physiologischen Unzuträglichkeit einer gesonderten Aufstellung eines solchen, nicht die Rede sein kann.

Colombo, der, wie der Genannte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört, lehrte nicht bloß den Weg bis zum linken Vorherzen vollständig, sondern wies auch experimentell den Blutgehalt der Lungenvenen nach und bekämpfte, wie jener, die Durchlässigkeit der Poren der Herzscheidewand, wie er denn überhaupt ein führender und feuriger Gegner Galen's war. Von den Lungenvenen ab ließ er aber wieder Alles beim Alten, hielt außerdem das Herz für keinen Muskel, wofür es doch bereits Hippokrates richtig erklärt hatte. Auch bei ihm fehlt übrigens das physiologische Verständniß des kleinen Kreislaufs. Den Colombo nennt Harvey und erkennt ihn an.



Beider Genannten Lehren sind nichts weniger als physiologische Entdeckungen; denn jede einfache Darlegung des heute sogenannten kleinen Kreislaufs darf ebenso wenig als physiologisch erkannter Theil der wirklichen Harvey'schen Kreislauflehre betrachtet werden, wie es als eine astronomische Erkenntniß des Erdkreislaufs zu bezeichnen wäre, wenn Jemand nur die halbe Erdbahn gelehrt hätte.

Der Dritte, welcher Harvey die Entdeckung des Kreislaufs ganz streitig machen soll — er starb im Jahr vor der Rückkehr desselben aus Italien —, fügte der Servet-Colombo'schen Lehre den sogenannten großen Kreislauf, wenn auch nicht mit unbeanstandbarer Klarheit hinzu. Er behält aber die fundamentale, für immer zu Gunsten Harveys entscheidende Lücke bei, daß er das Herz weder als Blutweg, noch als blutbewegende Kraft richtig darstellt und erfaßt. Läßt er doch — und damit fällt allein schon sein Anspruch auf Entdeckung des Kreislaufs bei jedem nüchtern Denkenden und Geschichtskundigen! — selbst die Poren der Herzscheidewand als Blutweg fortbestehen!

Außer diesen dreien, welche Harveys Ruhm und Verdienst zu beeinträchtigen berufen waren, giebt es noch eine ganze Reihe anderer Namen, die man zu diesem Zwecke citirt hat. Alle aber sind dazu bei nicht voreingenommener Auffassung keinesfalls im Stande, sondern beweisen nichts, als daß viele die Frage nach dem Kreislaufe, von welcher Bezeichnung auch Harvey zuerst mit klaren und bewußten Worten Gebrauch macht, berührten, aber nicht erledigen konnten. Alle haben um den Kreislauf eben nur herumgetastet, wie im Dunkeln!

Daß derselbe keines seiner nachträglich gefundenen und erfundenen Concurrenten außer Colombos erwähnt, hat ihm viele Vorwürfe und sogar selbst den Verdacht des geistigen Diebstahls zugezogen. Welcher große Geist hätte aber nicht zu seinen Lebzeiten und oft noch lange darnach unberechtigte Angriffe erfahren? Das ist ja so gewöhnlich, daß man es geradezu als ein geschichtliches Attribut eines großen Geistes erklären kann! Harvey hatte zudem die Schwäche oder Unart fast aller bahnbrechenden Köpfe an sich, daß er nicht „gelehrt“ war, ja noch mehr, daß er, wie es scheint, sogar mit geplanter Absicht, dies nicht sein wollte. Sagt er doch ausdrücklich, er habe sich und Andre durch eigne Beobachtung und nicht aus Büchern belehren wollen!

Im Gegensatz zu der neuplatonischen des 16. Jahrhunderts äußerte die Philosophie des 17. Jahrhunderts, dem Harvey zu nahe drei Viertel seiner Lebenszeit angehörte, weniger Einfluß auf den theoretischen Inhalt der Medicin, als vielmehr auf deren Methode, und mehr wieder unter den Hauptlehren derselben die des Cartesius, als die Bacon's, welche doch der durchaus realistischen Richtung des Jahrhunderts mehr entsprochen hätte. Auf Harvey übte der letztere keinen nachweislichen Einfluß, trotzdem oder vielleicht weil er dessen Zeitgenosse war. Und auch Bacon erkannte Harvey, der seine Entdeckungen jedenfalls, ehe er nur Kenntniß von jenes



Philosophie hatte, nach Art der Anatomophysiologen des 16. Jahrhunderts und nach deren Methode alsbald nach seiner Rückkehr aus Italien schon in Angriff genommen hatte, nicht recht an, ja eher war das Gegentheil der Fall. Was Beide in ihrer Denk- und Forschungsrichtung Gemeinsames haben, wurzelte in dem Geiste der Zeit und muß geschichtlich als die naturnothwendige Reaction gegen den Idealismus des 16. Jahrhunderts betrachtet werden. — In äußerster Opposition zu diesem stand zuletzt der Materialismus und Empirismus von Hobbes, des zehn Jahre jüngeren Freundes Harveys, und des Arztes Locke.

In der Philologie begann im 17. Jahrhundert an die Stelle des schöpferischen Klassicismus, der Betonung des idealen Inhaltes der Alten, die formalistische Auffassung dieser, der philologische Bopf, zu treten.

Die Künste machten einen noch entschiedeneren realistischen Umschwung, als die Philosophie. Darunter die Baukunst, die Musik, in welcher der religiösen des 16. Jahrhunderts die Oper folgte. In der Malerei räumte die religiöse Historie dem irdischen Genre den Platz, das Heiligen-, Madonnen- und Christusbild der Darstellung des Lebens und der Natur, der Landschaft, in welcher neuer Richtung Niederländer und Franzosen dieselbe Rolle einnahmen, wie in der des 16. Jahrhunderts die Italiener und Deutschen. „Dem seelenlos gewordenen Idealismus“, sagt Dohme, „trat ein entschiedener Realismus entgegen. Die Realisten erkannten consequent nur die Wirklichkeit an. Sie setzten das Genre in seine Rechte. Es geht dies parallel mit dem damaligen Aufschwung der physikalisch wissenschaftlichen Bestrebungen“, was auch heute zu beobachten ist, wie denn die Richtung unseres Jahrhunderts eine Fortsetzung und Steigerung der des siebzehnten ist.

Selbst auf dem Gebiete der Religion, worin im 17. Jahrhundert bekanntlich an die Stelle der schwungkräftigen Religiosität der Reformationszeit der Jesuitismus und der steif- und wortgläubige Consistorialglauben gesetzt ward, die dann den Unglauben weckten, trat diese Reaction ein. Und für letzteren wurden auch damals die Medicin und die Naturwissenschaften verantwortlich gemacht, wenn auch weniger laut und allgemein, als heute.

Die Naturwissenschaften erfuhren im 17. Jahrhundert ihre Umwandlung in wahrhafte Wissenschaften. So ward unter den Händen der Boyle und Stahl aus der Alchymie die Chemie. Physik und im Besonderen die Optik — wir erinnern nur an die Erfindung des Mikroskops, des Fernrohres — machten gewaltige Fortschritte, so daß mit ihrer Hilfe und der der Mathematik durch die Galilei, Kepler, Newton die Astronomie zur erhabensten aller Naturwissenschaften herangebildet werden konnte. In Mineralogie und Botanik wurden zahlreiche neue Funde gemacht und die Anfänge systematischer Eintheilung begründet.

Auf die altehrwürdige und doch so modesüchtige Medicin aber gewannen die Naturwissenschaften auch damals großen Einfluß. Baute man doch auf einzelne Errungenschaften, ja auf bloße Methoden derselben Theorien und Schulen, ganz nach der Reihenfolge, wie jene sich entwickelten!



Zunächst ward die dynamisch-chemische Theorie des Theophrast von Hohenheim zerpalten, und in den Niederlanden, die damals gleich England ihre wissenschaftliche Blüthezeit hatten, von Helmont in erster Linie die dynamisch-supernaturalistische Seite jener unter Beziehung der Chemie, von de le Boë-Sylvius dagegen vorzugsweise die chemische Hälfte derselben unter Zugrundelegung der neugewonnenen Begriffe von Gährung, alkalischen und sauren Schärfen u. s. w. zu neuen Systemen aus-, oder wenn man will, weitergebildet. Dabei ward die Theorie des ersteren sichtlich mit der mystisch-pietistischen Theologie der damaligen Zeit, die des letzteren, des jüngeren der beiden, aber mit der damals auf neue Weise verwendeten alten Lehre von den Lebensgeistern, die man aber jetzt in den hohlgedachten Nerven kreisen ließ, verquickt. Sylvius, der Stifter der chemiatrischen Schule, stand schon auf positiver Grundlage, mehr aber war dies noch bei Borelli, dem Stifter der iatromathematischen Secte, ausgeprägt. Hatte jener die Chemie, von der Harvey nicht viel hielt, und zwar die damals sich entwickelnde anorganische, als Leitfaden erwählt, so der Letztere, zu dessen Schule mit Unrecht selbst Harvey gerechnet wird, die damals so mächtig aufblühende Mathematik und Physik. Keiner Realist, der sich als solcher frei von jeder Theorie zu halten suchte, war der große Praktiker Sydenham; aber er wollte nach dem Muster der damals in der Botanik hervortretenden Speciesbildung die Krankheiten nach Art solcher Species, wie die naturhistorische Schule unseres Jahrhunderts dies nach Art der natürlichen Familien versuchte, beschreiben und eingetheilt wissen. Deshalb betonte er, darin auf seinem Gebiete Harvey gleich, vor Allem genaueste Naturbeobachtung.

Verließ Sydenham nur die galenische Theorie und theoretische Therapie, gegen die auch das 17. Jahrhundert noch vollauf zu kämpfen hatte, und kehrte er einfach zu Hippokrates' Beobachtungs- und Behandlungsgrundsätzen zurück, so versetzte jener zu gleicher Zeit den Todesstoß ein Deutscher: Conrad Victor Schneider, durch den siegreich geführten Beweis, daß die ganze antike Lehre von den Katarrhen falsch und daß der Schleim einfaches Product der Nasenschleimhaut ist. Man sagt uns Deutschen nach, daß wir fremdes Verdienst bereitwilliger anerkennen, als das der eigenen Forscher. War und ist dies auch oft bloß falsche Meinung, so ist dieser Vorwurf doch gerecht, wenn man die Anerkennung, welche Harvey für seine physiologische Widerlegung erlangte, mit der vergleicht, welche Schneider unter uns für seine pathologisch-aetiologische erfuhr: Schneiders reformatorische That in Bezug auf die Pathologie, das mag hier ausdrücklich betont werden, steht, geschichtlich aufgefaßt, der Harveys hinsichtlich der Physiologie ebenbürtig zur Seite.

Fast hätten wir vergessen einer letzten medicinischen Theorie des 17. Jahrhunderts — man muß die Lehre so nennen — zu erwähnen, nämlich der Pathologia animata von damals. Sie bestand darin, daß man die zu jener Zeit mit Hilfe des neu erfundenen Mikroskops entdeckten



Infusorien mit sehr großem, wie sich nachträglich erwies, übertriebenem Enthusiasmus als verbreitetste Krankheitsursache proclamirte, etwa wie in unsrer Zeit die Pilze.

Die Erwähnung dieser Theorie leitet auf die Betrachtung der wissenschaftlichen Hilfsmittel hin, welche im Jahrhundert Harveys der „exacten“ Forschung, welche schon damals, nicht aber, wie vielfach geglaubt wird, erst in unserer Zeit, in's Leben gerufen ward, zu Gebote standen. Es waren größtentheils die gleichen wie heute, nur waren sie weniger zahlreich und ihre Verwendung noch weniger ausgebildet — und doch, welch' große Resultate wurden damit erlangt! Physik und Mathematik spielten eine maßgebende Rolle, unter den physikalischen Apparaten das Mikroskop, das auch Harvey benutzte, dann die Wage, die Minutenuhr, welche dieser in der Physiologie zuerst anwendete, das Thermometer. Selbst die chemische Analyse trat bei der Medicin in Dienst: ward doch die Hirnsubstanz auf ihren Fettgehalt geprüft. Am meisten benutzte man und zwar nicht weniger als heute, ja selbst schon als ein Verfahren, mittelst dessen man vor Laien wissenschaftliche Probleme demonstirte, die Vivisection. Gerade Harvey stellte zahllose an, wie es scheint sogar mehr, als für seine nächsten Forschungszwecke nöthig waren. Vielfach führte er solche auch vor Nichtmedizinern aus. Wie hoch die Begeisterung für solche selbst bei Laien sich damals versteigen konnte — freilich gab es auch eine Oppositionspartei —, beweist der Umstand, daß ein englischer Geistlicher eine von Harvey öffentlich ausgeführte Vivisection in einem 493 lateinische Verse langen Gedichte, welches Professor Ritter in Prag als culturhistorischen Beitrag zur Jubiläumfeier veröffentlichte, besingen mochte!

Ferner verwerthete man in der medicinischen Forschung, wenn auch zum Glück nicht in schlechten Gedichten, die normale und pathologische Anatomie, deren Bedeutung Harvey sehr hoch stellte, ja man machte den Anfang mit experimentell-pathologischen und pharmako-dynamischen Untersuchungen.

Aus dem bisher skizzirten, wahrlich fruchtbaren Culturboden erwachsen einestheils die Reformation der Wissenschaft und Künste im 16. und andererseits die zahlreichen, staunenswerthen Entdeckungen im 17. Jahrhundert, sowohl die astronomisch-physikalischen Galileis, Keplers, Toricellis, Guericques, Newtons und Anderer, wie die physiologischen Harveys. Das 17. Jahrhundert war eine jener Epochen gehäufster Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Medicin, in denen von großen Geistern die Resultate vorausgegangener und gegebener geistiger Gesamtkräftwirkung in Form von Wahrheitsfunden gezogen wurden. Harvey war in diesem Sinne nur ein Sprößling jener Epoche, ein Glied in der Kette jener Mehrerer der menschlichen Erkenntniß.

Berlieren nun auch bei solcher Auffassung die wissenschaftlichen Großthaten Harveys viel von dem Wunderbaren, das denselben bei von ihrem culturhistorischen Untergrunde absehender Betrachtung ohne Frage anhaftet, so



benimmt jene doch nichts von deren Großartigkeit und nichts von der Größe ihres Entdeckers. Denn dessen persönliche Größe ruht auf der klaren Erkenntniß der in seiner Zeit liegenden, mit seinen geistigen Mitteln zu lösenden Aufgaben, noch mehr auf der Auffindung des richtigen Weges zur Lösung, am meisten aber auf der bewundernswürdigen Ausdauer, womit er die Lösung erstrebte und endlich fand. Durch die Ausdauer ward er ein Genie im Sinne Lessings.

Die ganze Tragweite der Entdeckungen Harveys, besonders der culturhistorisch folgewichtigsten, des Kreislaufs, vollständig zu erkennen, ist sehr schwer, da gar manche Wirkungen derselben, wie bei allen geistigen Großthaten, aus dem späteren allgemeinen geistigen Besitztume der Menschheit sich nicht mehr herauschälen und auf ihren Ursprung mit Sicherheit zurückführen lassen. Wer kann z. B. heute noch vollauf beweisen, welche Wirkungen überall die Entdeckungen eines Columbus oder eines Copernicus auf die geistige Constitution der Nachwelt gehabt haben? Heute nehmen wir alle an den mittel- und unmittelbaren Resultaten jener Theil, so zwar, daß wir uns gar nicht mehr ganz vorstellen, noch weniger aber ganz begreifen können, wie der allgemeine Zustand des Denkens und Vorstellens innerhalb des Volkes sich gestaltete, als sie noch nicht vorhanden waren. So ist es auch mit der Entdeckung des Kreislaufs: sie erschloß, wie jene, eine ganze Welt von neuen Gesichtspunkten, Anschauungen, Vorstellungen, Empfindungen auf allen Gebieten. Wo und welche Anregungen sie überall, auch außerhalb der Medicin, noch gab, wer will das sicher ermessen? Etwa in der Theologie und Philosophie. Daß sie den beiden solche geben mußte, geht in Bezug auf die letztere unter Anderem daraus hervor, daß die Vorstellungen über den menschlichen Organismus und der Begriff eines Organismus an sich durch sie umgestaltet wurden, und für erstere daraus, daß wieder ein Räthsel, auf deren Grund, wo immer sie sein mögen, die Auswüchse des Glaubens und der Aberglauben am kräftigsten wuchern, gelöst war. Das gilt fast noch mehr von der entwicklungsgeschichtlichen Entdeckung Harveys, die in dem berühmten „omne vivum ex ovo“ gipfelt.

In der Pathologie beseitigte die Harvey'sche Kreislauflehre die galenische Vier-Säfte-Theorie und die des Paracelsus. Sie entfernte die Hemmung, welche diese bis dahin dem Fortschreiten der theoretischen, wie thatsächlichen Seite der Medicin angelegt hatte, viel wirksamer, als des großen Befal und seiner Mitarbeiter anatomische Forschungen es vermochten, ohne die jene Entdeckung nicht hätte gemacht werden können. Sie ward für die Medicin eine größere reformatorische That, wie die Luthers für die Theologie; denn sie beseitigte einen alten Glauben und gab statt dessen keinen neuen, sondern Wissen.

Dieser ihrer reformatorischen Wirkung auf die physiologischen Fundamente der Pathologie — daß sie eine Physiologie erst möglich machte und dieser zugleich die Methode für alle Folge vorschrieb, braucht nicht besonders hervor-



gehoben zu werden — kommt die gleich, welche sie auf die Therapie übte: auch diese ward, soweit sie auf den falschen Theorieen der Alten beruhte, von solchen befreit. Wie sehr sie der Krankenbehandlung neue Gesichtspunkte gab, geht vielleicht am schlagendsten daraus hervor, daß die Transfusion des Blutes, welch' letztere ja in unsrer Zeit nochmals so großes Aufsehen machte und so große — Enttäuschung brachte, ihr auf dem Fuße folgte. Als Folge seiner embryologischen Entdeckung muß man die heutige, so weit gediehene Entwicklungsgeschichte, aber auch die Gynäkologie und gynäkologische Operationslehre betrachten.

Daß die Chirurgie, ganz besonders die Operationslehre, durch die Entdeckung des Kreislaufs erst ihre vornehmsten wissenschaftlichen Grundlagen erhielt, dies anzuführen genügt, um deren Tragweite für dieses Gebiet wenigstens anzudeuten.

Sehen wir aber von weiteren Einzelheiten ab und heben wir kurz zusammenfassend den allgemeinen Einfluß jener Lehre auf die ganze Entwicklung der Medicin hervor, so besteht derselbe hauptsächlich darin, daß von ihr aus die speculative Richtung der alten und die autoritative der mittelalterlichen Arzneikunde in Hintergrund treten, dagegen die neuere Auffassung der Medicin als einer in erster Linie beobachtenden und besonders experimentellen Wissenschaft ihren Anfang und Aufschwung nahm, als deren Consequenz wir die heutige Medicin auffassen müssen.

Haben wir früher die in der Entwicklungsstufe, welche Harvey vorfand, gelegenen, allgemeinen Anregungen betrachtet, so müssen wir nun noch mehrerer Besonderheiten gedenken, welche geeignet sind, die Entstehungsgeschichte von Harveys Entdeckungen zu vervollständigen.

Dieselben nahmen, wie schon kurz erwähnt worden, ihren Ausgang von den Untersuchungen des berühmten, durch die Erfolge seines größten Schülers wie kaum ein zweiter medicinischer Lehrer geehrten paduaner Professors Fabricius ab Aquapendente. Bereits während seiner Studienzeit muß Harvey den Gedanken gefaßt haben, die Untersuchungen des Genannten über das Herz zu ergänzen und diejenigen über die Entwicklungsgeschichte fortzusetzen und, wenn möglich, zum guten Ende zu führen.

Die Methode, welche Harvey bei seinen Untersuchungen anwandte, war vorzugsweise die inductiv-experimentelle, ohne daß er jedoch die deductive ganz unberücksichtigt ließ, im Gegentheil, er prüfte die eine durch die andere auf die Richtigkeit ihrer Ergebnisse. Zuerst stellt er die Lehren derer, die sich mit seinem Gegenstande vor ihm beschäftigt haben, in großen Zügen und, wenn nöthig, in's Einzelne gehend dar, wobei er zugleich die Stärken und Schwächen ihrer Begründung andeutet; dann widerlegt er sie durch die Ergebnisse seiner anatomischen und vivisectionistischen Forschungen und baut auf diese seine eignen Ansichten auf. Dabei läßt er auch die Gründe, welche aus dem Denken allein und vorzüglich, aus der mathematischen Deduction erwachsen, nicht außer Acht.



Was speciell Harvey's experimentelle Methode betrifft, so hat er in Bezug auf den Kreislauf ganz gewiß Tausende von Untersuchungen und Vivisectionen, über die Entwicklungsgeschichte der Thiere nicht viel weniger angestellt, dieselben fort und fort durch Wiederholungen controlirt und die Richtigkeit seiner Schlüsse geprüft. Erwähnt er doch allein etliche 30 Thier-species, aus denen er jedesmal zahlreiche Versuchsthiere entnahm, und forschte er doch über jedes der beiden Probleme, deren Lösung er sich mit der Selbstbeschränkung eines großen Geistes und gewissenhaften Forschers allein als Lebensaufgabe gestellt, je etwa ein Vierteljahrhundert lang, ehe er das Resultat veröffentlichte! Kleine See- und große Landthiere, Insecten bis herab zu den menschlichen Schmarobern, Wirbelthiere, Vögel und Säugethiere, alle dienten ihm zu seinen Untersuchungen. Und nicht allein in der Studirstube und am Experimentirtische lag er diesen ob, sondern auch auf Reisen, ja er besuchte die Schlachthäuser und hörte die Angaben der Metzger, Luther ähnlich, der bei Gelegenheit der Bibelübersetzung bekanntlich auch die Auskünfte des gemeinen Mannes nicht verschmähte. Zu all den Experimenten kommen Beobachtungen am Menschen über den Blutstrom in den Venen. Auch pathologische und pathologisch-anatomische Fälle benutzte er. Es gibt nicht leicht ein zweites Beispiel in der Geschichte der Medicin, daß ein Forscher mit solch' großartiger und unermüdlcher Ausdauer seine vorgesteckten wissenschaftlichen Ziele verfolgte. Noch mehr, Harvey's Ausdauer kommt seiner Vorsicht gleich!

Schon hatte er den Kreislauf mehr als 9 Jahre in seinen Vorlesungen vorgetragen und die neue Lehre anderen Aerzten und auch Laien privatim und öffentlich vielfach dargelegt, ehe er sein Büchlein von 72 Seiten über den Kreislauf in Druck gab, das Horazische „nonum prematur in annum“ gewissenhaft durchführend. Dabei bringt er in der Darstellung immer nur die Hauptsache vor und läßt sich durch Nebensachen nicht aufhalten. Deshalb erwähnt er gar nicht oder nur mit einigen Worten die Beschaffenheit der Versuchsthiere, ihre Herkunft, der Zeit, zu welcher er die Untersuchungen jedesmal anstellte, der selbstverständlichen Hilfsmittel u. s. w. u. s. w.; immer nur gedenkt er des Hauptsächlichen und Wichtigen. Er will ein Schlussergebnis haben, veröffentlicht nicht unergiebige einzelne Experimente. Daher kommt es denn auch, daß er zwei schwierige und auf zahllose Untersuchungen und Versuche gegründete große Entdeckungen in kleinen Büchern (die Gesamtausgabe seiner Werke umfaßt einen mäßigen Quartband bei splendidem Satze) veröffentlicht und zwei große, die Wissenschaft und in gewissem Sinne die Welt bewegende Wahrheiten in sehr engem Rahmen begründen konnte. Nirgends tritt seine Person hervor, immer steht die Sache im Vordergrund. Der Mann ging ganz in dieser auf. Harvey war eben ein großer Geist und ein großer Charakter, der nicht allein die Wissenschaft und die Erkenntniß bereicherte, sondern auch um der Wahrheit willen — sich selbst bezwang!

Ein Musterschriftsteller in sprachlicher Beziehung aber war Harvey



nicht. In dieser Richtung waren, was Sprengel den inneren Aerzten, im Gegensatz zu den Chirurgen, überhaupt nachsagt, die Mäusen ihm nicht hold. Er schreibt einen recht schwerfälligen, geschachtelten, wie seine Handschrift schlechten Stil und ein schlechtes Latein, ist sogar durch beides hier und da dunkel, besonders, da er sich absichtlich größtmöglicher Gedrungenheit der Schreibart beleihtigt. Wohl im Bewußtsein dieser seiner auch von Engländern gerügten Schwäche als Schriftsteller ließ er sich von seinem Freunde Ent bei der stilistischen Bearbeitung seiner Entwicklungs-geschichte, die übrigens dafür auch weniger concis und weniger streng logisch aufgebaut ist, nachhelfen. Harveys Worte sind ruhig, nüchtern gewählt, nur an einigen Stellen erhebt er sich etwas im Ausdrucke, zieht sogar einige Mal Dichter an. Mit Citaten aus anderen Schriftstellern ist er sparsam; am meisten nennt er Galen und Aristoteles, also alte Aerzte und Naturforscher, deren Sprache er gut verstand, wenige neue. Darin unterscheidet er sich ebenso sehr von der Art seines Jahrhunderts, das sich durch große Gelahrtheit und Polyhistorie auszeichnete, wie von dem unsrigen mit seiner Ueberfülle von Citaten fast nur aus den „neuesten“ Schriftstellern und seiner großen casuistischen Gelehrsamkeit. Seine Werke sind epochemachenden Thaten gleichzusetzen.

Viel umstritten ist, merkwürdigerweise darf man wohl sagen, bis auf den heutigen Tag die Frage, in wie weit Harvey der eigentliche Entdecker des Kreislaufs sei. Ist der aber der Entdecker — und er ist es offenbar —, welcher zerstreute unzusammenhängende Funde durch das noch fehlende entscheidende Mittelglied zu einem geschlossenen Ganzen zusammensfügt und eine Lehre nicht allein docirt, sondern sie auch klar und bündig durch Thatfachen und Versuche beweist, so war und bleibt Harvey der Entdecker des Kreislaufes; denn er fügte ganz unbestreitbar und auch unbestritten zuerst das Centrum des Kreislaufs, das Herz, sowohl den anatomischen Wegen innerhalb desselben, als seiner physiologischen Function nach, in den sogenannten kleinen und großen Kreislauf ein für allemal ein. Man kann die einfache Kenntniß des ersteren dem Serret und Colombo, die des letzteren dem Casalpin zuerkennen, dadurch werden sie aber weder einzeln, noch zusammen Entdecker des Kreislaufs, sondern höchstens Vorläufer dieser Entdeckung, wie Malpighi infolge des mikroskopischen Nachweises des wirklichen Capillarkreislaufs Vol-lender, und Pecquet, Rudbeck, Bartholin Ergänzter desselben. Bleibt nicht auch Robert Mayer der Entdecker des mechanischen Wärmegesetzes, trotzdem er Vorgänger hatte und Nachfolger fand, welche seine Entdeckung auf andere Weise und sogar besser bewiesen haben, als er? Die Geschichte muß Harvey, der auch den fötalen Kreislauf zuerst richtig lehrte, die Entdeckung des Kreislaufes volllauf zusprechen. Darüber dürfen wir Deutsche wohl das unparteiischste Urtheil beanspruchen, weil wir in Betreff der Kreislaufsentdeckung ganz unbetheiligt sind. Uebrigens läßt sich auch leicht aus dem ganzen Geiste des Buches Harveys, aus der Titelfassung, in der die Herzbewegung voran-



steht, wie aus der Fassung der Hauptstellen die Ueberzeugung gewinnen, daß Harvey neben der Erklärung der Blutbewegung in den Venen weiter nichts als sein alleiniges Eigenthum beansprucht, als jenen krönenden Fund in der Lehre vom Kreislaufe: die Entdeckung der Herzfunction im Kreislaufe. Durch diese ward er freilich, daß war er sich jedenfalls bewußt, der Entdecker des Kreislaufs selbst.

Der laute Kampf, der bis heute nicht verstummt ist, beweist aber auch unter allen Umständen die Größe des Fundes Harveys und damit die seines Geistes, welche ihm gestattete, noch jene zweite physiologische Fundamentallehre in der Entwicklungsgeschichte zu finden, die bis jetzt wenigstens noch Niemand ihm bestritten hat.

Außer den Abhandlungen über den Kreislauf sind nur noch wenige kleine Schriftstücke Harveys und einige Briefe im Drucke vorhanden, auch sind noch eine Handschrift über Muskeln und locale Bewegung und einige Abbildungstafeln, die er bei seinen Vorlesungen benutzte, übrig geblieben. Andere Schriften sind bei dem fortgesetzten Umherwandern Harveys in der letzten Zeit seines Lebens verloren gegangen. Diese fiel nämlich in die Wirren der englischen Revolution.

Geboren aber war Harvey am 1. April 1578. Diesen Tag dürfen auch wir Deutsche feiern, weil einestheils große Männer überhaupt, vielmehr deren Geistesthaten, im höchsten Grade international sind, und weil andererseits Harveys leibliche Geburt erst durch seine 50 Jahre nach dieser in unserem Vaterlande erfolgte geistige Geburt ihren Werth für die Menschheit erlangt hat.

Harveys Geburtszeit fiel in eine wichtige und fruchtbare Entwicklungs-epoche des englischen Volks, deren Triebkraft auch in Harvey sich bewährt und bewiesen hat. Sie fiel in's 20. Jahr nach der Thronbesteigung der zwar etwas schnurrbärtigen, aber mit großen Regentenvorzügen begabten Königin Elisabeth, in's 14. nach Shakespeares, in's 18. nach Bacon's Geburt, in's 10. Jahr nach der Vernichtung von Philipps Armada und in's achte vor der Hinrichtung der schönen und deshalb viel zu sehr entschuldigten und beklagten liederlichen Königin Maria von Schottland. Seine Geburt fiel also in eine Epoche, in welcher England seine literarische und wissenschaftliche Blüthezeit begann und seine Weltmacht- und Handelsstellung, die Amme der ersteren, zwar auf's Wasser, aber so fest gebaut hatte, daß der Bau bis auf den heutigen Tag vorhält.

Harveys Geburtsort war das neuerdings unter uns leider so oft genannte Folkestone, allwo die wohlhabenden Eltern desselben, Thomas und Johanna Harvey, geb. Halle, hauptsächlich, wie es scheint, Landwirthschaft betrieben, und wo außer William, dem ältesten Kinde, noch sechs Brüder und zwei Schwestern desselben das Licht der Welt erblickten. Die ersteren waren später alle Kaufleute und zwar Großhändler; die den Namen nach bekannten hießen John und Eliab. Ueber die Schicksale der letzteren aber ist nichts überliefert: die Geschichte würde die Geschwister Harveys überhaupt nicht



zu erwähnen haben, wenn sie nicht durch ihren Bruder William, den sie übrigens alle, wie es scheint, innig liebten, jenen Strahl von Unsterblichkeit erhalten hätten, welchen große Männer allen mittheilen, mit denen sie in irgend einer Weise in näherer Beziehung stehen.

Aus Harvey's früher Jugendzeit wissen wir nichts. Die erste Nachricht wird charakteristischerweise erst bekannt, und auch hier nichts, wie die nackte Jahreszahl, als Harvey den ersten Schritt in die gelehrte Laufbahn that. Mit zehn Jahren nämlich brachten ihn seine Eltern, welche, mit den Grafen Bristol verwandt, also, was in England auffallenderweise schwerer wiegt als im übrigen Abdera, adligen Ursprungs waren, nach Canterbury in die dortige Lateinschule. Er verließ sie fünf Jahre darnach und trat am letzten Mai des Jahres 1593 in das Cajus- und Gonville-College zu Cambridge. Hier befaßte er sich während seiner Studienzeit, dem Plane der alten englischen Universitäten gemäß, welche den Ärzten nur allgemeine und besonders klassische Bildung geben, mit Dialektik und Physik. Um sich aber für den besonderen Beruf eines Arztes vorzubereiten, ging Harvey nach Padua via Frankreich und Deutschland. Padua genoß nämlich unter den damals gerade in Blüthe stehenden italienischen Hochschulen eines Weltrufs durch Fabricius ab Aquapendente besonders für Anatomie, wogegen Montpellier mehr als Ausbildungsort für Praktiker galt, weshalb Sydenham wohl auch das letztere besuchte. Außer dem genannten Anatomen und Physiologen waren noch zwei, nur durch ihre großen Schüler geschichtlich am Leben erhaltene Professoren, Joh. Thomas Minadous und Georg Ragusens, Lehrer Harvey's, und zwar in der Medicin, während der tüchtige Anatom und Chirurg Julius Casserius ihn in der Chirurgie unterrichtete. Ob Harvey während seines 4 Jahre dauernden Aufenthalts in Italien auch noch andere der einander ja so sehr nahe gelegenen oberitalienischen Hochschulen besuchte, ist nicht sicher zu erfahren. Nach Florenz wenigstens scheint er gekommen zu sein. Von Universitätsfreunden desselben erfahren wir auch nichts; doch scheint Rardi unter diese gehört zu haben, während Casper Hofman, der im letzten Jahre von Harvey's Aufenthalt in Padua war, ihn dort nicht kennen lernte. Ueber seine Studienjahre, vielmehr über deren Benutzung wissen wir, daß er sehr fleißig gewesen, besonders bei Fabricius. Auch wird berichtet, daß er in jungen Jahren, trotz seiner körperlichen Unansehnlichkeit, leicht die Klinge gezogen habe, eine Unsitte, welche damals in Italien und von da her auch in England als Nachklang mittelalterlicher Ritterklopffechtereien ebenso „fashionable“ war, wie das zierliche Zwickelbärtchen, das Harvey's Bildniß ziert. Uebrigens machte er ein ausgezeichnetes Examen, wie sein vom 25. April 1602 datirtes Diplom rühmlichst erwähnt.

Boyle erzählt, daß seines Hauptlehrers Fabricius Vorträge über die Venenklappen Harvey zu den denkwürdigen Untersuchungen über den Kreislauf veranlaßt haben; er selbst spricht übrigens nur von den Lücken in dessen Bearbeitung der Anatomie des Herzens. Wie dem auch sei, soviel ist sicher, daß Fabricius einen maßgebenden Einfluß auf die Forschungsrichtung Harvey's übte.



Nachdem Harvey in Padua den Doctortitel, der auch in England, trotzdem er im Ausland erworben war, Geltung behielt, erhalten hatte, kehrte er sofort nach Hause zurück. Er ließ sich dem Universitätsverbande von Cambridge einverleiben. Dann begann er in London seine Praxis und ward nach zwei Jahren, 1604, in das von dem humanistischen Arzte Linacre 1518 gestiftete berühmte College of Physicians als Candidat aufgenommen. Noch in demselben Jahre heirathete er in's Metier — ganz unklug muß er also nicht gewesen sein! —, d. h. er nahm die Tochter des Londoner Arztes Lancelot Browne zur Ehefrau. Sie lebte noch 1645; denn in diesem Jahre wies ihr Harveys Bruder John ein Vermächtniß zu. Wenn es richtig wäre, was man sagt, daß die Frauen, also auch die großer Männer, die vorzüglichsten gewesen, von denen die Geschichte nichts berichtet, so war Harvey's Frau eine der vorzüglichsten: außer den erwähnten Daten weiß man nur noch von ihr, daß sie das Napoleon'sche, der Madame de Staël gegenüber ausgesprochene Ideal nicht erreichte. Daß sie aber, trotzdem die Ehe ohne Kinder blieb, recht glücklich gewesen sein mag, diese Vermuthung scheint mir am meisten dadurch gestützt zu werden, daß ihr Gemahl ausnehmend gern Kaffee trank (der übrigens damals neu, vielmehr durch die in England damals aufstauhenden Kaffeehäuser „fashionable“ war). Das that er, allen späteren Erfahrungen nach zu schließen, nur ihr zu Liebe. War doch Harvey allen Berichten nach ein guter Mann, also gewiß auch gut gegen seine Frau, und ward er doch erst im hohen Alter infolge Krankseins etwas grämlich und gereizt, zu einer Zeit, in der seine Frau nicht mehr gelebt zu haben scheint. Aber wir wollen uns nicht zu sehr mit den kleinen Zügen aus Harveys häuslichem Leben befassen, zumal wir hier mehr auf Schlüsse, als auf sichere Daten angewiesen sind: verschweigt doch die Geschichte in der Regel bei großen Männern solche Nebensachen für's Ganze und die Nachwelt, die freilich aber meist Hauptsachen für die Lebenden sind.

Drei Jahre nach seiner Verehelichung ward Harvey zum Fellow des College erwählt. Etwa um die gleiche Zeit erhielt er auch eine ärztliche Stelle an dem noch heute bestehenden berühmten Bartholomäushospitale zu London — denn damals hielt man Anatomie und Physiologie noch nicht für unvereinbar mit dem praktischen Berufe —, an einem Hospitale, an welchem so viele bedeutende englische Aerzte den Grund zu ihrem Nachruhm legten, darunter gleichzeitig mit Harvey, zu dem er aber als Surgeon sicher nicht in nähere Beziehungen getreten, auch Richard Wiseman, der erste bedeutende englische Chirurg, „der Stolz Englands“.

Von 1607 an besteht nun wieder eine große Lücke in den Nachrichten über Harveys Leben; schließen läßt sich aber, daß er während dieser Zeit unausgesetzt an seinen Untersuchungen über den Kreislauf arbeitete. Nachdem er nämlich, durch Wahl der Collegemitglieder, am 4. August 1615 zum Lumley und Caldwall-Lehrer, also zum Professor der Anatomie und Chirurgie



des Lehrstuhls, welchen die beiden Genannten gestiftet hatten, ernannt worden war, trug er sofort seine neue Lehre vor. Dies geschah im Jahre 1616, im Todesjahre Shakespeares. Diese Jahreszahl geht aus den eignen Angaben Harveys hervor. Er sagt nämlich, wie schon erwähnt, bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Buches, daß er bereits neun und mehr Jahre vorher die Entdeckung nach akademischem Brauche vorgetragen habe. In der noch vorhandenen Handschrift seines Collegienheftes ist aber vom Kreislaufe nicht die Rede; dagegen beweisen die vorhandenen sechs anatomischen Tafeln, die offenbar zur Demonstration des Kreislaufes in seinen Vorlesungen dienten, daß er in diesen die Lehre erläuterte. Auch erwähnt Harvey noch, daß er zur Erhärtung derselben vor den Mitgliedern des College Vivisectionen gemacht habe.

Auf die sofortige Wahrung der Priorität durch die gewöhnlichen Mittel legte Harvey aber jedenfalls nicht sehr viel Gewicht. Aus Sorglosigkeit oder vielmehr im Vertrauen auf die Unbestreitbarkeit derselben machte er sogar, wie Ent erzählt, einem in London um jene Zeit anwesenden venetianischen Gesandten auf dessen Bitte, um das Jahr 1616, von seiner, wie allein schon aus diesem Ansuchen hervorgeht, jedenfalls großes Aufsehen erregenden Lehre schriftliche Mittheilung. Auf diesem Wege erhielt dann Paolo Sarpi Kenntniß von der Sache, dessen Notizen nach seinem Tode als auf eignen Entdeckungen beruhend, aufgefaßt wurden und Harvey einen Rivalen mehr um die Priorität schufen.

Auch nach geschehenem Vortrage arbeitete er an der Begründung seiner Entdeckung unausgesetzt weiter, trotzdem oder weil ihm dieselbe mehr Verläumder und Neider, so sagt er selbst, als Freunde erweckte. Nur wenige verglichen ihn mit den berühmten Entdeckern Cavendish und Drake, seinen Zeitgenossen.

Nunmehr achtunddreißig Jahre alt, hatte er das Schicksal aller Wahrheitsfinder angetreten, aus ihren Entdeckungen mehr Leid, als Freud zu ernten! Und Harvey muß vom Jahre 1616 an, nach spätem Aeußerungen desselben zu schließen, viel erduldet haben. Davon, wie ihm die Bosheit und Gemeinheit der Menschen mitgespielt, erzählt die Geschichte aber nichts Bestimmtes, wohl aber registriert sie die untergeordnete, vielen seiner Zeitgenossen jedoch gewiß sehr wichtig erscheinende Thatsache, daß er am 3. Februar 1623 zum außerordentlichen Leibarzte des großen Theologen und Tabaksfeindes Jakob I. geworden.

Aber ein nicht allein für Harveys Ruhm, sondern auch für die Wissenschaft unvergleichlich bedeutsameres Jahr ward das Jahr 1628. Gab er doch in diesem sein „goldenes Büchlein“, wie Haller es nannte, über den Kreislauf in Druck, und zwar zu Frankfurt am Main (bei Fizer). Das war in jenem denkwürdigen Jahre, in welchem das englische Parlament die berühmte Forderung der natürlichen Rechte stellte und damit die Reform des Volks- und Staatsrechtes einleitete, eine folgenschwere That, deren Berechtigung und Nothwendigkeit gerade für England übrigens wahrlich auch



der Umstand beweist, daß Harveys Buch in seinem, heute vielfach als der von jeher freieste Staat bewunderten Vaterlande nicht erscheinen durfte: es passirte daselbst die Censur nicht. Freier war zum Glücke damals die Forschung in Deutschland, und so ward das Jahr 1628 ein Ehrenjahr deutscher Geistesfreiheit. Denn trotzdem die Gräuel eines dem freien Denken und geläuterten Glauben geltenden Reactionskampfes ohne Gleichen das Gegentheil hätten erwarten lassen, blieb doch unter uns das Recht der Forschung, selbst der fremden, gewahrt: Harveys Buch konnte unbeanstandet veröffentlicht werden! Der hier und da hervorgehobene Grund, daß Harvey sein Buch von Frankfurt aus habe rascher in die ganze Welt verbreiten wollen, weil diese Stadt damals Weltstapelplatz des Buchhandels war, mag zwar die Wahl gerade dieses Platzes entschieden haben; aber verdecken kann diese Angabe nicht, daß ein so epochemachendes Werk, auf welches das englische Volk heute mit Recht stolz ist, damals das Gastrecht Deutschlands ansprechen mußte, um nur erscheinen zu können. *Nemo propheta in patria!*

Harvey hatte auch nach der Veröffentlichung von diesem Erfahrungssatze noch recht sehr zu leiden; denn während der deutsche Arzt Werner Rolfsint sofort die Tragweite des Buches erkannte und es anerkannte, brachte die Veröffentlichung dem schon vorher vielfach in seiner Heimath angefeindeten Entdecker sogar materielle Nachtheile. Er verlor den größten Theil seiner Praxis. Eine gewisse Sorte von „Collegen“ aber verspottete ihn, nannte ihn „Circulator“, was, zweideutig, wie es ist, auch Quacksalber heißt, eine Bezeichnung, die in England, wo die Aerzte mit Recht auf Standesehre sehr viel halten, doppelt ehrenrührig war, außerdem einen Bergliederer von Fröschen und kriechenden Thieren. Das Volk hielt ihn für verrückt — auch wohl eine Wirkung schöner „Collegialität“!

Harvey war jetzt fünfzig Jahre alt und sein vorher rabenschwarzes Haar schneeweiß geworden, ein äußeres Zeichen innerer Kämpfe und der Kränkungen, welche ihm eine sechsundzwanzig Jahre lang in Treue gesuchte Wahrheit brachte, jedes Haar gewiß einem Nagel innerlich erlittener Kreuzigung gleich. Denn selbst fünfundzwanzig Jahre nachher, als seine Kreislauflehre durchgedrungen war, hatte Harvey die einstmal erlittenen Angriffe noch nicht vergessen. Zum Glück gab es aber in England keine Inquisition, deren Kerker etwa um dieselbe Zeit Galilei kennen lernte, sonst hätte er wohl, mit Ulysses zu reden, noch Härteres erduldet. Dagegen regnete es alsbald, wie das Gelehrtenbrauch, Streitschriften. Ist es doch ein historisches Kennzeichen der Wahrheit, das sie anfangs und lange verfolgt und bestritten wird, dagegen das der Theorien, daß ihnen sofort mit Enthusiasmus neun Zehntel der Welt anhängen. — Eine der frühesten Gegenschriften gegen Harvey wurde von einem federgewandten Manne in vierzehn Tagen angefertigt.

Doch in höheren Gesellschaftskreisen wenigstens, und besonders bei dem aufgeklärten, wissenschafts- und kunstliebenden, aber unvorsichtigen Könige Karl I., scheinen alle Verkleinerungen nicht auf die Dauer vorgehalten zu



haben; denn einige Jahre nach der Veröffentlichung, im Jahre 1632, ward Harvey zum ordentlichen Leibbarzte des Königs ernannt. Und dieser unterstützte und ermunterte ihn sogar persönlich auf jegliche Weise, selbst durch Gegenwärtigsein bei seinen Versuchen, am meisten aber dadurch, daß er ihm trüchtige Thiere aus seinem Wildparke gewährte, damit er seine zweite Lebensaufgabe, die er nunmehr in fast ausschließliche Bearbeitung für die nächsten dreißig Jahre seines Lebens nahm, durchführen könne.

Freilich ward Harvey von nun ab oft durch sein Hofamt, das ihn verpflichtete, den König täglich zu besuchen, und durch anderweitige Aufträge des Hofes von seinen Studien abgezogen. So ward er z. B. zum Reisebegleiter des jungen Grafen Lennox bestimmt. Auch mußte er 1633 den König nach Schottland begleiten. Die während des Hoflageres daselbst veranstalteten rauschenden, ununterbrochenen Festlichkeiten waren aber nicht nach des ernstern Forschers Sinn. Um ihnen zu entgehen, und seiner großen Liebe zur Natur nachzuhängen, machte deshalb Harvey einen Ausflug nach dem Bass Rock im Frithe of Ford, wobei er zugleich seine naturhistorischen Kenntnisse bereicherte, wie aus der Beschreibung hervorgeht, welche sich in seiner Entwicklungsgeschichte findet.

Für die Dauer seiner Abwesenheit von London hatte man einen Dr. Smith mit der Wahrung seiner Stellung am Bartholomäushospitale betraut. Um ihn von den Hospitalgeschäften fernerhin ganz zu befreien, gaben ihm die Governors nach seiner Rückkehr, gewiß ein Zeichen der Werthschätzung, die er sich bei diesen erworben hatte, einen Assistenten in der Person eines Dr. Andrew und beließen ihm trotzdem seine vollen Gehaltsbezüge.

Wie sehr Harvey auch als Anatom geschätzt war, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1635 vom Grafen Arundel bestimmt ward, die Section der Leiche eines gewissen Thomas Parr zu machen, der 152 Jahre 9 Monate alt geworden war, worüber ein musterhafter, kurzer und doch erschöpfender Sectionsbericht noch vorhanden ist.

Im darauffolgenden Jahre begleitete er den genannten Grafen als Gesandtschaftsarzt an den Kaiserhof nach Wien. Auf der Durchreise durch Deutschland besuchte er den berühmten Professor Casper Hofman in Altdorf, um ihn durch Versuche von seiner Kreislaufslehre zu überzeugen. Dies gelang ihm aber nicht; doch trennten sich die beiden Gegner, homerischen Helden ähnlich (damals waren die Gelehrten noch so!), nach stattgehabtem Streite in — Eintracht, wie ein von Harvey im Mai 1636 aus Nürnberg an Hofman gerichteter, in den freundschaftlichsten und achtungsvollsten Ausdrücken abgefaßter Abschiedsbrief beweist, den Hofman mit ebenso höflichen Worten beantwortete. Jedoch sei hier bemerkt, daß der arme und kranke, aber ehrliche, wenn auch schneidige thüringische Grobschmiedssohn Hofman später, nachdem er sich von deren Richtigkeit überzeugt hatte, Anhänger der Harvey'schen Lehre ward.



Auch während seines Aufenthalts in Wien lag der unermüdete Forscher wieder naturhistorischen Untersuchungen ob: er durchstreifte die Wälder in der Umgegend der Kaiserstadt behufs Bereicherung seiner Kenntnisse in Botanik und Zoologie. Und diese wissenschaftlichen Ausflüge des fleißigen Mannes währten öfters so lange, daß der Graf wegen seines langen Ausbleibens in Unruhe gerieth; denn er hatte Ursache, zu fürchten, daß wilde Thiere und Räuber, welche beide damals noch in nächster Umgebung von Wien hausten, seinen berühmten ärztlichen Berather nicht respectiren möchten. Doch Harvey scheint Mangel an geistiger Beschäftigung mehr gescheut zu haben, als wilde Thiere und Räuber; denn Graf Arundels Vorstellungen und Vorwürfe vermochten nicht, ihn von seinen Forschungsgängen abzuhalten.

Aus der nächsten Zeit nach dieser Reise fehlen wieder alle Nachrichten. Nur beweist eine als Harveys Tagebuch für die Jahre 1638—51 bezeichnete, nicht aber von ihm selbst herrührende Handschrift, daß er in dieser Zeit praktisch thätig war. Als Praktiker galt er aber nicht viel, wenigstens bei einzelnen seiner „Collegen“, d. h. Concurrenten, die geradezu behaupteten, seine Recepte seien keinen Groschen werth, obwohl er doch mittelst derselben so viel verdient haben muß, daß er 20,000 Pfund bei seinem Tode besaß: man weiß eben, was von solchen Bemerkungen zu halten ist. Auffallend jedoch bleibt der Vorwurf, daß Harvey allzu zusammengesetzte Recepte — achtzehn Stoffe in einer Salbe galten auch bei Sydenham für einfache Recepte! — verschrieben habe. Die Praxis versah er reitend, in einiger Entfernung von einem Diener zu Fuß gefolgt, wie damals „fashionable“. Daß er auch Chirurgie praktisch übte, unähnlich Haller, der, obwohl er auch Professor der Anatomie und Chirurgie war, nie eine chirurgische Operation gemacht hat, geht daraus hervor, daß Harvey, natürlich erfolglos, eine seiner letzten Patientinnen wegen eines Carcinoms der Brust mittelst Schnitt und Glüh-eisen operirte.

Hatte der große Forscher seither auf dem, wenn auch kränkungsreichen so doch unblutigen Schlachtfelde der Gelehrten gekämpft, und konnte er am 21. April 1642 noch friedlich seinen Gehalt aus der Schatzkammer in Empfang nehmen, so mußte er, der 64jährige, in demselben Jahre gar den wirklichen Kriegspfad betreten. Es galt den Kampf gegen das rebellische Parlament zu führen und neben seinem Könige durfte deshalb ein Harvey nicht fehlen. Die Schlacht bei Edgeworth wurde geschlagen, die erste im englischen Revolutionskriege. Man hatte Harvey, ein Zeichen großen Vertrauens, die Sorge für die beiden jugendlichen königlichen Prinzen übertragen. Harvey wählte als sicheren Aufenthaltsplatz während jener, „praktisch“, wie er sicher glaubte, einen Baum in der Nähe des Schlachtfeldes. Um aber keine Zeit unnötig um des Unsinnns einer Schlacht willen zu opfern, nahm er ein Buch aus der Tasche und las beim Donner der Geschütze, bis eine Kanonenkugel in seiner Nähe einschlug und aufgewirbelter Sand ihn traf, als Mahnzeichen, daß im Kriege die Musen feiern müssen. Daraufhin wechselte er



den Platz; ob er aber auch dann wieder weiter studirte, wird uns nicht berichtet. In dieser Schlacht soll der 18jährige Sydenham, aber auf Seiten der Parlamentsstruppen, sich die ärztlichen Sporen verdient haben: die berühmtesten Aerzte Englands in feindlichen Lagern, unter den Royalisten der alte revolutionäre Forscher, unter den Rebellen der jugendliche hippokratische, somit altconservative Praktiker! — Die Königlichen unterlagen am 20. October und zogen sich nach Oxford zurück. Harvey folgte ihnen. Sieben Wochen darnach, am 7. December 1642, ließ er sich schon der Universität einverleiben, so daß die zwei ältesten und berühmtesten Hochschulen Englands sich seiner Mitgliedschaft rühmen können.

Harvey nahm alsbald seine unterbrochenen Studien über Entwicklungsgeschichte wieder auf, zunächst an Hühnereiern, wozu er das Material leicht und billig zur Hand hatte. Auch vertheidigte er sich von hier aus in zwei Schriften gegen die Angriffe des pariser gelehrten Klopffechters Niolan d. J., sachlich zwar scharf, aber im Worte doch sehr glimpflich. Es sind das die einzigen öffentlichen, zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Vertheidigungsschriften Harveys, beide nach seiner Weise nur wenige Blätter stark. In Briefen vertheidigte er sich, wie es scheint, ziemlich häufig; denn unter denen, welche gedruckt vorliegen, sind die meisten Vertheidigungsschriften.

An der Oxforder Universität erhielt Harvey 1645 ein Amt: der König ernannte ihn zum Vorstand des Merton-College; der seitherige Inhaber dieser Stelle war zur Partei Cromwells übergegangen.

Während seines Aufenthaltes in Oxford nahm Harvey, ein Zeichen seines wohlthätigen und collegialen Handelns, den jungen Arzt Scarborough, der aus Mangel an Substistenzmitteln zum letzten Aushilfsmittel des ärztlichen Kriegsdienstes seine Zuflucht nehmen wollte, zu sich in seine Wohnung und versprach, ihm für Praxis zu sorgen. Er ward Harveys Freund und wahrscheinlich auf dessen noch nachwirkende Empfehlung hin später Leibarzt Karls II., des Schüßlings Harveys beim Zaune von Edgeworth. Dieser Scarborough sollte seinem Wohlthäter und Freunde später zur Euthanasie verhelfen, d. h. ihm durch Darreichung von Opium, welches Harvey wie Napoleon I. zu diesem Zwecke in Bereitschaft hielt, das bittere Sterben erleichtern.

Das Vorsteheramt am Merton-College hatte Harvey nicht lange inne. Nach der am 24. Juli 1646 erfolgten Auslieferung Oxfords an die Parlamentsstruppen kehrte er nach London zurück, wo seine Frau während seiner Abwesenheit wahrscheinlich gestorben war. Wenigstens hielt sich Harvey von da an stets bei seinen Brüdern, besonders bei seinem Lieblingsbruder Eliab und zwar auf dessen Landhäusern zu Poultry, St. Lawrence und Roohampton, auch in Lambeth und Richmond bei seinen andern Brüdern auf, so daß er jedenfalls kein eigenes Heim mehr errichtet hatte. Während des Kriegs waren auch viele seiner Papiere verschwunden; denn auch seine Wohnung in London war nicht von Plünderung verschont geblieben. Und



gerade dieser Verlust kam von allen, die ihn getroffen, Harvey am schwersten an; doch alles Forschen darnach und alle Geldanerbietungen verhalfen ihm nicht zu deren Wiedererlangung.

Daß Harvey alsbald nach seiner Rückkehr die Untersuchungen über Entwicklungsgeschichte wieder aufnahm, versteht sich bei dessen nimmermüdem Forscherfleiß von selbst. Daß er aber im Stillen, allerdings nur nach dem Auslande hin, fort und fort auch noch seine Kreislauflehre vertheidigen mußte, und daß er die Entdeckung der Lymph-Chylusbahn durch Pecquet u. A. auffallenderweise nicht in seinen Kreislauf einzufügen im Stande war und sie deshalb zurückwies, beweisen die noch vorhandenen Briefe aus seinen letzten Lebensjahren. Es kann der Ausspruch Hobbes, daß Harvey der einzige Entdecker sei, den er kenne, welcher schon bei Lebzeiten den Triumph seiner Entdeckung habe feiern können, nur für England Geltung haben. Schaden konnten ihr die Angriffe freilich nicht mehr viel, sicher am wenigsten aber that ihr die Opposition des Professor Joh. Bernhard Wilbrand noch Eintrag, der noch in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts den Kreislauf leugnete.

1649, im Jahre der Hinrichtung von Harveys Gönner Karl I., soll der nunmehr 71jährige Forscher mit seinem Freunde Ent eine Reise nach Italien gemacht haben; doch sicher gestellt ist dies nicht, wenn auch bei der dankbaren Anhänglichkeit Harveys an seinen König glaublich. Ob sich derselbe jemals mit Cromwells Regiment auch nur äußerlich befreundete, ist sehr unwahrscheinlich.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hielt sich Harvey jedenfalls oft und länger zu Combe in der Grafschaft Surrey, einer Besizung seines Bruders Eliab, auf. Hier lag er wieder unausgesetzt seinen entwicklungsgeschichtlichen Studien und der Sammlung seiner diesbezüglichen Beobachtungen ob. Er hatte sich dort Keller herstellen lassen, einestheils, weil er die Kühle, andernteils, weil er die Dunkelheit liebte; behauptete er doch, dann besser denken zu können. Jedenfalls war dies kein Spleen, sondern eine physische Eigenthümlichkeit Harveys.

Mindestens 23 Jahre hindurch, höchst wahrscheinlich aber schon viel länger, hatte nunmehr Harvey mit einzigartiger Ausdauer wieder den Stoff für sein zweites epochemachendes Werk, die Entwicklungsgeschichte der Thiere, gesammelt, auch in Friedens- und Kriegszeiten mit sich herumgetragen. Immer aber zögerte der gewissenhafte Forscher noch, das Buch herauszugeben. Da erhielt er eines Tages den Besuch seines damals 47jährigen Freundes Ent, der ihn, wie er sagt, gleich Demokrit der Natur der Dinge nachforschend, antraf — und ließ sich durch denselben bestimmen, den Druck endlich bewerkstelligen zu lassen. Er gab Ent das Manuscript und ertheilte ihm die Vollmacht, dieses zu vernichten, wenn dessen Inhalt ihm nicht genüge, andernfalls es drucken zu lassen. Welch' eine erstaunliche Bescheidenheit! Als Grund seines langen Zögerns gab Harvey die schlimmen Erfahrungen an, die ihm



sein Büchelchen über den Kreislauf gebracht. Er hatte sie noch nicht vergessen. Ent, den Werth des Buches erkennend — verglich er es doch mit dem goldenen Blicke! — ließ es sofort drucken. Diesmal konnte es in London geschehen. So ward das Jahr 1651 gleich dem Jahre 1628 epochemachend in der Geschichte der Medicin und der Naturwissenschaften; diesmal für einen andern Theil der Physiologie: die Entwicklungsgeschichte!

Harvey hatte nunmehr diejenigen großen Aufgaben im Alter gelöst, welche er sich in früher Jugend schon gestellt hatte. Sich noch in neue wissenschaftliche Arbeiten einzulassen, davon hielt ihn 73jährig, wie er war, sein klarer und vorsichtiger Geist ab. Er mochte fühlen, daß er, um ferner noch Großes zu leisten, zu alt, um aber Kleines in Angriff zu nehmen, zu groß sei! An den Klippen des Alters, durch die sein Landsmann Newton später Havarien erlitt, segelte Harvey unbeschädigt vorüber! Er studirte zwar noch weiter, von jetzt an besonders Mathematik, weshalb er stets William Dughtred's Lehrbuch auf seinem Studirtische hatte, — aber er veröffentlichte nichts mehr, wie er denn darin einzig dasteht, daß er nur epochemachendes Neue hat drucken lassen und gegen die Richtung seiner Zeit dies in dünnen Büchern that. Dabei beschränkte er sich nur auf einen Zweig der Medicin, die Physiologie, freilich begründete er diesen aber neu und förderte ihn auch, wie kein Nachfolgender — ein über die Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit, wie kein zweiter, klarer Geist! Er wollte nicht durch Vieleserlei, wie die Polyhistoren seiner Zeit, glänzen, sondern durch Viel wahrhaft fördern, am wenigsten aber wollte er, was er nicht völlig nach dem Maße seiner Kräfte durchgearbeitet, drucken lassen, wie nicht selten in unserer Zeit gerade zum Schaden der Wissenschaft geschieht.

Hatte Harvey bisher sein ganzes langes Leben, der Erforschung zweier Wahrheiten, und damit im höchsten Sinne der Menschheit gewidmet, so stellte er sich am Ende die seiner würdige ethische Aufgabe, von jetzt an der Humanität im engeren Sinne und speciell seinem Stande zu nützen. Lezeres that er wohl, weil er der Ueberzeugung sein mochte, daß er, wenn er diesen hebe, auch indirect seiner Wissenschaft und damit wieder der ganzen Menschheit nützlich sein werde. Auch mochte er, als er den wissenschaftlichen und Corpsgeist seines Standes, der unter den englischen Ärzten zwar von jeher rühmlicher Weise sehr ausgebildet und durch centralisirte, strenge und in langer Gewohnheit festgewurzelte Selbstregierung geregelt war und ist, mehren half, in wohlberechtigtem Ehrgeize darnach streben, auch die Bürgerkrone der ärztlichen Republik zu der im Dienste der Wissenschaft erworbenen Lorbeerkrone hinzuzufügen.

Geld scheint Harvey stets nur als Mittel zu höheren Zwecken geschätzt zu haben; denn bis in sein 73. Lebensjahr hatte er sich nicht um den Stand seiner Schätze gekümmert — freilich hatten damals Börsen und Luxus noch nicht das Leben selbst der Gelehrten vergiftet. — Vielmehr hatte er bis dahin die Sorge um sein Vermögen gänzlich seinem Bruder Eliab anheim-



gegeben, dem er sie freilich überlassen und auf den er sich, obwohl die Bibel davor warnt, auch verlassen konnte, wie denn die Harveys ein schönes Familienleben geführt zu haben scheinen. Als er sich aber über den Stand desselben — es war nicht gering, denn er war, wie die Engländer sagen, 240,000 Mark werth — vergewissert hatte, fing er sofort an, sich eines Theiles desselben auf edle Weise zu entledigen.

Demgemäß frug Harvey zuerst beim College zu London an, ob es ein von ihm zur Aufnahme einer Bibliothek, einer Präparaten- und Instrumentensammlung u. s. w. zu errichtendes Gebäude annehmen wolle. Das College gab seine Zustimmung und beschloß zugleich, am 12. Dec. 1652, die Büste des edlen Mitgliedes im Versammlungs-Saale aufzustellen und dieselbe zugleich mit einer die Verdienste des Entdeckers des Kreislaufs feiernden Inschrift zu versehen. Harvey beschleunigte nunmehr den Bau so sehr, daß er denselben schon am 2. Februar des folgenden Jahres dem College übergeben konnte, nachdem er die Mitglieder zu einem geselligen Mahle eingeladen hatte. Durch Geschenke von Büchern aus der Medicin, Astronomie und Geometrie, Optik Geographie, Naturgeschichte und Reisebeschreibungen bildete er einen Grundstock zur Bibliothek. Durch diese Auswahl aus den verschiedensten Gebieten thut aber Harvey dar, wie großes Gewicht er auf universale Bildung des Arztes legte. Die Bibliothek war Freitag-Nachmittag geöffnet, die Mitnahme von Büchern aber nicht gestattet.

Dem Cajus-College zu Cambridge schenkte er das Haus seines Vaters. Und als ihn Bruder Eliab davon abhalten und den Werth desselben in Geld geben wollte, weil doch die Brüder und Schwestern alle in jenem Hause geboren waren, gab er zur Antwort, daß durch Schenkung desselben an jene Anstalt, auf der er gebildet worden, ihrer aller Andenken am besten gewahrt bleibe.

Sein Lehramt legte Harvey im Jahre 1654 nieder. Das College trug ihm nun den Vorsitz an. Aber Harvey war so wenig ehrfüchtig, daß er unter Verdankung der guten Absicht zwar, aber bestimmt diese höchste Ehre, welche einem englischen Arzte von seinen Standesgenossen übertragen werden kann, ablehnte und den seitherigen Präsidenten Brujean zur Wiederwahl empfahl, die denn auch erfolgte. Die Versammlungen des Colleges besuchte er aber trotz seines hohen Alters weiter. Er unterhielt sich hier nach erledigter Tagesordnung gerne über Politik bei einer Tasse Kaffee. Persönlich war Harvey liebenswürdig, fröhlich, leutselig, bescheiden. Wenn seine eigenen Verdienste berührt wurden, verhielt er sich eher ablehnend, fremdes Verdienst erkannte er aber um so lieber an. Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Biederkeit, Treue gegen Freunde und Wohlthäter, eigne Wohlthätigkeit, tiefe Religiosität zierten seinen Charakter. Eine gewisse Lehrhaftigkeit in der Unterhaltung war wohl die natürliche Folge seines langen Professorenthums, gewiß nicht der Selbstüberschätzung. Er hatte auch ein offenes Auge für schöne Natur und für die Kunst: hatte er doch das von ihm gestiftete



Gebäude, welches bei dem großen Brande von 1666 leider schon wieder niederbrannte, in edlem antiken Stil erbauen lassen.

Außer diesem Bau verschrieb er 1656 dem College noch ein großes Gut, das sein Vater hinterlassen hatte, und 1120 Mark jährlicher Rente, damit zum Andenken an die Wohltäter des Colleges jährlich am 25. Juli eine Rede gehalten werde, für deren Abhaltung der jedesmalige Redner ein Ehrenhonorar erhalten sollte. Diese Rede wird bis heute noch gehalten. Von jener Rente sollte außerdem der Diener seiner Bibliothek- und Museumsstiftung ein jährliches Geschenk erhalten, allen Theilnehmern an dem Acte aber — last not least — eine Tasse Kaffee, wohl zum fröhlichen Angedenken an des Stifters schwache Seite, nach der Feier verabreicht werden, was ebenfalls bis heute geschehen soll, obwohl Falstaffs Sect bereits seit lange das damals kostbare Getränk Arabiens ausgestochen hat, auch in England.

Zwei Jahre bevor Harvey die letzterwähnten Schenkungen dem College zugewandt, hatte er das Cockaine-house seines Bruders Eliab bezogen, weil es sehr kaltes Wasser hatte, das ihm zur Selbstbehandlung nothwendig war. Er litt nämlich schon lange an Sicht und Schlaflosigkeit. Gegen beide verwendete er die Kälte trotz einem der neueren Kaltwasserärzte: bei Anfällen der ersteren stellte er seine Füße in einen Eimer kalten Wassers und legte sie dann auf einen warmen Ofen, wenn die einfache Entblößung jener nicht helfen wollte, der letzteren wegen aber wandelte er im einfachsten Kleide der Nacht so lange umher, bis er zu frieren anfing, worauf er dann einschlief. Die Wege zur Gesundheit sind bekanntlich sehr mannigfach und auch das Handeln der Aerzte ist von jeher sehr verschieden.

Gegen Ende seines Lebens hatte Harvey auch die Praxis aufgegeben. Eine seiner letzten Patientinnen war eine Lady Howland, die ihrem großen Arzte zu verdanken hat, daß die Nachwelt sie nennt.

Kurz vor seinem Tode, wie es scheint, schenkte Harvey noch dem Bartholomäushospitale eine Rente von 600 Mark, seinem Freunde Hobbes eine solche von 200 Mark; auch für seine Diener trug er Sorge. Den Rest seines Vermögens aber vermachte er seinem Bruder Eliab.

Krankheit und Alter hatten endlich ihre sichere Wirkung an dem nahezu Achtzigjährigen gethan. Sein Sterbetag war gekommen. Klaren Geistes, aber nicht ohne noch die Gegenwehr des Arztes zu versuchen, erwartete er seine Todesstunde. Um 10 Uhr des Morgens begann die Zunge ihm den Dienst zu versagen. Doch hatte er noch Kraft genug, seine Nissen zu sehen, dem einen seine Minutenuhr, dem andern Anderes zu schenken. Auch seinem Herzensfreunde Ent und dem Dr. Scarborough bestimmte er kleine Andenken. Dann winkte er seinem Apothecary Sambroke, daß er ihm an der Zunge zur Ader lasse. Das aber konnte nicht mehr helfen, und ebenso wenig sollte Scarborough Harvey's Freund von der Oxfordzeit her, den früher erbetenen Freundschaftsdienst mittelst Opium leisten: Harvey starb ruhig, am 3. Juni 1657. Und leicht mag die Gewißheit, der Welt zwei unvergängliche Wahrheiten



gegeben, und das Bewußtsein, mit Wohlthun sein Leben beschloffen zu haben, seiner Sterbestunde noch einen milden Schein in Form der beglückenden Ahnung der Unsterblichkeit für diese wie für jene Welt verliehen haben.

Dreiundzwanzig Tage nach erfolgtem Tode fand erst die Beerdigung statt. Am 26. Juni führte man die Leiche nach der vielleicht unterdessen hergestellten Familiengruft zu Hampstead in Essex. Sämmtliche Aerzte des College begleiteten den Trauerzug ihres größten Mitgliedes, bis weit vor London. Drinnen in der Stadt vor Westminsterhall aber leistete Cromwell an dem Tage, mit allem Schein und Flitter irdischer Macht umgeben, den Eid auf die neue Verfassung.

Der bleierne Sarg trug, der stillen Größe des Mannes entsprechend, die einfache Inschrift:

Dr. William Harvey,

the third of June 1657, aged 79 years.

Allzu wortreich war dagegen die Inschrift seines später errichteten Grabdenkmals zu Hampstead, das auch sein Bildniß trug.

Erst im vorvorigen Jahre aber, dem dreihundertsten seiner Geburt, hat man in England beschloffen, dem größten Physiologen, der je gelebt, dem Geistesgenossen der Copernicus, Galilei, Kepler, Newton, Robert Mayer, ein würdiges Denkmal zu setzen.

Bergegenwärtigen wir uns, denn es scheint angemessener, von einem Unsterblichen gleich wie von einem noch Lebenden zu scheiden, zum Schlusse das Bild Harvey's! Seine Gestalt ist klein und schwächlig, aber ebenmäßig gebaut, der Gesichtsausdruck ernst, ja streng, die Gesichtsfarbe dunkel. Das Haar trägt er lang, nach Künstlerart. Die Augenbrauen sind stark, aber schön gewölbt, und beschatten ein tief liegendes, scharfblickendes, dunkles Auge, dem man ansieht, daß es in die Tiefe zu dringen gewohnt ist. Am meisten imponirt die mächtige, hohe und breite, kräftig modellirte und doch harmonisch gegliederte Stirn mit den gewölbten Stirnhöckern des Denkers und den vortretenden Augenbrauenrändern des Beobachters. Der Gesichtstheil ist, der Stirne verglichen, schmal und klein, fällt von den Seiten her nach unten rasch ab, die Nase ist ziemlich stark, leicht gebogen und scharf umrissen, der energisch geschlossene Mund mittelgroß, die Oberlippe mit einem kleinen Bart besetzt. Das stark vortretende Kinn trägt einen Zwickelbart, das ganze Antlitz zeigt den Ausdruck der ruhigen Größe, Energie und Beharrlichkeit. Der weite, faltenreiche Talar eines Präsidenten des College aber verleiht der ganzen Gestalt den Charakter der Würde, die maßvoll bewegte Linke dagegen den eines lebendig Vortragenden.

Die Kenntniß der Art, wie Harvey sein Leben geführt, lehrt die Nachgeborenen eindringlicher, als lange Betrachtungen dies darthun könnten, nicht allein daß man, sondern, was mehr und unvergleichlich wichtiger ist, wie man im Dienste der Wissenschaft, also der Wahrheit, arbeiten soll, um zum werthvollen Ende zu gelangen. Wir sollen, so sagt uns das Leben des



zweifach erfolgsgekrönten Forschers: nach allen Richtungen klar durchdachte, wenige Aufgaben treu und unermüdet, des Ziels bewußt, mit allen Mitteln nach allen Seiten prüfen und spät erst mit unsichtigem Zögern, nach langer Forscherarbeit, so weit möglich fertig Erkanntes in knappem und einfachem Gewande dem unbestechlichen, aber zuletzt immer gerechten Urtheilsspruche der Geschichte unterbreiten!

Dieser wird dann ohne Zweifel der sein müssen, daß, wenn auch nur Wenige, gleich einem Harvey, das Höchste erreichen, doch wenigstens wer immer so geforscht, und mit Einsetzung all' seiner Kraft und Zeit nach dem Höchsten treu gerungen hat, ein kleines Lorbeerreis verdiene, als ein rühmlicher Arbeiter im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit, unserer Herrin!\*)

---

\*) Die vorliegende Arbeit war zum Vortrage in der dritten allgemeinen Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Cassel bestimmt, der aber in Folge Erkrankung des Verfassers nicht zur Ausführung gelangte. Damals war das dreihundertste Jubiläumsjahr der Geburt Harveys.







## Bibliographie.

**Petöfis** poetische Werke. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer herausgegeben von Ludwig Migner. 1. Lieferung. 8. S. 1—64, mit 1 Holzschnitt. Budapest, Migner. Erscheint in c. 20 Lieferungen à M. 0.60

Petöfis Gedichte sind vielfach ins Deutsche übertragen worden; allein keine der vorhandenen Uebersetzungen vermochte strengen Ansprüchen zu genügen, weil es eben keinem Uebersetzer gelingen konnte, jedes Gedicht Petöfis dem Inhalt und der Form nach gleich gelungen zu übertragen. Dieser Umstand läßt es als eine gute Idee erscheinen, das, wozu die Kraft eines Einzelnen nicht auszureichen schien, durch das Zusammenwirken Mehrerer zu ermöglichen. Der Herausgeber wandte sich zu diesem Zwecke an alle bekannten Petöfi-Uebersetzer, die sich — wenigstens nach dem Inhalte des vorliegenden Hestes zu schließen — bereit erklärt zu haben scheinen, das Unternehmen durch Beiträge zu fördern. Der Fortgang der Sammlung erst kann ein berechtigtes Urtheil über das Gelingen des Planes gestatten, welcher Angesichts der genialen Erscheinung des leider zu früh verschiedenen Dichters nur alle Billigung verdient.

**Dan. Sanders**, kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen. Zweite, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bayrischen, die österreichischen, die preussischen und die württembergischen Schulen vermehrte Auflage. 8. VI u. 76 S. Leipzig, 1880, Breitkopf und Härtel. Cartonirt.

Im vorigen Jahre erschien von demselben verdienten Verfasser ein „Orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberchtiger“. In kurzer Zeit hatten auf Anregung der klassischen Buchdruckerfirma Breitkopf und Härtel in Leipzig 425 Firmen, darunter mehrere von sehr bedeutendem

Umfange und Gewicht, ihren Beitritt erklärt. Nach solchen Erfolgen innerhalb des Druckgewerbes schien es geboten, das Buch auch dem Gesamtpublikum vorzulegen, und dies geschah in einer neuen Ausgabe, die nur insoweit eine Veränderung erhalten hatte, als es die Berücksichtigung der Schrift neben dem Druck erforderte. Der vorliegende Auszug aus dieser neuen Ausgabe soll einen Ersatz bieten für ein Hilfsbuch der noch fehlenden einheitlichen deutschen, der Schule und dem Leben gemeinsamen Rechtschreibung für deutsche Schulen. Zu den Angaben der ersten Auflage sind überall die Abweichungen in den amtlichen Feststellungen hinzugefügt, wie es das Titelblatt andeutet, so daß nun das Buch auch für den augenblicklichen unerquicklichen Zwischenzustand in allen Schulen Deutschlands und Oesterreichs brauchbar wird.

**Wilibald von Schulenburg**, wendische Volksjagen und Gebräuche aus dem Spreewald. 8. XXII u. 312. S. Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus.

Ein überaus weitholler Beitrag zur Sagenkunde Deutschlands, für den man dem Herausgeber um so mehr danken darf, als er für die Nachherzählung der aus Volksmunde während mehrerer Jahre an Ort und Stelle gesammelten Märcen und Sagen den Ton richtig getroffen hat. In einer sehr gut geschriebenen Vorrede giebt der Herausgeber Aufschlüsse über die Art und Weise seiner Sammelthätigkeit. Zur Veröffentlichung des Gefundenen hat ihn zuvörderst der Wunsch vieler Wenden bewogen, ebenso später die Absicht, in dieser Richtung ein treues unverfälschtes Bild des Volksgeistes, wie er sich ihm darstellte, ohne Zuthaten und Deutungen zu geben. Daher haben außer den eigentlichen Sagen viele Nachrichten Aufnahme gefunden, welche nicht im engeren Sinne als sagenmäßig gelten können, und somit ist die



Bezeichnung „Sagen“ im Titel im engeren Sinne zu fassen. Solche Nachrichten dürften von diesem Gebiete der Lausitz nicht unangebracht sein, denn der Spreewald mit seinem sagenumwobenen Schloßberge ist und bleibt ein Stück Land, das besondere Theilnahme beansprucht, auch wenn man nicht in ihn den heiligen Hain der Semnonen verlegt, wie das schon geschehen ist. — Das Buch kann Jedem warm empfohlen werden, der an deutscher Sagenforschung Interesse nimmt; den Freunden von Fontanes ausgezeichneten Wanderungen durch die Mark Brandenburg wird es eine besonders erwünschte Gabe sein.

**Alfr. N. Wallace**, die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Autorisirte deutsche Uebersetzung von David Brauns. 8. XVI und 376 S. Braunschweig, 1879, Bieweg. M. 7. —

Diese Arbeit eines der genialsten Mitbegründer der Selectionstheorie giebt in vier Capiteln eine klassische und in ihrer Art kaum übertroffene Darstellung der Tropenwelt. Im ersten Capitel werden das Klima und die physikalischen Verhältnisse des Tropengebietes besprochen, im zweiten die Pflanzenwelt der Aequatorialzone; die Thierwelt der Tropenwälder im dritten, und im vierten endlich werden die Kolibris, als Beispiel der Pracht und Leppigkeit der Tropenwelt, in Betrachtung gezogen. In den angehängten vier Capiteln ist von der Färbung der Thiere und Pflanzen, dem Alter des Menschengeschlechts, ferner von den Beziehungen zwischen geographischer Verbreitung der Thiere und den geographischen Veränderungen der Erdoberfläche die Rede. Mehr noch als in den früheren Werken des Verfassers, z. B. dem über den malayischen Archipel, erhebt sich die Darstellung zu einer Höhe, wie sie bei uns nur durch Alexander von Humboldt erreicht und in neuerer Zeit nur von Oscar Peschel und vielleicht Friedrich Nitzel fast erklommen ist. Die Klarheit der Schilderung und ihr poetischer Gehalt, welche hier im Dienste strengster Wissenschaftlichkeit wirksam sind, gestalten die Lecture des gut übersehten und vortrefflich ausgestatteten Buches zu einer überaus fesselnden.

**Rodolphe Lindau**. Peines perdues. Un volume. Format gr. in — 18. 341 pag. Paris, 1880. Calmann Lévy.

3 fr. 50 c.

**Rudolph Lindau**. Liquidirt. Novelle. 2. Auflage 8. 165 S. Stuttgart, 1880, Eduard Hallberger. M. 4. —  
— Schiffbruch. Novelle. 2. Auflage. 8. 184 S. Stuttgart 1880, Eduard Hallberger. M. 4. —

Dem Begründer der „Revue des deux mondes“ François Buloz, wird das geflügelte Wort in den Mund gelegt, er habe nur zwei Schriftsteller gekannt, welche Französisch zu schreiben verstanden, und diese beiden seien Deutsche gewesen: Karl Hillebrand und Rudolph Lindau. Wenn das Wort des originellen Franzosen auch nicht in seiner ganzen schroffen Entschiedenheit zu acceptiren ist, so darf doch gesagt werden, daß Beide zu den wenigen Bevorzugten gehören, denen es durch ihr feines und volles Eindringen in den Geist noch einer anderen der großen Culturprachen vergönnt gewesen ist, in der internationalen Literatur ehrenvolles Bürgerrecht zu gewinnen. Beide sind nicht nur deutsche, sie sind wirkliche französische und englische Schriftsteller, nicht lediglich aus dem Deutschen überseht; was sie in diesen Sprachen schreiben und veröffentlichen, läßt in seiner sprachlichen Unmittelbarkeit erkennen, daß es sich hier nicht um eine Transformation des deutsch Gedachten in ein fremdes Idiom handelt: selbst die haarfeine, oft nur für das schärfste Auge erkennbare Lücke zwischen Original und Uebersetzung, wie sie bei einem auch noch so schnell vollzogenen Umsetzungsproceß sich immer ergibt, ist hier nicht sichtbar. Wenn Rudolph Lindau vielleicht noch mehr als sein geistvoller Genosse, der Meister des Essays, ein internationaler Schriftsteller genannt zu werden verdient, so ist der Grund hierfür in dem Umstande zu suchen, daß die von Lindau in so scharfen Umrissen gezeichneten Figuren zumeist jener internationalen oder Weltgesellschaft angehören, die allein in Paris zu finden ist. In das Geheimniß dieser Gesellschaft ist der deutsche Schriftsteller als legitimer Beobachter eingedrungen mit dem Apparate eines schnell erfassenden, sachlichen, an großen Lebensrathjeln erprobten Auges, der Kenntniß ihrer Sprache, Formen und Gebräuche, als Einer, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist. Der pessimistische Zug, der durch die meisten Novellen Lindaus weht, ist den Ergebnissen entlehnt, welche er in dieser Welt gewonnen; er ist wahr, wie es die von Lindau geschilderten Conflict einst gewesen und nicht etwa eine schriftstellerische



Concession an die herrschende philosophische Strömung. — Die in den vorliegenden Bänden von Rudolph Lindau sich selbst französisch nacherzählten Novellen zeigen den Schriftsteller in seiner ganzen Eigenart, insbesondere die drei: „le pendule philosophique“ (das Glückspendel), „le visionnaire“ (der Seher) und „une liquidation“ (Liquidirt). Es sind Geschichten von ergreifender, oft grausamer Wirklichkeit; die intimste Menschenkenntniß redet aus ihnen zu dem Leser, die mit energischem, von sicherer Hand geführtem Pinsel gemalten Personen heben sich plastisch und wie greifbar ab von einem nicht bloß nebenächlich behandelten Hintergrunde. Lebhaften Schrittes, ohne jemals ermüdet zu zögern, wenden die Conflictte sich der Lösung zu. Wenn dem Beschauer, dem Leser Eines zu fehlen scheint und zu wünschen übrig bleibt, so ist es der von edlen Frauengestalten, von hoher Liebe verklärend und mildernd ausstrahlende Glanz. Ein leises Anflingen unserer Liebesromantik, ein leises Mitwirken der von allem Realen und Wahrscheinlichen unabhängigen freien Phantasie würde die Eindrücke läutern, mit denen wir von dem hervorragenden Erzähler und Sittenschilderer scheiden, und ihn vielleicht in unserer Schätzung seiner schriftstellerischen Bedeutung noch um einige Stufen höher und unserem Herzen näher bringen. Die Novelle „Der Glückspendel“ bedeutete den Eintritt ihres Verfassers in die erste Reihe unserer Erzähler; mit ihrem starken Stimmungsgehalt und meisterhaften Colorit, ein düsteres Grau in Grau, wird sie den französischen Leser bewegen, wie sie die heimathlichen bewegt hat. Die Novelle „Der Seher“ ist den Lesern von „Nord und Süd“ in guter Erinnerung. Der Eingang gleich — die Schilderung einer Eisenbahnfahrt, die Durchsuchung der Coupées nach einem entflohenen Mörder — ist ein Stück genialster realistischer Darstellung. Auch das Motiv der Novelle ist überaus originell, nicht minder wie ihr Schicksal, aus dem Deutschen in's Französische und dann von

einem österreichischen Blatte (welches den Autor nicht kannte) wieder in's Deutsche übertragen zu werden. Das erste Capitel von „Liquidirt“, die Erzählung einer unter abenteuerlichen Umständen unternommenen Reise in China, erinnert in ihrer unvergleichlichen Anschaulichkeit an Charles Scalsfield's Kunst; die Figuren der beiden Amerikaner sind wie mit dem Auge Bret Harte's gesehen und erfaßt. Ueberhaupt bestehen zwischen den beiden Genannten und Rudolph Lindau manche Beziehungen, besonders, wenn es sich um Typen des Amerikanerthums handelt, welche von dem deutschen Schriftsteller mit erstaunlicher Treue und mit sichtlichem Behagen geschildert werden. Da ist kein Strich zu wenig oder zu viel: diese Menschen sind so. Deshalb werden auch diejenigen von Lindaus Novellen, in welchen Amerikaner erscheinen, zur wirksamsten Propaganda gegen eine in Deutschland nun allverbreitete Anschauung, welche mit dem Begriff des „Yankee“ in den meisten Fällen den der Rohheit, Selbstsucht und Unbildung verbindet.

**Friedrich Zimmer**, Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen. Illustriert von deutschen Künstlern. Quart-Format. II und 42 S., mit eingedruckten Holzschnitten und Noten. Quedlinburg, 1880, Chr. F. Wieweg. Cartonirt. M. 4.

Kindliche Texte, heiter und ernst, doch alle gleich harmlos, einfache Melodien dazu, zumeist in Liedform, einzelne im neueren Stil, prächtige Bilder, von denen manche sich als alte Bekannte aus der „Deutschen Jugend“ vorstellen — das ist's, was das Buch bietet. Ein Bilderbuch für die Allerkleinsten, ein Lesebuch für diejenigen, die in der Schule die ersten Exercitien gemacht haben, ein Klavierpielbuch sowohl für Anfänger, die noch nicht über den Violinschlüssel hinausgekommen sind, wie für Vorgeschrittene. Das Buch ist gut ausgestattet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.